Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl.	— kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl.	45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl.	2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl.	— kr.
Für einen Monat	1 fl.	— kr.
Für 1 Band per Tag	— fl.	3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Das Crucifix.

Roman

von

Stanislaus Graf Grabowski.

Zweiter Theil.

Berlin.

Druck und Verlag von Albert Sacco.

Zimmerstraße Nr. 94.

15.

Der Regen sprühte in feinen Tropfen, als der Offizier auf Landwegen rechts der Chaussee hinter den vier Dragonern dahintrabte, die den oftmals ihren Weg unterbrechenden Anruf der preußischen Posten mit Losung und Feldgeschrei erwiederten. Ein paar Mal scherzten die ihnen begegnenden Kameraden wohl über den Gefangenen, den die Soldaten mit sich führten, aber wenige Worte der letzteren genügten, jene zum Schweigen zu bringen, und ehrerbietig machten sie dem Offizier Platz. Als sie den äußersten Flügel der preußischen Vorposten hinter sich gelassen hatten, entließ Stephan seine Begleiter, die ihm noch lange theilnehmend nachblickten, und setzte seinen Weg allein fort.

Die durch tiefhängende Regenwolken noch vermehrte Dunkelheit hinderte ihn, weit um sich blicken zu können; desto gespannter lauschte sein

Ohr jedem Tone, der durch die Stille der Nacht zu ihm schallte; oft parirte er sein Pferd, um besser zu hören, und mehr als einmal fuhr die Hand nach der Pistole in der Holfter, aber bald hatte er sich überzeugt, daß er sich nur durch den zu ihm herübergetragenen Schall habe täuschen lassen.

Er hatte jetzt das auf dem halben Wege nach Posen liegende Dorf Nekla zur linken Seite liegen, und bereits zog die erste Morgendämmerung hinter ihm am Horizont herauf. In dem großen Dorfe, dem er sich auf geringe Entfernung nähern mußte, herrschte noch eine Todtenstille, nur hin und wieder schlugen die Hunde an, was in Stephan den Verdacht erregte, es könnten sich polnische Patrouillen durch das Dorf ziehen; daher beeilte er die Gangart seines Pferdes und hielt sich auf den Feldern neben der Chaussee, die er nicht zu betreten wagte.

Plötzlich spitzte sein Pferd die Ohren und wandte den Kopf seitwärts. Stephans Auge folgte der Richtung, denn er schloß, daß das scharfe Gehör des Thieres ein verdächtiges Geräusch bemerkt haben müsse. Er täuschte sich nicht; auf der Chaussee hielten zwei Reiter, deren dunkle Gestalten nicht erkennen ließen,

welcher Partei sie angehörten; wie es Stephan schien, hatten sie sich ihm zugewendet und lauschten aufmerksam auf den Hufschlag seines Pferdes. Der ungebahnte Weg, den er an dieser Stelle eingeschlagen hatte, führte über schmal bestellte Aecker, zwischen denen sich tiefe Furchen hinzogen, so daß ein schneller Ritt darüber, besonders in der Dunkelheit, sehr gefährlich war; zu seiner Linken lag in einiger Entfernung ein dichtes Gehölz, durch das sich ein Pferd nicht leicht den Weg bahnen konnte; darum blieb dem Offizier nichts übrig, als ruhig seinen Ritt fortzusetzen.

— Wer reitet da? rief die Stimme eines der Männer dem Offizier in polnischer Sprache zu. Antworte, oder ich gebe Feuer!

Die Entfernung, welche Stephan von den sich augenscheinlich als polnische Patrouille ausweisenden Leuten trennte, war doch noch so groß, daß er die Drohung nicht fürchtete; deshalb ließ er sich auch in seinem kurzen Trabe nicht stören, erwiederte aber doch in polnischer Sprache hinüber:

— Ich bin Euer Freund, komme von Wreschen und bringe Befehle nach Kostrzyn.

— Halte einen Augenblick, Kamerad! rief

einer der Polen wieder. Was giebts Neues in Wreschen?

— Nichts von Bedeutung! erwiederte Stephan hinüber, ließ sich aber nicht aufhalten.

Unglücklicherweise nöthigte ihn ein ziemlich breiter zwischen den Aeckern hinlaufender Abzugsgraben, dessen vom Regen durchweichte Ränder einen Sprung darüber bedenklich machten, sich der Chaussee mehr zu nähern; der Offizier vertraute indessen den beiden Leuten gegenüber auf seine Waffen, wenn jene es versuchen sollten, ihn aufzuhalten.

Seine Eile mußte aber den Beiden verdächtig erschienen sein, denn drohender rief man ihm zu, anzuhalten und die Losung zu geben. Stephan erwiederte nichts, bemerkte aber gleich darauf zu seinem Schrecken, daß eine zweite, drei Mann starke Patrouille sich im Trabe von Kostrzyn aus auf der Chaussee näherte; an den aufgerichteten Sensen erkannte er leicht und sicher die irregulaire Kavallerie der Polen. Er schwankte, ob er es, auf die militärische Unkenntniß und Nachlässigkeit dieser Leute vertrauend, wagen solle, sich einer Unterredung mit ihnen auszusetzen, entschied sich aber doch schnell für das sicherste Mittel, durch die Schnel-

ligkeit seines Pferdes, das den Thieren Jener überlegen war, zu entkommen.

Ohne Zögern setzte er daher glücklich über den Abzugsgraben und trieb sein Pferd zum Galopp an, dessen Schnelligkeit aber durch die tiefen Ackerfurchen sehr beeinträchtigt wurde. Dieses Verhalten bestätigte den schon rege gemachten Verdacht der beiden Polen, und dem Fliehenden schnell folgend, feuerten sie einen Schuß ab, um die Aufmerksamkeit der neu hinzugekommenen Patrouille ebenfalls auf ihn zu lenken, was ihnen auch vollkommen gelang. Von zwei Seiten sprengten die Reiter auf den Offizier ein, der sich indessen bald überzeugte, daß er nicht viel von ihnen zu fürchten habe, da die Entfernung zwischen ihnen sich mit jedem Augenblick vergrößerte.

Aber Stephan hatte Mühe, sein Pferd fortzutreiben, das in kurzen ununterbrochenen Sätzen die breiten Furchen überspringen mußte, welche Zumuthung das sonst so sichere und gehorsame Thier scheu und unwillig machte. Plötzlich that das Thier einen Fehlsprung, sank tief in den aufgeweichten Boden und stürzte mit solcher Gewalt auf die Vorderfüße nieder, daß der Reiter aus dem Sattel geschleudert wurde und, von

dem Fall betäubt, regungslos liegen blieb. Ein Jubelruf der Verfolger begleitete diesen Vorgang; das wild gewordene Pferd Stephans aber sprang, an allen Gliedern zitternd, auf und eilte dann flüchtig über die Felder fort.

Einen Augenblick später waren die Polen bei dem bewußtlosen Reiter angelangt und sprangen erstaunt von den Pferden, als sie seine Kleidung erkannten.

— Der arme Kerl hat uns für Preußen gehalten, sagte der eine Reiter.

Man bemerkte, daß er durch den Fall eine leichte Verwundung an der Stirn erhalten hatte, die aber von geringer Bedeutung erschien. Als die Umstehenden ihn aufhoben und rüttelten, erwachte Stephan zum Bewußtsein und konnte nur mit Mühe seine Fassung behaupten, als er sich in den Händen der Polen sah.

— Das war ein unglücklicher Zufall, sagte entschuldigend einer der Reiter zu ihm; warum hörtest Du aber auch nicht auf unsern Ruf, da Du doch einer der Unsrigen bist?

— Wo ist mein Pferd? fragte Stephan erschrocken, als er dieses nirgends erblickte. Ich habe Eile, nach Kostrzyn zu kommen.

— Das wirst Du wohl erst im Stalle wie-

derfinden, wenn es die Preußen nicht auffangen, lachte ein Anderer, denn das erschreckte arme Thier ist über die Felder fortgelaufen.

— Ich muß nach Kostrzyn, sagte Stephan dringend rathlos um sich blickend.

— Wo bist Du zu Hause, Kamerad? fragte ein anderer Pole scharf, denn Stephans schlechter Accent des Polnischen machte ihn mißtrauisch. Du sprichst nicht wie wir in dieser Gegend.

— Aus Westpreußen, suchte sich dieser zu entschuldigen.

— Gieb mir Deinen Brief, ich werde nach Kostrzyn reiten und ihn abgeben, sagte der Reiter wieder.

— Ich habe eine mündliche Bestellung, wendete Stephan ein.

— Von wem? fragte der Pole.

— Von Mieroslawski selbst.

— Aus Wreschen? Hast Du ihn gestern Abend dort gesehen? forschte der Pole weiter.

Stephan bejahte es. Die Unterredung, die seine ganze Anstrengung erforderte, richtig zu verstehen und sich auszudrücken, belästigte und beunruhigte ihn auf das Aeußerste.

Der Pole warf einen Blick auf seine Be-

gleiter, die, weniger argwöhnisch als er, bei des Offiziers Antwort doch stutzten.

— Mieroslawski war gestern Abend in Wreschen? fragten mehrere Stimmen erstaunt. Er ist ja schon Mittags nach Miloslaw abgegangen!

— Hast Du einen Paß von Mieroslawski oder von einem andern unserer Offiziere? fragte der erste Pole ziemlich barsch.

Stephan begriff, daß man ihm mißtraute und daß die Entdeckung nahe bevorstand.

— Ich habe keinen Paß, erwiederte er kurz.

— Dann haltet den Burschen fest; der ist keiner der Unsrigen! rief der Pole entschieden. Wir wollen doch zusehen, ob er keine Papiere bei sich hat.

Ehe Stephan eine Bewegung machen konnte, fühlte er sich kräftig ergriffen, und die Hände der Polen durchwühlten seine Taschen, aus denen der eine bald die Depeschen und den Paß des Generals nach Posen hervorholte.

— Ein Verräther! ein Deutscher! Er bringt Briefe an das Militär in Posen! rief man wild durcheinander, und einer der Polen hob wüthend die Sense, um sie auf Stephan niederfallen zu lassen, aber einer der anderen Leute, der zuerst

den Verdacht auf den Offizier gelenkt hatte und ein gewisses Uebergewicht über seine Kameraden zu behaupten schien, hielt seinen Arm auf und sagte, auf das um Stephans Hals hängende Crucifix deutend:

— Er ist Katholik. Wir wollen ihn aber nach Miloslaw mitnehmen, fuhr er fort. Bindet ihn fest, und mag er dann mit unsern Pferden um die Wette laufen.

Die Uebrigen fügten sich dem Beschlusse und nachdem sie Stephan mit einer Fouragierleine gebunden und Einer den Brief zu sich gesteckt hatte, bestiegen sie lachend die Pferde und nöthigten durch rohe Stöße den jungen Mann, zwischen ihnen zu gehen, während einer von ihnen das Ende der Leine in der Hand behielt, die ihn fesselte.

Stephan, der sich der üblen Behandlung fügen mußte, folgte zähneknirschend, denn er wußte, daß ihm eine nutzlose Weigerung nur noch weitere Schmähungen zuziehen würde. Seine Gedanken waren von der traurigen Lage, in der er sich befand, und den noch drohenderen Aussichten ganz in Anspruch genommen, so daß er wenig auf das Gespräch der Polen, das er auch nur theilweise verstand, achtete; außerdem

schmerzte ihn die an der Stirn erhaltene Wunde jetzt auch heftig. Er entnahm nur aus der geführten Unterhaltung, daß Mieroslawski gestern schon Wreschen verlassen und sich nach Miloslaw begeben habe, wohin ihm die ganze Insurgentenschaar aus erstgenanntem Orte in derselben Nacht folgte, und daß seine Begleiter denselben Weg einschlagen und ohne Aufenthalt diese beinahe drei Meilen entfernte Stadt erreichen wollten. An ein Entkommen war nicht zu denken, wenn nicht irgend ein glücklicher Zufall eine in jener truppenleeren Gegend nicht zu erwartende preußische Patrouille zu seiner Rettung herbeiführte.

Die Polen ließen übrigens in ihrer schlechten Behandlung des jungen Mannes nach, da dieser keinen Versuch machte, ihnen zu entfliehen, und sie nahmen die Rücksicht auf ihn, nur im Schritt zu reiten. Auf dem halben Wege ungefähr kehrten sie in den Krug eines Dorfes ein, hielten sich aber nur kurze Zeit daselbst auf und traten bald ihren Weiterritt an. In diesem Dorfe hatte der indessen vor der Thür bewachte Offizier viel auszustehen, denn trotz der frühen Morgenstunde hatte sich das Gerücht von der Ergreifung eines Spions schnell unter die

Dorfbewohner verbreitet, und diese umringten den Gefangenen unter Verwünschungen und Drohungen; besonders feindlich verhielten sich die Weiber ihm gegenüber und bezeigten große Lust, Hand an ihn zu legen, was seine Begleiter nur mit vieler Mühe zu verhindern vermochten.

Erschöpft und ermüdet von der Anstrengung des langen Weges und seiner Seelenleiden, erreichte er gegen Mittag Miloslaw, dessen Besetzung durch die Insurgenten schon die um die Stadt herum ausgestellten Posten anzeigten. Mit dem Eintritt in diese Stadt schwand jede Hoffnung des Gefangenen, denn er wußte, daß die Tages zuvor in der Nähe befindlichen, bei Wreschen aufgestellten Truppen diese Stellung heute Morgen verlassen und sich weiter zurückgezogen, wozu er am vergangenen Abend selbst den Befehl gebracht hatte.

Auf den Straßen von Miloslaw wimmelte es bunt durcheinander von uniformirten polnischen Soldaten, Jägern und Uhlanen, die ein vollständig militärisches Aussehen hatten, und von wildaussehenden Sensenmännern, von denen der größte Theil schreiend und im Branntweinsrausche taumelnd durcheinander wogte; aus den

Häusern trugen Weiber und Kinder ihnen Getränke und Speisen zu und bewillkommneten sie freudig als Erretter des Vaterlandes; aus vielen Fenstern wehten roth und weiße Fahnen. Als die kleine, Stephan geleitende Abtheilung die lange, durch die ganze Stadt führende Straße betrat, strömte man von allen Seiten darauf zu und fragte die Reiter nach dem Gefangenen. Kaum hatten diese ihre Antwort gegeben, so erhob sich ein drohendes Geschrei, und die Wuth der fanatisirten und berauschten Menge stieg so hoch, daß nur das Hinzukommen eines alten Edelmannes, den man allgemein zu kennen und zu schätzen schien, den Bedrohten vor dem grausamen Schicksal rettete, das bereits viele in der Provinz in die Hände der Polen gefallene Deutsche und Juden erlitten hatten, von dem zügellosen Pöbel nämlich stückweise zerrissen zu werden.

Ein freudiges Erstaunen ergriff Stephan, als er den Mann, der das Volk zu beruhigen suchte, genauer ansah; er erkannte Koniecki, dem er in ähnlicher Lage in Posen das Leben gerettet hatte und auf dessen Zuneigung er rechnen zu können glaubte. Aber erkannte dieser den Offizier in seiner Verkleidung wirklich nicht, oder

war er jetzt auch von dem Hasse gegen die Preußen fanatisirt, oder wollte er endlich auch seine eigene Sicherheit nicht gefährden — er warf zwar einen scharfen Blick auf das Gesicht des Gefangenen, aber seine Züge blieben kalt und unbeweglich, als erinnere er sich gar nicht, es schon einmal gesehen zu haben. Der junge Mann wollte ihn nicht anreden, denn er begriff nicht seine Absicht und fühlte sich auch durch Koniecki's Benehmen verletzt; die einen Augenblick in ihm aufgestiegene Hoffnung, daß Koniecki den Versuch machen könne, ihn zu retten, scheiterte an dessen Kälte, die ihm auch nicht einen Strahl des Trostes zukommen ließ.

Er schauderte unwillkürlich, wenn er an das ihm bevorstehende Geschick dachte, aber er war entschlossen, sich nicht als Offizier zu erkennen zu geben, wenn er auch überzeugt war, daß die höheren polnischen Führer ihn als solchen besser behandeln und wohl nicht wagen würden, sein Leben öffentlich anzutasten; ihn hielt die Kleidung, in der man ihn gefangen hatte, und der zu erwartende Triumph der Polen von diesem Bekenntnisse ab. Er wußte nicht eher, wohin man ihn führte, bis er vor dem am Ausgange der Stadt liegenden gräflichen Schlosse stand.

In diesem mußten die Führer der Insurrektion ihren Aufenthalt genommen haben, denn auf dem Hofe standen mehrere gesattelte Pferde polnischer Offiziere und Ordonnanzen trieben sich umher, die manchen höhnenden Blick auf den Gefangenen warfen, auch wohl Schmähungen gegen ihn ausstießen, doch ihrem Hasse nicht so ungezügelten Lauf ließen, als das Volk und die Sensenmänner in der Stadt. Der polnische Edelmann Koniecki begab sich sogleich nach ihrer Ankunft mit einem der Reiter, der des Generals Depesche aufbewahrte, in das Schloß hinauf, und die Uebrigen blieben bei Stephan zurück, der wohl eine Stunde auf dem Hofe in vollständiger Ungewißheit über sein Schicksal warten mußte.

Nach Verlauf dieser Zeit, die ihn unendlich lang dünkte, kehrte der Begleiter Stephans aus dem Schlosse zurück und bedeutete diesen, ihm zu folgen. Der junge Mann schritt seinem Führer nach, die Haupttreppe im Schloß hinauf und durch die langen Korridore, die stark mit Posten der polnischen Jäger besetzt waren; vor einer Thür, an der mehrere Ordonnanzen standen, blieben sie stehen.

Gleich darauf öffnete sich diese Thür und

ein junger Mann in polnischer Offiziers-Uniform fragte hinaus:

— Ist der Gefangene schon hier?

Auf sein Zeichen trat Stephan mit dem Reiter ein.

Es war ein großes, sehr elegant ausgestattetes Zimmer, in das man ihn gerufen hatte; die Meubles hatte man zum größten Theil entfernt, dafür wurde der ganze Raum durch lange, jetzt mit Papieren und Plänen bedeckte Tische eingenommen und gewährte dadurch den Anblick einer Büreaustube, was sie auch in der That war. An der der Eintrittsthür gegenüberliegenden Wand war ein mächtiger weißer Adler von Gyps, von roth und weißen Fahnen umgeben, angebracht. In diesem Raum befanden sich etwa zehn Personen, unter ihnen Koniecki, einige wenige in Civilkleidung, die meisten in reichen polnischen Uniformen. Alle waren den höheren Ständen angehörige, meist ältere, soldatisch aussehende Leute, und ihre Blicke waren finster auf den Gefangenen geheftet, der fest und ohne ein Zeichen innerer Aufregung eintrat.

Sein Blick überflog kalt, ohne weder Demuth noch Verachtung auszusprechen, die Anwesenden und blieb auf einem Manne haften,

der an einem seitwärts stehenden Tische saß und dem die Uebrigen in ihrer Haltung ein gewisses Vorrecht zuzugestehen schienen.

Er trug einen blauen Militair-Ueberrock ohne Epauletten, war von mittlerer Größe, mit einem blassen, schönen Gesicht, das reichgelockte Haare umgaben, und schien in der Mitte des kräftigsten Mannesalters zu stehen; sein geistreicher Blick aus den blauen Augen ruhte prüfend auf dem Jünglinge, den man gebunden bis auf einige Schritte vor ihn geführt hatte. In der Hand hielt er die erbrochene Depesche des Generals und den Paß Stephans, was dessen Vermuthung, Mieroslawski selbst vor sich zu haben, bestätigte.

Nach einer Pause redete er den jungen Offizier in französischer Sprache an:

— Sie sind unter sehr verdächtigen Umständen gefangen worden, und Ihr Aussehen bestätigt nur, daß Sie dem Stande und dem Volke, dessen Kleidung Sie tragen, nicht angehören. Dieser Paß lautet nur auf den Vorzeiger, ohne dessen Namen zu nennen, aber es scheint, daß man militairische Depeschen, wie diese hier, nicht einem Jeden anvertrauen würde. Wie heißen Sie und welche Stellung bekleiden Sie?

In derselben Sprache erwiederte Stephan mit einem festen, unerschrockenen Blick auf den vor ihm sitzenden Mann:

— Darf ich mit demselben Rechte, mit dem Sie diese Frage an mich stellen, sie vorher an Sie richten?

Ein Gemurmel des Unwillens durchlief die Versammlung, aber der Angeredete veränderte keine Miene, als er ruhig antwortete:

— Ich bin der General Ludwig von Mieroslawski, Oberbefehlshaber der polnischen Armee.

— Ich kenne weder einen polnischen General, noch überhaupt eine polnische Armee auf königlich preußischem Gebiete, entgegnete der Offizier stolz. Mit welchem Rechte werde ich hier gefangen gehalten, nachdem man mich räuberisch überfallen hat, während ich mit einem Auftrage im königlichen Dienste betraut war?

— Wir wollen uns nicht über das Recht streiten, das Sie nicht anerkennen wollen, sagte Mieroslawski mit einem leichten Anfluge von Spott. Uebrigens haben Sie ihm bereits stillschweigend nachzugeben für gut befunden, wie es scheint, denn diese Kleidung und der Weg, den Sie wählten, entsprechen wenig der stolzen

Sicherheit, mit der Sie sich auf Ihren Auftrag berufen. Wie heißen Sie?

— Ich werde hier nicht vor Männern antworten, die in offener Rebellion gegen ihren König begriffen sind, und —

— Genug, unterbrach ihn Mieroslawski; dann werden Sie aber auch nicht auf die Behandlung Anspruch machen, die einem mit Aufträgen des königlichen Dienstes Betrautem nach Ihrer Ansicht gebührt.

— Ich protestire gegen diese ungesetzliche Verhaftung und Gefangenhaltung und beanspruche die Behandlung, die einem treuen Unterthanen dieses Landes gebührt, sofortige Freilassung und Satisfaktion, erwiederte Stephan trotzig.

— Es wird sich bald entschieden haben, wem dieses Land gehört, sagte Mieroslawski unmuthig, und, auf den weißen Adler an der Wand deutend, fuhr er fort: Der Platz, auf dem Sie sich jetzt befinden, gehört der Republik Polen, deren bestellter Oberbefehlshaber ich bin, und auf ihm herrscht das Standrecht, das einem Spion den Strang verspricht.

Um das heftiger werdende Gespräch zu beenden, wie es Stephan schien, trat Koniecki in

diesem Augenblicke an den polnischen Befehlshaber heran und flüsterte ihm einige Worte in das Ohr, wobei sein Blick auf den Gefangenen streifte; wahrscheinlich theilte er Jenem mit, daß ihm Stephan bekannt und daß er preußischer Offizier sei, denn Mieroslawski erwiederte laut:

— Ich war davon überzeugt; das kann aber unter diesen Umständen nichts ändern.

Dann wandte er sich zu einem jüngeren polnischen Offizier und sagte:

— Der Gefangene wird vorläufig in strenge Haft gebracht, bis ein Kriegsgericht über ihn niedergesetzt worden ist. Bereiten Sie die Anklage wegen Spionirens und alles Nöthige dazu vor.

Mit einer leichten Handbewegung gegen den Gefangenen hin wendete er sich auf seinem Stuhle um und ergriff eines der vor ihm liegenden Papiere.

Der junge Offizier hatte es verschmäht, ein weiteres Wort an den Polen zu richten; mit kaltem, verächtlichem Blicke auf die Anwesenden folgte er der Aufforderung des polnischen Offiziers, der angewiesen war, ihn zu arretiren.

Was in dem Zimmer vorgegangen war, mußte bereits einen Weg zu den Ohren der

Draußenstehenden gefunden haben, denn sie blickten noch finsterer und höhnischer als zuvor auf Stephan, der sie keines Blickes würdigte. Auf dem Hofe wurde er einem kleinen Kommando uniformirter Jäger übergeben, die ihn in ihre Mitte nahmen und unter Leitung des polnischen Offiziers durch einen Theil der Stadt nach dem Rathhause führten, in dem sich eine starke Wache von Sensenmännern befand.

Ein wildaussehender Mann, der wahrscheinlich ein Gefängnißwärter war, trat ihnen hier entgegen und empfing die Instruktionen des Führers, worauf ihm der Gefangene übergeben wurde.

— Wird man nicht wenigstens die Stricke lösen, die mich schon seit heute Nacht fesseln? fragte Stephan seinen Wächter.

— Das ist nicht nöthig, ich habe keinen Befehl dazu, erwiederte dieser kurz und barsch, ihm voranschreitend.

Der Weg zu seinem Gefängnisse führte eine Treppe hinab in die Souterrains des Gebäudes, aus denen eine dumpfe, ungesunde Luft den jungen Mann anwehte. Der Gefängnißwärter öffnete eine starke, mit Eisen beschlagene Thür, deren sich mehrere auf dem Korridore neben einander befanden, und machte dem Gefangenen

gleichgültig ein Zeichen, einzutreten, und als dies geschehen, ohne ein weiteres Wort die Thür hinter ihm zuschloß.

Obgleich es Mittagszeit war, fiel das Tageslicht doch so spärlich durch das einzige kleine, vergitterte Fenster, das sich nahe an der Decke der Zelle befand, daß Stephan einiger Zeit bedurfte, ehe er seinen Wohnort für die nächste Zeit vollständig in Augenschein nehmen konnte. Der Raum bildete ein längliches Viereck von wenigen Quadratschritten, und seine ungetünchten Wände von Ziegelsteinen und die Steinplatten des Fußbodens konnten durchaus keinen Anspruch auf ein gefälliges Aeußere machen. In dieser Zelle befand sich nur eine alte eiserne Bettstelle, auf der ein zerrissener dünner Strohsack lag, und mehrere in die Wand eingemauerte starke Eisenringe bewiesen, daß dieser Raum wohl schon öfter zum strengen Gefängniß benutzt sein mußte.

Stephan, der seine von Schmerzen durch das feste Binden erstarrten Arme nicht bewegen konnte, setzte sich auf das Bett nieder und fand nun Muße, sich ungestört seinen recht trüben Gedanken zu überlassen. Wenn er seine jetzige Lage mit der in dem Gesellschaftszimmer vor wenigen

Stunden verglich, vermochte er kaum den schnellen Wechsel zu begreifen, und hätte geglaubt, daß ihn ein böser Traum befangen halte, wenn ihn nicht seine Umgebung nur zu deutlich von der ganzen traurigen Wahrheit überzeugt hätte. Er dachte an Josepha, an Xaviera, was sie denken würden, wenn sie ihn in dieser Lage wüßten, nur bitter fragte er sich, ob der Letzteren Haß wohl noch stärker als ihr Mitgefühl für seine Leiden sein werde. Bald mußte er aber seiner erschöpften Natur nachgeben, die nach den Anstrengungen der vergangenen Nacht und des Tages die Ruhe forderte; er streckte sich daher so bequem, als es seine Fesseln erlaubten, auf den Strohsack nieder und schlief bald fest.

Seine Ermüdung war so groß, daß er kaum im halben Wachen hörte, wie der Gefängnißwärter eintrat und ihm eine sehr einfache Kost vor das Bett niedersetzte, worauf er ihm mittheilte, daß er die Anweisung erhalten habe, ihm die Stricke loszubinden, da er ja ohnehin hier in festem Verwahrsam sei. Als der junge Mann seine schmerzenden Glieder von dem lästigen Zwange befreit fühlte, befand er sich bedeutend wohler und streckte sich von Neuem zu einem gesunden, langen Schlafe nieder.

16.

Mehrere Tage waren Stephan in dieser Lage vergangen, ohne daß sich Jemand um ihn zu kümmern schien; hatte man ihn wirklich vergessen, oder lag es vielleicht in der Absicht der Polen, seinen Muth durch die lange schwere Gefangenschaft erst ganz zu brechen, ehe man zu einer kriegsgerichtlichen Vernehmung, wie sie Mieroslawski befohlen hatte, schritt — er konnte es nicht erfahren, denn er sah Niemand außer seinem Wärter, und dieser beantwortete seine dringenden Fragen mit einem so hartnäckigen Stillschweigen, daß er endlich die Hoffnung, ihn zu erweichen, ganz aufgeben mußte. Täglich erschien dieser Mann drei Mal in seiner Zelle, ihm seine schmale Kost zu bringen, aber stets blieb sein Blick feindselig und mürrisch.

Von Koniecki, auf den er einen Augenblick seine Hoffnung gestützt hatte, hörte Stephan durchaus Nichts und mußte zu der Ueberzeugung gelangen, daß dieser Mann seine Ansichten entweder, durch den anscheinend glücklichen Erfolg der Insurrektion bewogen, geändert oder vielleicht

auch damals eine Anschauungsweise der Verhältnisse dem Offizier gegenüber nur erheuchelt habe, die seiner wirklichen ganz entgegengesetzt war. Schon seine Anwesenheit an dem Mittelpunkt der aufrührerischen Operationen schien diese letztere Annahme zu bestätigen. Stephan verwünschte den heuchlerischen Polen, der seinen Dienst mit solchem bittern Undanke lohnte, schon aus vollem Herzen, als sich eines Abends die Thür seines Gefängnisses öffnete und Koniecki eingelassen wurde.

Er trug zwar nicht die militairische Uniform der Insurgenten, aber eine roth und weiße Binde um den Arm und eine gleichfarbige Kokarde bezeugten doch, daß er sich ihnen öffentlich sehr nahe gestellt habe. Ohne sich zu erheben, sah ihn Stephan gleichgültig an und erwartete die Anrede des Polen.

Dieser warf noch einen vorsichtigen Blick auf die Thür zurück, ob dieselbe durch den Wärter auch vollständig wieder geschlossen sei, und streckte dann dem Offizier mit einem freundlichen, theilnehmenden Gesichte die Hand entgegen.

— Sie werden mir zürnen, daß ich Sie, anscheinend theilnahmlos, nicht früher aufgesucht habe, sagte er, Stephans Abneigung, seinen

Gruß zu erwiedern, bemerkend; aber ich bin vor einer Stunde erst von Wreschen zurückgekehrt, wohin ich mich auf Mieroslawski's Befehl gleich nach Ihrer Einbringung als Gefangener begab, um dem dortigen Unwesen zu steuern, das unsere zurückgebliebenen Leute und die Einwohner gegen Deutsche und Juden trieben. Ich konnte Sie deswegen um so eher aus den Augen lassen, weil ich mir die Gewißheit verschafft hatte, daß man in den nächsten Tagen nichts gegen Sie unternehmen würde. Sie sind hier aber in einer fatalen Lage.

— Ich sollte glauben, daß man dasselbe von Ihnen schließen könnte, erwiederte Stephan kalt, wenn ich mich der Aeußerungen erinnere, die Sie über die Thorheit dieses Aufstandes und Ihre Abneigung, daran theilzunehmen, vor kurzer Zeit erst in Posen gegen mich thaten.

— Es ist sehr natürlich, daß Sie meine Anwesenheit an diesem Orte in Erstaunen setzt, meinte der Pole ruhig, und ich fühle mich verpflichtet, Ihnen eine Aufklärung meines Handelns zu geben. Ich bin noch vollständig der Ansicht, die ich Ihnen gegenüber entwickelte, und Sie sehen mich nur hier, weil das, was ich fürchtete, eingetroffen ist und zwar in einem noch

ausgedehnteren und schrecklicheren Maße, als ich es selbst erwartet hatte, ich meine das Blutvergießen und die Gräuel der losgelassenen Volkswuth, wie sie neuerdings in Wreschen stattgefunden haben. Solche unnatürliche Scenen muß der aufrichtige Patriot um so tiefer fühlen, weil die Zügellosigkeit einzelner roher Individuen den Namen des ganzen Volkes entehrt, zu dem er sich mit freudigem Stolze bekennt; seine Pflicht ist es dann, alle seine Kräfte zu einer heilsamen Gegenwirkung darzubieten. Das allein war meine Absicht, als ich die Wahl in das National-Comité annahm, in das mich das Vertrauen meiner Landsleute berufen hatte; ich habe es mir zur Aufgabe gestellt, einer versöhnenden, nachgiebigen Milde in die Herzen der Männer Eingang zu schaffen, welche die Leitung dieser Bewegung in der Hand haben. Sie werden meinen Schritt nicht mißbilligen, hoffe ich, und mein Verhalten gegen Sie selbst wird Sie bald überzeugen, daß ich die Wahrheit spreche.

— Sie haben mir bis jetzt nur einen schlechten Dienst erwiesen, sagte Stephan, nur halb überzeugt. Hätte mir daran gelegen, mich Mieroslawski gegenüber als königlichen Offizier vor-

zustellen, wie Sie es gethan haben, so würde ich allein zu diesem Mittel gegriffen haben.

— Sie sind ungerecht, Herr von Willing, entgegnete der Pole. Wie können Sie annehmen, daß es nicht durchaus in meiner Absicht liegen sollte, dem Retter meines Lebens die große Schuld freudig abzutragen? — Ich begriff vollständig das Gefühl, das Sie hinderte, Ihren wahren Namen und Stellung Männern gegenüber kundzugeben, deren Berechtigung zu Ihrer Gefangenhaltung Sie nicht anerkennen können, aber mein Zweck war, Ihnen eine Ihrem Stande gemäße Behandlung zu sichern, und habe ich diesen nicht erreicht, wie ich mich leider überzeugen muß, so kann mich keine Schuld treffen. Uebrigens hat meine Erklärung wohl jedenfalls bewirkt, daß man Ihr Leben nicht bedrohen wird, denn ich weiß, daß Mieroslawski es nicht wagen darf, Hand an einen Offizier zu legen, dessen Schicksal man unerbittlich streng rächen würde. Wäre ich hier am Orte geblieben, so dürfte ich wohl hoffen, Sie vielleicht jetzt schon auf freien Füßen zu sehen; seien Sie aber überzeugt, daß ich Nichts unversucht lassen werde, meinen Einfluß auf den General sogleich in diesem Sinne geltend zu machen.

Er reichte Stephan nochmals die Hand, und dieser, durch den offenen, aufrichtigen Ton des Polen bestimmt, ergriff sie versöhnt.

— Sind denn noch nicht von Posen aus Nachfragen nach meinem Verbleiben zu Ihren Ohren gekommen? fragte er.

— Allerdings haben solche stattgefunden, und man droht mit strenger Ahndung dessen, was Ihnen zustoßen dürfte, erwiederte der Pole; aber wir sind im Kriege und Sie können denken, daß man unsererseits von diesen Drohungen keine Notiz nimmt; außerdem sind Sie auch leicht zu verleugnen, da Sie in dieser Kleidung gefangen wurden und selbst verschmähen, Ihren Namen zu nennen.

Stephans letzte Hoffnung schwand, denn er mußte der Richtigkeit dieser Schlüsse beistimmen, aber Koniecki beruhigte ihn damit, daß er sofort Schritte thun werde, das beabsichtigte Kriegsgericht abzuwenden und des Offiziers Aussichten so günstig als möglich zu gestalten. Auf dessen Frage nach den inzwischen in der Provinz stattgefundenen Vorfällen erzählte Koniecki, daß die Jaroslawiecer Convention zwar noch immer dem Namen nach bestehe, daß die Polen sie aber auf alle Weise zu umgehen suchten, indem sie ihre

Mannschaften nur sehr spärlich und unter Vorbehalt entließen, und daß es auch an blutigen Zusammenstößen nicht gefehlt habe. So sei auch der Süden der Provinz im Aufstande und die preußischen Truppen aus Schlesien rückten dort ein, sie hatten am 20. April die Stadt Kozmin mit Sturm genommen, und auch in der hiesigen Gegend stehe der neue Ausbruch des Kampfes nahe bevor, da die Polen zu sehr auf die einmal errungenen Vortheile trotzten und noch immer äußerst milde von der Regierung verfahren werde.

Erst nach einem mehrstündigen Aufenthalte schied Koniecki mit dem Versprechen, Stephan bald wieder zu besuchen und alle Schritte zur Erleichterung seiner Lage zu thun.

Um so mehr wurde Stephan andern Mittags durch den Eintritt des polnischen Offiziers überrascht, der ihm ankündigte, daß er ihm sogleich zu einer ersten Vernehmung durch das über ihn niedergesetzte Kriegsgericht folgen solle. Er fragte sich, ob ihn Koniecki doch getäuscht habe oder ob man vielleicht nur beabsichtige, ihn zu schrecken und zu verhöhnen; um so mehr nahm er sich aber, schnell gefaßt, vor, seine Ruhe und Entschlossenheit zu bewahren.

Wie neulich nahm ihn wieder ein Jäger=

piquet in seine Mitte und geleitete ihn bis in den Schloßhof, von wo aus man ihn wieder in dasselbe Zimmer führte, in welchem er vor einigen Tagen Mieroslawski gefunden hatte.

Die Mitglieder des Kriegsgerichts hatten sich an einem der langen Tische niedergelassen; es waren fünf polnische Offiziere, während ein sechster jüngerer das Protokoll führen zu sollen schien. Aus den Augen dieser ungesetzlichen Richter sprühte ein so tiefer Haß und Ernst auf den jungen Mann, daß dieser schnell die Ueberzeugung gewann, es könne hier doch nicht von einem Spiele, wie er vermuthet hatte, die Rede sein, sondern sein Leben stehe in Gefahr.

Es wurde nun zuerst der Kläger, derselbe Reiter, der Stephans Gefangennahme veranlaßt hatte, herbeigerufen und nach seinem Namen, Verhältnissen u. s. w. in allen den Formen gefragt, wie sie ein gesetzliches Gericht anzuwenden pflegt; die Aussagen wurden sogleich niedergeschrieben.

— Kennen Sie diesen Mann? fragte der Vorsitzende, ein weißbärtiger, kriegerisch aussehender Edelmann.

Der Befragte erzählte den Vorgang bei dem Dorfe Nekla, erkannte Stephan als den von

ihm und seinen Kameraden Verfolgten und Gefangenen an und beeidigte endlich seine Aussage.

Nun wandte man sich an Stephan selbst.

— Auf Befehl des Generalissimus der ganzen Armee der Republik Polen, General Ludwig von Mieroslawski, ist laut von dem National-Comité für den Bezirk aller polnischer Länder festgesetztem Standrecht dieses Kriegsgericht, aus nachfolgenden Personen bestehend, niedergesetzt worden (folgten die Namen), um über den am 16. April 1848 Morgens nach Miloslaw gefangen Eingebrachten, dessen Namen noch nicht bekannt ist, den Gesetzen gemäß Recht zu sprechen, las der Vorsitzende. Derselbe wird laut §§. — des Standrechts unter die Anklage des Verraths an der Republik Polen, auf deren Gebiet er mit den Waffen in der Hand bei Ueberbringung einer Depesche des Feindes ergriffen worden, und des Spionirens auf demselben Gebiete gestellt. — Wie heißen Sie? fragte der Vorsitzende weiter.

— Ich erinnere mich, mehrere dieser Herren bereits vor einigen Tagen an diesem Orte in Gegenwart ihres sogenannten Generals Mieroslawski gesehen zu haben, entgegnete Stephan kalt und verächtlich, und diese werden meine

damals abgegebene Erklärung gegen ihr ungesetzliches und rebellisches Verfahren mit mir vernommen haben. Ich berufe mich wiederholt auf diesen Protest und erkläre, daß ich fernerhin keine Antwort auf die an mich gestellten Fragen geben werde.

— Mögen Sie diesen Gerichtshof anerkennen oder nicht, sagte der Vorsitzende ebenso kalt, so wird er doch dem Rechte und dem Gesetze gemäß, das in diesem Lande jetzt herrscht, verfahren und nöthigenfalls Ihre Verurtheilung aussprechen. Es liegt daher nur in Ihrem eigenen Interesse, das, was Ihnen zur Vertheidigung gereichen kann, anzuführen.

Stephan schwieg, ohne eine Miene zu verändern, hartnäckig.

— Sind Sie fest entschlossen, nicht Ihren Namen zu nennen und sich aller Vortheile zu begeben, die Ihnen das Gesetz einräumt? fragte Jener.

Der junge Offizier verharrte in seinem Schweigen.

— Dann schreiben Sie diese Weigerung nieder, die dem Laufe der Untersuchung keinen Eintrag thun wird, sagte der Pole zu dem Sekretair.

Es wurden nun einzeln die Reiter hereingerufen, die Stephan gefangen hatten, ihre Aussage niedergeschrieben und sie vereidigt, was mehrere Stunden in Anspruch nahm. Dann schloß der Vorsitzende für heute das Gericht und wandte sich an den Gefangenen mit den Worten:

— Es wird morgen oder in den nächsten Tagen eine zweite Sitzung dieses Gerichtshofes abgehalten werden, und ich mache Sie meiner Pflicht gemäß darauf aufmerksam, daß dieses die letzte sein und daß ihr innerhalb vierundzwanzig Stunden die Bestätigung und Vollstrekkung des Urtheils nach Kriegsgebrauch folgen wird. Ich lege Ihnen daher mehr Demuth an's Herz und fordere Sie auf, bis dahin einen andern Entschluß zu fassen, der Ihr Schicksal vielleicht günstiger gestalten kann. Der Gefangene ist abzuführen, wandte er sich an die Wache, mit der Stephan, verächtlich lächelnd, hinausschritt.

Man brachte ihn wieder in sein Gefängniß.

Als sich die schwere Thür wieder geschlossen hatte, konnte sich der junge Mann einer lebhaften Unruhe nicht erwehren, denn er mußte sich gestehen, daß das ihm sicher bevorstehende Schicksal seine Befürchtungen im höchsten Grade

errege. Seine Angelegenheit lag jetzt, nachdem sie dem sogenannten Kriegsgerichte übergeben worden, nicht mehr allein in Mieroslawski's Hand, und er nahm nicht unrichtig an, daß dessen Macht nicht hinreichen würde, ihn nach einmal erfolgtem Spruche der Forderung des wüthenden, fanatisirten Insurgentenkorps zu entreißen, sagten ihm doch auf dem Rückwege aus dem Schlosse schon die Blicke der ihn begleitenden Jäger, daß sie mit Ungeduld auf den Augenblick warteten, der ihn ihrer Rache preisgäbe. Koniecki traute er nicht mehr, denn hatte dieser auch wirklich nicht die Absicht, ihn zu täuschen, so war es doch augenscheinlich, daß sein Einfluß nicht hinreichte, ihn zu schützen. Stephan blickte aufgeregt in seinem Kerker umher, ob sich denn durchaus kein Weg zum Entkommen finden lasse, aber die schnelle Ueberzeugung, daß davon gar keine Rede sein könne, überwältigte ihn bald so sehr, daß er aufstehen und unruhig in dem kleinen Raume, der nur wenige Schritte gestattete, umhergehen mußte, um die heftigen Schläge seines Herzens zu beschwichtigen.

Ungeduldig wartete er jeden Augenblick auf den ihm zugesagten Besuch Koniecki's, aber dieser kam nicht, obgleich es immer später wurde.

Die Nacht brach an und abgespannt warf sich Stephan auf sein dürftiges Lager.

Am nächsten Tage um dieselbe Zeit holte man ihn wieder zu der zweiten Sitzung des Kriegsgerichts ab und führte ihn in das Schloß. Er hatte seine Fassung wiedergewonnen und war fest entschlossen, sich ganz ebenso wie das vorige Mal zu benehmen, denn er wußte, daß sein Nachgeben selbst seinen Richtern feige erscheinen und doch nichts in ihrem Spruche ändern würde; auch dachte er schon daran, daß es besser sei, sein schimpflicher Tod verschwinde ungekannt in den vielen blutigen Ereignissen, die den Weg der polnischen Insurgenten damals bezeichneten, als daß er zu den Ohren seiner Freunde, doch zu spät für seine Rettung, gelange.

Dieses Mal wurden die beiden letzten der Reiter vernommen und, da der Gefangene durchaus keine Antwort gab, die Untersuchung bald geschlossen und für ganz beendigt erklärt.

Als Stephan in Begleitung des Offiziers, der ihn aus seinem Gefängnisse abgeholt hatte, die Treppe hinunterstieg, die von hin- und hergehenden Ordonnanzen belebt war, machte ihn plötzlich das Rauschen eines seidenen Damenkleides aufmerksam, und er schlug die fest auf

die Erde gerichteten Augen schnell auf. Eine tiefe Röthe stieg in sein Gesicht, als er, wenige Schritte von sich entfernt, die Gräfin Sophie Ostrowska erkannte, die in einer eleganten Haustoilette die Treppe heraufkam. Sein erstes Gefühl war der Wunsch, sich nicht von der Dame erkannt zu sehen, denn einmal fürchtete er ihr triumphirendes Lächeln, den Feind ihres Volkes in dieser demüthigenden Lage zu finden, und dann setzte ihn seine Kleidung, die durch den Transport nach Miloslaw und den längeren Aufenthalt im Gefängniß zerrissen und beschmutzt war, in unwillkürliche Verlegenheit.

Aber es war schon zu spät, ihrem Blicke auszuweichen, der zuerst gleichgültig auf ihn fiel, da sie den Offizier wohl nicht in ihm vermuthete.

Mit Blitzesschnelle aber änderte sich sogleich der Ausdruck ihres Gesichtes, und als sie einen Augenblick stutzte, malte sich eine solche tiefe Bestürzung und Erregung in allen ihren Zügen, daß Stephan selbst nicht begriff, was diese Theilnahme an seiner ihr verhaßten Person erregen könne. Ohne eines Wortes mächtig werden zu können, faßte sie in auffallender Heftigkeit nach dem kleinen silbernen Crucifix, das er noch immer

um den Hals trug, als suche sie sich einer plötzlich überkommenen Wahrnehmung zu vergewissern, und dann flog ihr Auge zu dem Gesichte des jungen Mannes empor. Jetzt aber mußte sie erst wirklich Stephan erkannt haben, denn ihre Aufregung nahm in solchem Grade zu, daß sie schwindelnd nach dem Geländer der Treppe faßte. Sowohl Stephan als sein Begleiter waren durch dieses unerklärliche Benehmen der Dame so betroffen, daß sie stehen blieben, und letzterer sprang der Gräfin, die er wohl kennen mußte, mit der höflichsten Aufmerksamkeit zu Hilfe.

Schon aber hatte diese mehr Fassung wiedergewonnen, auf ihrem Gesichte kämpfte indessen deutlich noch eine solche Menge schnellwechselnder Gefühle, daß Niemand daraus den Grund ihrer Bewegung errathen konnte. Aber die Gräfin mußte einen besondern Grund haben, sich nicht weiter zu erklären, denn verwirrt dankte sie mit stummen Kopfnicken dem polnischen Offizier, der sich ihr' genähert hatte, warf dann noch einen langen Blick auf Stephan und eilte schnell die übrigen Stufen der Treppe hinauf.

Der Pole sah den Gefangenen verwundert an, mochte es aber doch unter seiner Würde

halten, ihn anzusprechen, und Beide setzten ihren Weg fort.

Wie im Traum legte Stephan den übrigen Weg zu seinem Gefängnisse zurück, denn er ahnte nicht im Entferntesten, in welcher Beziehung das Crucifix, das er trug und das unzweifelhaft die Augen der Gräfin mit solcher Erregung auf sich gezogen hatte, zu dieser selbst stehen könne, denn er wußte, daß das Erkennen seiner eigenen Person nicht einen solchen tiefen Eindruck auf sie hätte machen können, auch waren ihm ihre Blicke auf ihn weniger feindlich als theilnehmend erschienen. Bald gab er aber sein Nachsinnen, dessen gänzliche Erfolglosigkeit sich herausstellen mußte, auf und wurde wieder ganz von den Gedanken an seine nächste Zukunft in Anspruch genommen. Noch heute hatte er sein Urtheil zu erwarten, das zwischen Kugel und Strang entscheiden mußte, und beide wenig tröstlichen Aussichten waren wohl geeignet, den jungen Mann tief niederzudrücken, der noch in der Blüthe der Jugend stand und dessen Herz noch manche heiße Sehnsucht in sich barg.

Bald nach seiner Rückkehr hörte er die Schlüssel an der Kerkerthür wieder rasseln und er schauderte leise, denn er erwartete die endliche

Gewißheit seines Schicksals. Aber er hatte sich getäuscht; Koniecki trat ein.

Er sah blaß aus und schien heftig aufgeregt, und als er mit einem innig wehmüthigen Blicke Stephans Hand drückte, fühlte dieser, daß sein Mißtrauen ein ungerechtes gewesen war.

— Verzweifeln Sie nicht, Freund, sagte der Pole mit einem Ausdruck, der seinen Trost Lügen zu strafen schien; ich stehe Ihnen dafür, daß ich Sie rette, wenn sich nicht eine höhere Macht unseren Plänen in den Weg legt.

— Bin ich verurtheilt? fragte Stephan mit innerer Unruhe.

— Ich weiß es nicht, aber ich zweifle nicht mehr daran, erwiederte Koniecki. Aber beruhigen Sie sich, ich werde Sie dennoch retten. Ich habe meine ganze Ueberredungskunst erschöpft, dem General die unausbleiblichen Folgen einer Antastung Ihrer Person vorzustellen und ihn von dem Entschlusse, Sie vor ein Kriegsgericht zu stellen, abzubringen. Er blieb fest dabei, ein Beispiel geben zu wollen, und unterstützte seinen Entschluß dadurch, daß Ihr eigenes Bekenntniß Sie nicht als Offizier darstelle, man ihm mithin keinen Vorwurf machen könne; er sagte ferner, daß er dem Verlangen seiner Umgebung und

der Wuth seiner Soldaten nachgeben müsse, deren lockere Disziplin sie leicht zur offenen Meuterei führen könne. Ich fürchte sogar, daß man mir selbst schon mißtraut, weil ich zu warm für Sie sprach. Man wird Ihnen noch heute Ihr Urtheil verkünden, das wohl auf Tod durch die Kugel lauten wird, aber verlieren Sie nicht den Muth. Ich habe ein gefährliches Wagniß im Sinn, das mich selbst auf das Aeußerste bedroht, aber ich werde nie vergessen, daß ich Ihnen mein Leben schulde. Vor allen Dingen bedarf ich aber einiger Zeit, um den Gefängnißwächter zu gewinnen; es handelt sich daher nur darum, die Aufschiebung der Urtheilsvollstreckung zu erlangen, und dahin muß ich zuerst mein Bestreben richten.

Stephan bat ihn, sich selbst nicht in sein unglückliches Geschick zu verwickeln, aber trotz seiner Zurückweisung blieb der Pole fest bei seinem Entschlusse, den er dadurch ausführen zu können glaubte, daß er die Wache, wenn solche durch die unmilitairischen Sensenmänner besetzt würde, berauschte und dann die Schlüssel zu Stephans Zelle durch List, Bestechung oder endlich durch Gewalt erlangte.

— Ich werde mich dann mit Ihnen unter

den Schutz der preußischen Behörden nach Posen begeben, fuhr er fort, denn es entspricht jetzt auch meinen eigenen Wünschen, mich von einer Sache loszusagen, die ich nicht billige und auf deren Gang, wie ich mich leider überzeugen muß, ich nicht hinreichenden Einfluß habe. Jetzt will ich mich aber schnell entfernen, denn ich fürchte sicher, daß man bald kommen wird, Ihnen das Urtheil zu verkündigen, und dann darf ich nicht bei Ihnen gesehen werden, was einen uns sehr gefährlichen Verdacht erregen könnte.

— Halten Sie noch einen Augenblick, bat Stephan. Vielleicht werden Sie mir einen Aufschluß darüber geben können, ob sich eine Gräfin Ostrowska auf dem Schlosse befindet und was sie dorthin führte.

— Sie kennen diese Dame und haben sie wohl heute gesehen? fragte Koniecki und fuhr fort: Es ist richtig, sie wohnt seit gestern auf dem Schlosse; ich vermag wirklich nicht, den Zweck ihres Kommens anzugeben, vermuthe aber, daß sie sich thätig an den Beschlüssen unserer Führer betheiligt und deshalb sich hierher begeben hat.

— Und sie ist allein dort? Oder hat sie eine Begleitung bei sich? fragte Stephan gespannt.

— Ich glaube, ihre Tochter ist bei ihr, erwiederte der Pole. Aber weshalb interessiren Sie diese Damen?

Stephan erzählte schnell, was ihm heute Morgen begegnet sei, und auch der Pole begriff nicht die ungewöhnliche Erregung der Gräfin, aber er schien eine Hoffnung an das Interesse zu knüpfen, das sie für Stephan hegen mußte, und nahm sich im Geheimen vor, dieses zu erforschen und nöthigenfalls ihre Hülfe für seinen Schützling in Anspruch zu nehmen.

Herzlich drückte er mit neuen Trostspendungen die Hand des jungen Offiziers, als er Abschied nahm.

Je später es wurde, desto mehr nahm Stephans Unruhe zu, denn jeden Augenblick erwartete er den Eintritt eines Offiziers, der ihm sein Todesurtheil und die Ordre, daß es morgen vollstreckt werden solle, bringen werde; aber es kam Niemand und noch ängstlicher drängte sich ihm die Vermuthung auf, man könne ihn ohne alle Vorbereitungen seinerseits zum Tode führen. In dieser Erwartung brachte er die Nacht zwischen Schlafen und Wachen zu und sah der Entscheidung sicher am anderen Morgen entgegen; aber auch dieser kam herauf und es

störte ihn nichts als sein Wächter, der seinen gewöhnlichen schweigenden Besuch machte.

Inzwischen war es acht Uhr geworden. Jetzt hörte er deutlich Schritte auf dem Korridor, die sich seiner Thür näherten. Er täuschte sich nicht; es rasselte draußen die Scheide eines Säbels und Gewehrkolben wurden auf die Erde gestoßen; man kam sicher, ihn zum Tode zu führen. In ohnmächtigem Schreck, den die Aufregung der Nacht vorbereitet hatte, griff er entsetzt an seine Stirn, als wolle er sich gewaltsam aus diesem Traum reißen, aber dieser blieb; ebenso schnell aber hatte er auch seine Selbstbeherrschung wieder erlangt und sein Auge blickte ruhig auf den eintretenden Offizier, der ihn schon früher zweimal nach dem Schlosse geführt hatte; durch die halbgeöffnete Thür erblickte er einige Jäger, die auf ihn zu warten schienen.

Der polnische Offizier winkte ihm, zu folgen, und ohne die geringste Ahnung von seiner Bestimmung zu haben, schritt Stephan, der in Erwartung des nahen Todes jetzt schon theilnahmlos und abgestumpft war, wieder zwischen den Jägern durch die Straßen.

17.

Als die erste Macht der Bewegung bei der Gräfin Sophie nach der merkwürdigen Begegnung mit Stephan ruhigerer Ueberlegung Platz gemacht hatte, wandte sie sich an einen der Posten, die den Dienst im Innern des Schlosses versahen, und fragte ihn, ob er wisse, wer der Gefangene sei, den man eben hinuntergeführt hatte.

— Es ist ein Spion, den man zwischen Wreschen und Posen aufgefangen hat und der ein Deutscher sein soll, wie man sagt, erwiederte der Mann. Er kommt eben aus dem Kriegsgericht, das seine letzte Sitzung über ihn gehalten hat.

— Und welches wird seine Strafe sein? fragte die Gräfin mit heftiger Unruhe.

— Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen, gnädige Frau, vermuthlich der Tod, erwiederte der Soldat gleichgültig.

Die Gräfin schrak bang zusammen.

— Ist der General im Schlosse? fragte sie die Schildwache.

Als diese es bejahte, eilte sie ohne Weiteres durch die Posten, die ihr ehrerbietig Platz machten, der Thür zu, die in das Vorzimmer zu Mieroslawski's Gemächern führte. Als sie schnell eintrat, erhoben sich die darin befindlichen Adjutanten und grüßten artig, obgleich sie die Verwunderung nicht ganz in ihren Mienen unterdrücken konnten.

— Wollen Sie mich, die Gräfin Ostrowska, sogleich dem Generalissimus melden, wandte sie sich an einen der Herren; ich habe ihn in einer dringenden Privat-Angelegenheit zu sprechen.

Der Offizier folgte dienstfertig ihrer Aufforderung; gleich darauf öffnete sich die Thür des inneren Zimmers und der General selbst begrüßte achtungsvoll die ihm wohlbekannte Dame und nöthigte sie, einzutreten.

Die jungen Edelleute im Vorzimmer flüsterten sich ihre Vermuthungen über diesen ungewöhnlichen Besuch zu. Man konnte durch die verschlossene Thür kein Wort verstehen, hörte aber, daß die Gräfin dringend und bewegt lange sprach. Erst nach einer halben Stunde kehrte sie, von dem General höflich bis an die Thür geleitet, zurück; ihre Augen schienen von Thränen geröthet und als ihr Begleiter artig ihre

Hand küßte, ehe er sich von ihr verabschiedete, hörte man sie zu ihm sagen: „Ich danke Ihnen, General.“

Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so wandte sich dieser an den dienstthuenden Adjutanten und befahl ihm, den Offizier, dem der gefangene Spion übergeben worden, sogleich zu ihm zu bestellen.

Die Gräfin, noch immer in der stürmischen Aufregung, flog indessen mehr, als sie ging, nach ihren Zimmern und, dort angekommen, warf sie sich erschöpft in einen Lehnsessel, während ihre Lippen konvulsivisch zuckten. Xaviera, die, mit einer Handarbeit beschäftigt, am Fenster saß, sprang sogleich erschrocken auf und eilte zu ihr.

— Mein Gott, was ist Dir zugestoßen, Mutter? fragte sie in der höchsten Besorgniß.

— Beruhige Dich, Kind, erwiederte diese, mühsam ihre Erregung zu bekämpfen suchend. Lasse mir nur wenige Augenblicke Zeit, meine Fassung wiederzugewinnen.

Xaviera hatte die Gräfin selten in solchem Zustande gesehen und sie wußte, daß die stolze Frau ihre Gefühle stets zu beherrschen verstand; darum schloß sie, daß etwas ganz Außergewöhn=

liches ihr begegnet sein müsse, und auch ihr Herz begann in den ungestümsten Schlägen zu klopfen. Liebkosend beugte sie sich zur Mutter nieder und beschwor sie, ihren Schmerz mitzutheilen, da dies sie erleichtern würde.

— Nein, Xaviera, es ist nicht Schmerz allein, was mich bewegt, sagte die Gräfin. Eine unbegreifliche Begegnung, welche die höchste Freude und doch auch den Schmerz uns Beiden zuführt, ist es, die diese Wirkung auf mich hervorgebracht hat. Du bist stark, Xaviera; es bedarf nicht einer Vorbereitung der Mittheilung, die ich Dir zu machen habe.

— Sprich, Mutter! bat das Mädchen. Deine Aufregung und die Ungewißheit verursacht mir eine größere Herzensqual, als sie die Aufklärung mit sich führen kann.

— Xaviera, Du hattest einen Bruder, der in frühester Jugend von Dir getrennt wurde; wenn er hier wäre!

— Er ist hier? rief das junge Mädchen heftig in einem Tone, der zwischen Seligkeit und Zagen schwankte.

— Wer hätte es geahnt? fuhr die Gräfin fort, als spräche sie laut mit sich selbst. Er, den wir so lange als einen Fremden betrachteten!

— Ich kenne ihn? rief Xaviera mit drängender Ungeduld. O sprich, Mutter, wer ist es?

— Stephan von Willing, erwiederte die Gräfin unbedacht, denn sie hatte das frühere Verhältniß der beiden jungen Leute in diesem Augenblicke, in dem die Gefühle so mächtig auf sie eindrangen, vergessen.

Xaviera stieß einen lauten Schrei aus; in verzweifelndem Schrecken stürzte sie zu den Füßen ihrer Pflegemutter nieder.

— Nein, Mutter, das ist unmöglich! O sage um Gotteswillen, daß es unmöglich ist! flehte sie in herzzerreißendem Tone.

Erst jetzt begriff Gräfin Sophie den Eindruck, den diese Mittheilung auf ihre Tochter hatte machen müssen, aber der vernichtende Schlag war nun einmal auf deren Herz gefallen und es war zu spät, ihre Aussage zu widerrufen. Sie neigte bestätigend den Kopf, aber in demselben Momente bereute sie es, denn Xaviera sank ohnmächtig auf den Boden nieder.

In Thränen ausbrechend, hob sie die erschrockene Gräfin auf und beschwor sie mit heißen Bitten, zu sich zu kommen, aber Xaviera hörte nichts, denn sie hatte das Bewußtsein vollständig verloren. Der Gräfin blieb nichts

übrig, als ihrer Kammerfrau zu klingeln und das junge Mädchen mit deren Hülfe auf das Sopha niederzulegen, um dann mit allen in solchen Fällen gebräuchlichen Mitteln die entschwundenen Lebensgeister zurückzurufen. Die Gräfin machte sich die heftigsten Vorwürfe, daß sie die überraschende Mittheilung dem jungen Mädchen nicht mit mehr Schonung hatte zukommen lassen, aber sie selbst war einer ruhigeren Ueberlegung nicht fähig gewesen und ohnehin mußte Xaviera doch früher oder später in diese gewaltsame Erregung aller Empfindungen versetzt werden.

Nach einiger Zeit gelang es, sie aus ihrer Betäubung zu erwecken, und sogleich hatte sie auch die Erinnerung an das eben Erlebte wiedergefunden und wünschte, mit der Mutter allein zu sein.

— Theile mir mit, meine theure Mutter, in welcher Weise Du die Entdeckung meines Bruders gemacht hast und wo er ist, bat sie mit matter Stimme. Lasse mich nicht länger in dieser quälenden Ungewißheit; es ist besser, daß ich Alles auf einmal erfahre, und dies wird mich weniger angreifen, als eine sorglich bedachte Schonung.

Die Gräfin mußte ihrer Tochter beistimmen;

sie vertraute auf Xaviera's Seelenstärke, die sich schon öfter bewiesen hatte; darum erzählte sie ihre heutige Begegnung mit Stephan und überging nur schonend das Verbrechen, dessen Stephan angeklagt war, und das ihm drohende Geschick; sie sagte ihrer Tochter nur, daß er gefangen worden sei.

— Ich habe schon öfter, wie Du Dich erinnern wirst, fuhr sie fort, von diesem Crucifix, das zu der Erkennung Veranlassung gab, zu Dir gesprochen; ich kenne es so genau, daß eine Täuschung ganz unmöglich ist, denn es ist ein Geschenk meiner Mutter an mich, als ich fast noch Kind war, und seitdem trug ich es als ein werthes Andenken an die theure Verstorbene stets bei mir. Als ich mich von Deiner Mutter Honorata trennen mußte, schenkte ich es ihr, denn ich wollte ihr das Liebste geben, was ich besaß, und ich habe selbst die Buchstaben *H. W.*, die Anfangsbuchstaben ihres Namens, darauf graviren lassen. Nachdem ich von Paris zurückgekehrt war und das traurige Schicksal Deiner unglücklichen Eltern erfahren hatte, war meine erste Sorge, alle möglichen Nachforschungen nach dem Aufenthalte Deines vermißten Bruders zu thun, und bei dieser Gelegenheit, wo ich nach

allen Anzeichen fragte, an denen er wiederzuerkennen wäre, erfuhr ich durch einen alten vertrauten Diener Eures Hauses, daß Deine Mutter, kurz ehe man sie von ihren geliebten Kindern riß, dieses Kreuz von ihrem Halse genommen und um den ihres Sohnes, wohl in dem frommen Glauben, daß es ihn schützen solle, gehängt habe. Ich würde dieses Crucifix unter tausend ähnlichen wiedererkennen und es ist keine Täuschung möglich, denn ich habe es heute in der Hand gehabt.

Xaviera preßte ihre Hand auf die Stirn, denn sie wollte noch immer nicht an die Entdeckung glauben, da die Freude, den Bruder wiedergefunden zu haben, von dem Schmerze, den Geliebten auf immer zu verlieren, überwogen wurde.

— Ist es aber nicht möglich, Mutter, daß Stephan auf irgend eine zufällige Weise in den Besitz dieses Crucifixes gelangt ist, daß er doch nicht mein Bruder ist? fragte sie bang.

— Erinnere Dich, Xaviera, erwiederte die Gräfin, die von ihrer Ueberzeugung nicht lassen mochte, daß Stephan Dir selbst, wie Du mir später sagtest, in Brüssel erzählt hat, daß er den Namen, den er jetzt führt, nicht rechtmäßig

von Geburt trage, daß er ein geborner Pole sei, und selbst sein Alter würde ungefähr mit dem des Vermißten übereinstimmen.

Xaviera erinnerte sich, daß Stephan damals vier Jahre alt gewesen, genau so viel, wie ihr Bruder, und auch sie mußte sich immer mehr überzeugen, daß hier wohl kein täuschender Zufall, sondern eine höhere Hand walten müsse. Von vernichtendem Schmerze ergriffen, sank sie zurück. Nach einer Weile fragte sie:

— Aber Du sagtest, Mutter, daß er gefangen, daß er hier ist. Warum kommt er nicht, seine Schwester zu sehen?

— Du weißt, Xaviera, daß er in den Diensten unserer Feinde steht, erwiederte die Gräfin; sein Schicksal würde daher ein trauriges gewesen sein, wenn ihn nicht diese Entdeckung gerettet hätte. Er ist in strenger Haft, aber Du wirst ihn morgen sehen, heute noch, wenn Du willst. Sogleich nach der Begegnung begab ich mich zu Mieroslawski und theilte ihm mit, was ich gesehen und in welchem Verhältnisse der Gefangene zu uns stehe. Er zweifelte daran, daß sich diese Vermuthung bestätigen würde, aber ich sprach so dringend und legte ihm die Beweise so klar vor Augen, daß er endlich einwilligte,

die Urtheilsvollstreckung aufzuschieben und Deinen Bruder in einen besseren Verwahrsam in dieses Schloß bringen zu lassen, wo wir ihn sprechen können und Alles sich dann aufklären wird. Er gab meinen Bitten nur widerstrebend nach und sagte mir, daß er mit äußerster Vorsicht handeln müsse, weil die Offiziere und Soldaten verlangten, daß das Gesetz seinen Weg gehe. Aber wir werden ihn retten, und ich hoffe zu Gott, daß diese Aufklärung, die ihn ebenso mächtig als uns überraschen muß, seinen Sinn ändern und ihn der Sache unseres Vaterlandes, zu dem er sich nun stolz bekennen darf, in die Arme führen wird. Er ahnt noch nichts, denn ich mußte, um jeden Verdacht fern zu halten, mein Gefühl in Gegenwart der fremden Leute bezwingen.

Xaviera schüttelte schmerzlich den Kopf, als zweifle sie an der sicheren Voraussetzung der Gräfin.

— Wenn er das aber nicht will? fragte sie ängstlich.

— Er wird es wollen, sagte die Gräfin mit Bestimmtheit, oder es könnte nicht das Blut Deiner Eltern in seinen Adern fließen; wie Dich, wird auch ihn der glühende Wunsch der Rache

beseelen. Wenn er es aber nicht will, wenn er den Namen seiner unglücklichen Eltern und die Ehre verleugnet, setzte sie zögernd hinzu, dann wird er doch wenigstens die Reihen unserer Feinde verlassen und mag sich als der einzige Pole, der nicht das Schwert für das Vaterland ergreifen will, aus diesem Lande theilnahmlos in die Fremde zurückziehen; ich werde ihn um Deiner Mutter Honorata willen doch retten.

— Ich kann ihn heute noch nicht sehen, sagte Xaviera, die ihre Kräfte von Neuem schwinden fühlte. Lasse mir Zeit, Mutter, meine Kraft wiederzugewinnen.

— Ich stimme Dir darin bei, Xaviera, meinte die Gräfin. Auch ich fühle mich zu aufgeregt und will die Erklärung, die unsere Gefühle von Neuem ergreifen wird, auf morgen verschieben. Ich habe das Wort des Generals, daß ihm bis dahin durchaus nichts Böses geschehen soll, also können wir ganz beruhigt sein.

Aber die beiden Frauen hatten keine Ruhe, denn sie dachten mit Bangen daran, was der Entschluß Stephans sein werde, wenn er seine Abstammung erfahre und seine Schwester wiedergefunden habe, und diese Befürchtungen wurden bei Xaviera noch durch die Angst gesteigert, daß

sie dem jungen Manne, zu dem sie ganz andere als schwesterliche Herzensneigungen zogen, nun als so nahe Verwandte gegenübertreten und die unauslöschliche Neigung, die sie im Herzen trug, vor ihm verleugnen solle.

Einige Stunden später ließ sich der Herr von Koniecki bei der Gräfin anmelden. Sie begriff nicht, was diesen Mann, den sie zwar kannte, zu dem sie aber durchaus in keiner näheren Beziehung stand, zu ihr führen könne, aber sie nahm ihn in ihrem Zimmer an.

Koniecki hatte beschlossen, den Plan zu des jungen Offiziers Rettung auf das ihm noch unerklärliche Interesse der Gräfin an demselben zu bauen, da er wußte, daß sie als Frau wohl einen größeren Einfluß auf den General ausüben würde, als er selbst. Er wollte nun zuerst den Grund dieser Theilnahme auszukundschaften suchen, um danach seine weiteren Maßnahmen zu richten, aber er fühlte, daß diese Aufgabe nicht leicht sei und ihn selbst gefährde.

Nach der ersten Begrüßung begann er daher vorsichtig:

— Die Veranlassung dieses Besuches, gnädigste Gräfin, ist das Interesse, das ich an dem Schicksal eines jungen Mannes nehme, der sich

leider zu den Feinden unseres Landes zählt und sich augenblicklich, den Spruch eines über ihn eingesetzten Kriegsgerichts erwartend, in unseren Händen befindet. Es wird Ihnen auffällig erscheinen, daß ich für einen solchen Mann Theilnahme hege, und um dies zu erklären, muß ich Ihnen mittheilen, daß ich in ihm neben dem gehaßten Feinde des Vaterlandes auch den Retter meines Lebens sehe, das er mir durch seine aufopfernde Entschlossenheit erhielt, als es von einem wüthenden Pöbelhaufen in Posen vor einiger Zeit bedroht wurde. Dieser Jüngling erwähnte bei einer späteren Unterredung in Posen mit mir auch Ihres Namens, da er in Brüssel öfter die Ehre gehabt hatte, in Ihrem Hause zu sein. So vollkommen ich nun auch die Gesetzlichkeit des gegen ihn eingeschlagenen Verfahrens anerkenne, kann ich mich doch des Wunsches nicht erwehren, daß der Generalissimus Milde vorwalten lassen möge, das Geschick des Gefangenen möglichst zu erleichtern. Sie werden aber begreifen, Frau Gräfin, daß meine Stellung es nicht gut erlaubt, für den Feind meines Volkes zu bitten, was einem weichen weiblichen Herzen eher gestattet sein dürfte.

Die Gräfin hatte betroffen auf Koniecki ge-

blickt, als dieser Stephans erwähnte, aber sein Wunsch war so natürlich und entsprach so vollkommen dem ihrigen, daß sie sich nur von Freude ergriffen fühlte, einen Freund von Xaviera's Bruder gefunden zu haben, der durch seine hohe Stellung ihren Plan, den Gefangenen um jeden Preis zu retten, erfolgreich unterstützen konnte. Daher fühlte sie sich zu einem offenen Vertrauen bewogen und erwiederte:

— Ich ehre und billige vollständig das Gefühl der Dankbarkeit, das Sie selbst für den Feind unseres Landes beseelt, und ich bin um so glücklicher, Ihrem Wunsche bereits entsprochen zu haben, da auch ich in einem sehr nahen Verhältnisse zu dem jungen Manne stehe, für den Sie sich interessiren. Ich habe schon mit dem Generalissimus gesprochen und seine Zusage erhalten, daß das Urtheil vorläufig nicht vollstreckt werden soll.

Koniecki athmete leichter auf, denn sein Wunsch, die für seine Pläne nöthige Zeit zu erlangen, war erreicht.

— Ich fürchte indessen, sagte er, daß dieser Aufschub den Gefangenen nicht retten wird, denn das Gesetz spricht über das Verbrechen, das ihm zur Last fällt, ganz bestimmt und deutlich.

— Es wird sich ergeben, daß ein unglückliches, unverschuldetes Schicksal diesen Jüngling in frühester Jugend in eine Lage gebracht hat, die ihm später die Waffen gegen uns in die Hand gab, erwiederte die Gräfin, selbst zagend. Ich hoffe, daß man dies anerkennen und den Sohn einer der edelsten polnischen Familien schonen wird.

Der Pole staunte, denn er verstand kein Wort von dem, was die Gräfin sagte. Diese bemerkte es und fuhr erregt fort:

— Ich werde die deutlichsten Beweise vorlegen, daß meine Angaben keine Täuschung sind; man wird meinen Worten keine andere Absicht als die Aufklärung der Wahrheit beilegen, denn der geringste unserer Landsleute kennt mich und achtet mich hoch.

Sie erzählte heftig dem Polen, welches ihre Ueberzeugung sei und wodurch sie dieselbe gewonnen habe.

— Jetzt wende ich mich hilfesuchend an Sie, schloß sie in tiefer Bewegung, Koniecki's Hand ergreifend. Sie hegen auch Theilnahme für den Sohn meiner Freundin und Sie werden mich unterstützen, Alles zu seiner Rettung zu unternehmen. Ich gestehe Ihnen offen meine Angst,

welche die Aeußerungen des Generals erregt haben, daß sein Wille allein nicht hinreichen wird, ihn der Rachewuth unserer Soldaten zu entreißen; aber er muß um jeden Preis gerettet werden. Kann ich auf Sie rechnen?

Einen Augenblick hatten sich die Gedanken in Koniecki's Kopfe bei dieser so unerwarteten Erklärung verwirrt und er war schon versucht, der Erzählung der Gräfin Glauben zu schenken, aber ebenso schnell besann er sich, daß Stephan ihm früher erzählt habe, auf welche Weise er am Abend des 3. März 1846 in den Besitz des kleinen Crucifixes gekommen sei, und wie er ihm in einer unwillkürlichen Ahnung gerathen habe, dieses zu seinem Schutze zu tragen. Diese Entwicklung schien ihm ein Wink des Himmels zu des jungen Mannes Rettung zu sein; er begriff vollkommen, daß hier ein Mißverständniß vorwalte, daß nicht Stephan, sondern der Pole, mit dem dieser an jenem Abende im Gefecht gewesen, der vermißte Bruder Xaviera's sein könne, aber er war schnell entschlossen, die Gräfin in ihrer Täuschung zu erhalten, bis das Entkommen des Offiziers gelungen sei, und sie dann erst auf den richtigen Weg zu leiten. Durchaus mußte aber die beabsichtigte Zusammenkunft

zwischen ihr und dem Offizier vermieden werden, denn mit richtiger Erwägung von Stephans Charakter war er überzeugt, daß dieser, selbst durch ihn vorbereitet, verschmähen würde, den Umstand, der ihm Befreiung sicherte, zu nutzen und Alles erklären werde. Schnell hatte er seinen Plan gebildet. Die Hand der Gräfin erfreut küssend, erbot er sich bereitwillig zu jeder von ihr verlangten Unterstützung, dann fügte er hinzu:

— Ich fürchte, daß Sie in der Vermuthung, Mieroslawski's Gewalt vermöge nichts über die Wuth der Soldaten, nur zu recht haben; daher bin ich der Ansicht, daß wir uns nur auf unsere eigenen Kräfte verlassen dürfen und selbst gegen sein Wissen den jungen Mann in Sicherheit bringen müssen. Ich erlaube mir den Vorschlag zu machen, daß Sie, Frau Gräfin, vielleicht unter dem Vorwande eines Unwohlseins in Folge Ihrer Erregung, die Ihnen jedenfalls gewährte Erlaubniß erbitten, den Gefangenen morgen Abend in Ihren Zimmern zu sehen, und daß dann Pferde und alles übrige Nöthige nahe beim Schlosse in Bereitschaft gehalten werden, um ihn nach der Unterredung mit Ihnen nach einem sicheren Orte fliehen zu lassen. Ich selbst

will ihn so weit begleiten, als Gefahr vorhanden ist, denn ich bin als Mitglied des National-Comité's bekannt und besitze außerdem einen Paß, der mir alle Wege öffnet.

Die Gräfin nahm seinen Vorschlag hocherfreut an und fügte hinzu:

— Man wird aufgebracht gegen mich sein, aber man wird meinen Namen und mein Geschlecht ehren, und später werde ich Alles aufklären, daß wir dem Vaterlande nur einen Dienst erwiesen haben, indem wir einen Spion entwischen ließen, dafür aber einen braven Kämpfer in unsere Reihen führten.

Nachdem die beiden Verschworenen alles Nähere verabredet und Koniecki die Lokalität der Zimmer genau in Augenschein genommen hatte, welche das Entkommen des Gefangenen begünstigen sollte, empfahl er sich mit dem festen Vorsatze, Stephan durchaus nichts vorher von seiner Unterredung mit der Gräfin mitzutheilen, damit dieser seinen Plan nicht selbst aus zu großer Gewissenhaftigkeit hindern könne.

Gräfin Sophie theilte ihrer Tochter mit, was sie mit Koniecki verabredet hatte, und in der peinigendsten Aufregung erwarteten Beide den nächsten Tag, der die Entscheidung bringen sollte.

Schon am Vormittag schrieb die Gräfin ein Billet an den polnischen General und bat, wie Koniecki es gerathen hatte, um die Erlaubniß, den Gefangenen in ihren eigenen Zimmern sprechen zu dürfen. Jener erwiederte sehr artig, daß er sich glücklich schätze, den Wünschen der Gräfin entsprechen zu können und daß der Gefangene Abends acht Uhr zu ihr geführt werden solle; gleichzeitig zeigte er ihr an, daß derselbe am Morgen aus seinem bisherigen Gefängnisse in ein bequemeres im Schlosse selbst gebracht worden sei. Die Gräfin theilte sogleich Koniecki mit, daß der erste Theil ihres Planes gelungen sei, und dieser benachrichtigte sie, daß seinerseits alle Veranstaltungen zur Flucht getroffen wären.

In fieberhafter Ungeduld erwarteten die beiden Frauen die für das Wiedersehen bestimmte Zeit.

Koniecki trat schon einige Zeit vorher bei der Gräfin ein.

— Es ist Alles bereit, gnädige Frau, sagte er ihr; nur möchte ich Sie noch darauf aufmerksam machen, daß Sie die Unterredung mit dem jungen Manne nicht zu lange ausdehnen, da uns die Zeit zur Erlangung eines Vorsprunges von höchster Kostbarkeit ist. Ich bin überzeugt, daß man uns sogleich auf der Posener

Straße verfolgen wird, sobald die Flucht bekannt geworden ist.

Die Gräfin versprach, seinem Rathe zu folgen.

— Ich werde in dem Vorzimmer den jungen Mann erwarten, fuhr Koniecki fort, denn ich glaube, es ist besser, um die Verständigung zu beeilen, daß ich ihn durch einige Worte auf die Entdeckung vorbereite, da Ihre Empfindungen zu heftig aufgeregt sein werden. Ich zweifle nicht, daß die Wache ihn mir bereitwillig übergeben wird, da ich ihr persönlich bekannt bin, und sobald ich ihn über das Nöthige aufgeklärt habe, was nur einige Minuten erfordern wird, werde ich ihn Ihnen, Frau Gräfin, und Ihrer Fräulein Tochter zuführen.

— Sie sind ein edler, aufopfernder Freund, erwiederte die Gräfin, herzlich dankbar seine Hände drückend. Ich stimme Ihren Anordnungen ganz bei und vertraue vollkommen Ihrer Entschlossenheit, mit der Sie sich bei der Rettung des mir so theuren jungen Mannes selbst einer drohenden Gefahr aussetzen.

— Ich bin durch diesen Paß geschützt und vertraue, wenn wir das Schloß erst hinter uns haben, der Schnelligkeit unserer Pferde, entgegnete der Pole, anscheinend unbesorgt lächelnd.

Jetzt ist es aber acht Uhr und wir können unsern Gefangenen jeden Augenblick erwarten.

Die Gräfin drückte die Hand auf ihre stürmisch wogende Brust. Man hörte auf dem Korridor die Schritte einer Abtheilung Soldaten.

— Sie sind es, sagte Gräfin Sophie mit vor Angst halberstickter Stimme und wollte sich in das innere Zimmer zurückziehen, aber Koniecki hielt sie plötzlich auf.

— Verziehen Sie einen Augenblick, Frau Gräfin, bat er; es wird besser sein, daß Sie den anmeldenden Offizier selbst sprechen und ihn anweisen, mir den Gefangenen zu übergeben.

Mit Mühe nur konnte die Dame das heftige Zittern unterdrücken, das ihre ganze Gestalt überflog, als ein polnischer Offizier in das Zimmer trat und, sich höflich gegen sie verneigend, ihr sagte, daß auf Befehl des Generalissimus der Gefangene hierhergeführt worden sei.

— Wollen Sie die Güte haben, ihn hier einzulassen und Herrn von Koniecki zu übergeben, der für seine Person haften wird, sagte die Gräfin mit schwankender Stimme. —

Der Offizier verbeugte sich und begab sich wieder hinaus; auch die Gräfin verließ das Zimmer, in dem Koniecki allein zurückblieb.

18.

Vincenz hatte indessen, wie wir schon gehört haben, das Gefecht von Trzemeszno mitgemacht und durch sein unvorsichtiges Benehmen die blutige Scene herbeigeführt, welche der alte Edelmann auf dem Gute des Herrn von Michalowski erzählt hatte. Seine dortige That war allein die Folge seines ungezügelten Hasses gewesen, dem er schrankenlos nachgab, weil sein Herz nach der Trennung von Josepha voll Bitterkeit und Härte war. Er fühlte sich durch seine Scheidung von ihr unglücklicher, als er es sich selbst gestehen wollte, und seine verletzte Eitelkeit forderte ihn an der ganzen Welt zur Rache auf, die er in der jetzigen Insurrektion zu befriedigen am leichtesten Gelegenheit fand, nun sein von Natur wilder Sinn der milden Fesseln entbehrte, die ihm Josepha's Liebe auferlegt hatte. Vincenz hatte sich fest vorgenommen, seinen bitteren Gefühlen von jetzt ab ganz freien Lauf zu lassen, und unbekümmert um sein leibliches und geistiges Wohl durch das Leben fortzustürmen, dem er keinen Reiz mehr für sich ab-

zugewinnen hoffte. Sein ruheloser Geist spornte den jungen Mann zu einer Thätigkeit an, die bald die Augen seiner Vorgesetzten auf sich zog und sich dem Ganzen von dem größten Nutzen erwies; galt es, irgend einen gefährlichen Dienst zu thun, so meldete sich Vincenz freiwillig dazu, und sein ganzes Benehmen, das keine Gefahr scheute, konnte den Glauben erwecken, daß er den Tod absichtlich suche.

Als die Insurgenten am 12. April Trzemeszno verließen, um sich nach Wreschen zu begeben, war Vincenz unter ihnen. Der Abschluß der Convention von Jaroslawiec, welcher der Insurrektion ein schnelles, friedliches Ende in Aussicht stellte, erfüllte Vincenz mit dem größten Unwillen, denn er theilte vollkommen die damals von der Gräfin Ostrowska ausgesprochene Ansicht, daß man seine Landsleute nur durch Versprechungen schwächen wolle. Mieroslawski's Mäßigung und sein Entschluß, sich von Wreschen auf Miloslaw zu ziehen, fand durchaus nicht seine Billigung; er stritt in dem Kriegsrath der Führer heftig dagegen und hatte beschlossen, zurückzubleiben, als das Insurgentenkorps wirklich die Stadt verließ.

Seinem Beispiele folgten mehrere junge Leute

gleicher Gesinnung und eine kleine Anzahl zügelloser Landleute, die sich ungern von dem Orte trennen mochten, wo sie bis dahin auf das Entsetzlichste gehaust und Leben und Eigenthum der Deutschen und Juden gefährdet hatten. An diesen hatte man die blutigsten, unmenschlichsten Gräuel ausgeübt, weder Weiber, Kinder noch Greise geschont, und mit heißen Dankgebeten begrüßte die gequälte Stadt den Tag, an dem die Insurgenten nach Miloslaw abzogen. Bald nahm man indessen mit Schrecken wahr, daß noch Manche zurückgeblieben waren, die, wenn sie auch nicht mehr so offen mit Gewaltthätigkeiten hervortreten durften, da ihre Zahl zu klein war, sich doch noch als Herren betrugen und vielfache Erpressungen sich zu Schulden kommen ließen. Zum Unglück zogen auch noch am 16. April die in der Nähe stehenden preußischen Truppen, auf die man sehnend geblickt hatte, in nördlicher Richtung nach Gnesen ab.

Die Unthätigkeit litt Vincenz nicht lange in der Stadt Wreschen, denn sein unruhiges Herz brauchte stets neue Anregungen. Da der Osten der Provinz sich augenblicklich nach der Jaroslawiecer Convention in einer Ruhe befand, wie sie gewöhnlich einem Gewittersturm voranzugehen

pflegt, nur hin und wieder, einzelnen zuckenden Blitzen gleich, hier und da eine blutige That aufleuchtete, eilte er nach dem Süden, wo sich die Bewegung zuerst in Krotoczyn äußerte. Aber das schnelle Einrücken der aus Schlesien kommenden Truppen dämpfte hier bald die Empörung, die indessen in der Umgegend von Neuem das Haupt erhob. Am 20. April fand der von Koniecki gegen Stephan bereits erwähnte Sturm der Preußen auf die Stadt Kozmin statt, nachdem die Insurgenten die dort einziehenden Quartiermacher überfallen und einige derselben auf die gräulichste Weise niedergemetzelt hatten; die Polen ließen in diesem Gefechte achtzig Todte zurück.

Man hatte besonders am Osterfeiertage, der auf den 23. April fiel, einer alten Prophezeihung wegen einen neuen Ausbruch des Aufstandes erwartet, aber dieser Tag ging fast in der ganzen Provinz ruhig vorüber.

Aber Vincenz fand auch hier nirgends, was er suchte, den Kampf, denn er war zu spät in die Gegend von Kozmin gekommen, darum kehrte er rastlos nach Wreschen zurück, denn er wußte, daß in dieser Gegend doch ein Zusammenstoß der beiden Parteien unvermeidlich sein werde.

Eine unüberwindliche Sehnsucht trieb ihn nach dem Gute des Herrn von Michalowski; so oft er aber auch gegen seinen einmal gefaßten Entschluß, Josepha zu meiden, von dem Drängen seines Herzens auf den Weg dahin getrieben wurde, gewann er doch immer noch so viel Kraft über sich, umzukehren, wenn er in die Nähe des Schlosses gekommen war. Er hatte seit seinem letzten Besuche keine Nachricht von Josepha mehr erhalten und er wagte nicht, an sie oder an ihren Vater zu schreiben, nachdem er sich in so auffälliger Bitterkeit von ihnen getrennt hatte.

In den letzten Tagen des Monats hatte er auch eines Nachmittags einen Ritt nach jener Gegend zu gemacht und beinahe das Dorf erreicht, als ihn ein so heftiges Unwetter überfiel, daß er gern diese Gelegenheit ergriff, in das kleine Haus der Jägerwittwe einzukehren, in dessen Nähe er sich gerade befand; da es zum Michalowskischen Gute gehörte, konnte er auch den Wunsch nicht unterdrücken, dort vielleicht etwas über Josepha zu erfahren. Nachdem er sein Pferd, um es vor dem Regen zu schützen, in einen neben dem Hause befindlichen Bretterschuppen gezogen hatte, begab er sich in das erstere hinein.

Die alte Wittwe erwiederte seinen Gruß freundlich und artig, da sie einen Edelmann ihres Volkes in ihm erkannte, und hatte nichts gegen seine Bitte einzuwenden, ihr eine kurze Zeit Gesellschaft leisten zu dürfen, bis sich das böse Wetter verzogen habe. Nach einigen gleichgültigen Fragen ging Vincenz schnell auf das Thema über, dessen Aufklärung er wünschte.

— Wem gehört das Schloß im Dorfe? fragte er anscheinend gleichgültig.

Die Wittwe, die zwar von dem Bräutigam des Fräuleins gehört, aber ihn nie gesehen hatte, beantwortete arglos seine Frage.

— Hat der Herr Familie? fragte Vincenz weiter, und die Geschwätzigkeit der alten Frau hätte ihm alle weiteren Forschungen erspart, wenn er Josepha nicht schon gekannt hätte, denn sie ergoß sich in eine lange Rede voll Lobeserhebungen über das Fräulein.

— Wenn Ihr Fräulein aber so ein Engel ist, wie Sie es schildern, so wundert es mich doch, daß sich noch nicht ein Anbeter gefunden hat, meinte Vincenz, gezwungen lächelnd.

— Nicht ein Anbeter? fragte die alte Frau verletzt. Mein gnädiger Herr, sie hat einen Bräutigam, einen großen, reichen Edelmann aus

dem Königreiche drüben; die Leute sagen freilich, daß ihre Verlobung auseinander gegangen sei, weshalb ich überzeugt bin, daß er ein arger Bösewicht gewesen sein muß, denn mein engelgutes Fräulein hätte sich gewiß nicht ohne seine Schuld von ihm losgesagt. Mag die Sache nun aber auch sein, wie sie will, so wird es ihr jedenfalls nicht lange an Freiern fehlen, denn ein Jeder, der ihr nur einmal in die Augen sieht, muß sofort sein Herz verlieren, wenn er überhaupt eines hat, habe ich das doch selbst hier gesehen.

— Was haben Sie gesehen, Mutter? fragte der junge Mann, der während der Rede der Wittwe ziemlich mürrisch auf den Boden niedergesehen hatte, plötzlich heftig.

Die Alte sah ihn mißtrauisch an, dann sagte sie:

— Ich werde es nicht weiter sagen, werde mich wohl hüten, aus der Schule zu plaudern, hat's mir das Fräulein doch verboten.

Vincenz überkam ein entsetzlicher Verdacht; hatte Josepha, die ihm selbst bekannt, daß sie einen Andern liebe, diese Neigung während ihrer Verlobung schon so offen an den Tag gelegt, daß die Leute davon sprachen? Das Blut siedete in seinen Adern, aber er fühlte, daß er sich

bezwingen und gleichgültig erscheinen mußte, wollte er nicht jede Aussicht verlieren, mehr aus der Alten herauszulocken.

— Wie das hier sauber und nett in Ihrem Stübchen aussieht, Mutter, sagte er freundlich; man sieht doch gleich, was die Hand einer ordentlichen Hausfrau vermag. Aber andere Gardinen sollten Sie sich anschaffen, denn diese hier haben doch wohl schon ein gar zu hohes Alter.

— Ja, sie sind alt, Herr, erwiederte sie trübe; aber wo sollen wir armen Leute das Geld herbekommen, unsere kleinen Stübchen wie auf dem Schlosse einzurichten? und ich hab's doch noch immer besser, als manche Andere, denn ich bekomme oft Geschenke von dem guten Fräulein. Einer alten Wittwe, wie mir, geht's traurig.

— Wenn ich Sie nicht beleidige, Mutter, sagte Vincenz und legte ein Goldstück auf den Tisch, an dem ihm die Alte strickend gegenüber saß, so möchte es mir eine Freude machen, Ihre Noth etwas zu lindern.

Die Alte sah ihn verwundert an und ihr Blick schielte nach dem Goldstücke, aber sie erwiederte nichts. Vincenz schob ihr das Geld etwas näher.

— Nun, Sie sind doch nicht böse? meine ich es doch gut und kann das Geld entbehren, sagte er.

— Und Sie verlangen nichts Unrechtes von mir? fragte die Wittwe zögernd, mit einem gierigen Blicke das Goldstück anschauend.

Der junge Mann lachte.

— Was Sie mißtrauisch sind! sagte er; was könnte ich von einer alten Frau verlangen, der ich in dieser Gegend ganz unbekannt und nur zufällig heute das erste Mal hierhergerathen bin?

— Nun, wenn Sie es wollen, gnädiger Herr, erwiederte die alte Frau und küßte dankbar seinen Rockzipfel; dann griff sie schnell nach dem Gelde und ließ es in ihre Tasche verschwinden. Nein, ich würde für alles Geld der Welt nichts Unrechtes thun, betheuerte sie nochmals; bin ich doch in Ehren alt und grau geworden. Aber Sie sind ein edler, freigebiger Herr, wie man ihn selten findet.

— Ich hätte wohl Lust, das Fräulein vom Gute kennen zu lernen, wenn es so liebenswürdig und schön ist, wie Sie sagen, meinte Vincenz nach einer Pause; aber ich kehre heute nach Hause zurück, um wohl nie wieder in diese Gegend zu kommen. Sagten Sie nicht vorher, daß

sie auch schon außer dem bösen Bräutigam einen Verehrer hatte?

— Nein, das habe ich nicht gesagt, erwiederte die Alte mit einem schlauen, schmunzelnden Blicke auf Vincenz; vielleicht war's wohl auch nur die schuldige Dankbarkeit von dem jungen Manne und nichts Anderes, das ihn so trübe machte, als er abfuhr. Sie waren auch Beide schon so aneinander gewöhnt, daß es mir in der Seele leid that, als sich die armen jungen Dinger trennen mußten.

— Ist er denn schon lange fortgereist? fragte Vincenz ruhig.

— Nun, es wird wohl ein Jahr sein, als er nach Wreschen abfuhr, meinte die Alte nach einigem Nachdenken.

— So? aus Wreschen ist er?

— Ach nein, er ging von da weiter nach Posen. Der alte Mathias, der Kutscher vom Gute, der ihn bis nach der Stadt fuhr, meinte, es müsse wohl ein Offizier gewesen sein, denn er habe ihn bald nach seiner Ankunft mit den Herren von der Schwadron dort auf der Straße zusammen gesehen und sie hätten recht bekannt gethan.

Vincenz fuhr in seinen Nachforschungen fort:

— Sie haben sich wohl oft hier gesehen, ich meine das Fräulein und der Offizier?

— Nun, er lag ja vom Dezember an hier todtkrank, meinte die Alte, die vergessen zu haben schien, daß ihrem Gaste die Geschichte Stephans ganz fremd sein mußte, und durchaus nicht bemerkte, daß er alle Aufschlüsse darüber erst aus ihr herauszog.

— So? und was fehlte ihm denn eigentlich?

— Das ist eine böse Sache, die ich selbst nicht genau weiß, erwiederte die Wittwe geheimnißvoll und erzählte dann, wie Stephan verwundet des Nachts in ihr Haus gebracht und wie das Fräulein sich seiner angenommen hatte. Als er nun abreiste, schloß sie, da standen ihr die hellen Thränen in den Augen, und sie war so schwach, daß sie sich auf mich lehnen mußte. Ach Gott, es hat mir recht leid um sie gethan, denn sie muß ihm doch sehr gut gewesen sein.

Vincenz fühlte, wie ein Krampf sein Herz zusammenzog, als kein Zweifel mehr übrig blieb, der von der Alten erwähnte Offizier sei derselbe, den er im rothen Kruge angegriffen und als todt zurückgelassen hatte; und diesen hatte Josepha gerettet? er begriff nicht, auf welche Weise; sie liebte ihn und hatte den Bräutigam seinet-

wegen verschmäht? Ein höllischer Schmerz tobte in des Jünglings Brust; die Liebe zu Josepha war, wie mit einem Zauberschlage, vollständig vernichtet, aber an ihre Stelle trat ein Gefühl des Hasses gegen sie, das in seiner unermeßlichen Tiefe nur einen Gedanken, den der Rache, hatte. Er wußte nicht, wen er bitterer hassen sollte, sie, die treulose Braut, oder den Mann, der ihm ihr Herz geraubt, derselbe, der ihm jetzt zum dritten Male hindernd in den Weg trat. Vincenz that sich in wüthender innerer Aufregung das heilige Gelübde, Beide zu vernichten, die das Glück seines Lebens zerstört hatten; nur für diesen einen Zweck noch war ihm das Leben theuer, und ihm wollte er es widmen.

Er hatte jetzt genug gehört. Leichenblaß stand er auf und winkte der Alten einen Abschiedsgruß zu, die über sein plötzlich verändertes Benehmen staunte. Zu spät erst begriff sie, daß sie der Fremde getäuscht habe und sie ihm in ihrer Verblendung behülflich gewesen sei, das Geheimniß, das er zu erfahren wünschte, zu verrathen.

Vincenz aber warf sich auf sein Pferd und jagte im gestreckten Laufe nach Wreschen zurück, denn er bedurfte des Alleinseins, zu überlegen,

wie er seinen unauslöschlichen Haß an Josepha und ihrem Geliebten befriedigen wollte; er war fest entschlossen, kein Mittel zur Erreichung seines Zweckes zu scheuen, nur wollte er nachsinnen, was ihm die empfindlichste Rache darbieten könnte.

— Ich will Josepha in meiner Gewalt haben, dachte er, koste es mich auch den verzweifeltsten Streich meines Lebens, dann ihn todt oder lebendig in meine Hände bekommen und Beide zusammenführen; ich will ihn vor ihren Augen so tief demüthigen, als ich es vermag, daß sie selbst sich voll Abscheu von ihm wende; ich will — der junge Mann konnte keine Worte mehr für die Qualen finden, die er in seiner unbezähmbaren Wuth seinen beiden größten Feinden zu bereiten gedachte. Lange noch sann er nach, wie er seine Absichten verfolgen wolle, und selbst der Einbruch der Nacht störte ihn nicht in dem Brüten über seine höllischen Pläne.

Der Zufall schien seinen Anschlägen auf Josepha zu Hülfe kommen zu wollen, denn als er anderen Tages bei dem für die verwundeten Insurgenten eingerichteten Lazarethe vorüberging, fiel ihm der Wagen des Herrn von Michalowski in die Augen, der davor hielt. Vincenz bemerkte

den ihm wohlbekannten alten Mathias dabei, der ihn bei seiner Annäherung auch schon freundlich grüßte.

— Was machst Du hier, Mathias? fragte er lächelnd.

— Ich habe das gnädige Fräulein vom Gute hereingebracht, antwortete der alte Mann; sie kommt jetzt fast täglich hierher, um nach den Kranken drinnen zu sehen.

Dies war damals nichts Ungewöhnliches; die meisten der polnischen Damen legten ihren Patriotismus dadurch an den Tag, daß sie sich der Verwundeten annahmen und ihnen die Bequemlichkeiten zukommen ließen, die sie ihnen schaffen konnten; diejenigen, die sich am meisten für das Schicksal ihrer Landsleute interessirten, begaben sich häufig in die Lazarethe, um sich selbst von dem Nöthigen zu überzeugen und die Leiden der Verwundeten mit sorglicher weiblicher Hand zu lindern. Zu letzteren gehörte auch Josepha, die mit Freuden eine Gelegenheit ergriff, ihren Trübsinn zu zerstreuen; sobald die rohe Insurgentenschaar sich von Wreschen entfernt hatte, erbat und erhielt sie die Erlaubniß des Vaters, ihrem Wunsche nachgeben zu dürfen, und war jetzt oft in dem Wreschener Lazarethe,

wo sie als ein tröstender und hülfebringender Engel die Krankenbetten umschwebte. Vincenz begriff nicht, daß er ihr nicht schon früher in der Stadt begegnet sei, aber er fand ihre Anwesenheit daselbst ganz erklärlich.

— Wann fährst Du wieder hinaus? fragte er den alten Mathias.

— Ich denke, in einer Stunde, Herr, erwiederte dieser, denn das Fräulein ist heute schon früh hereingekommen; sonst pflegen wir erst Nachmittags herzukommen und Abends zurückzukehren.

Vincenz war zufriedengestellt und ging nachdenkend weiter. Er baute seinen Plan, Josepha in seine Gewalt zu bekommen, schnell auf diesen Umstand, da es sehr leicht sein mußte, ihn bei ihrer Rückkehr am Abend in einer Gegend auszuführen, in der damals kein Gesetz und keine persönliche Sicherheit herrschten. Nun fragte es sich aber nur noch, wohin das junge Mädchen, wenn der Anschlag auf sie glückte, zu bringen sei, denn ihr Aufenthaltsort mußte äußerst verborgen bleiben, da der Herr von Michalowski wohl kein Mittel unversucht lassen würde, ihre Spur aufzufinden; dann aber hatte der Räuber nicht allein die gesetzlichen preußischen Behörden,

sondern auch seine Landsleute entschieden gegen sich. Sie auf sein Gut in Polen bringen zu wollen, konnte ihm nicht in den Sinn kommen, denn auf der Grenze mußte unbedingt eine Entdeckung stattfinden; ebenso wenig konnte Josepha aber in Wreschen gefangen gehalten werden, weil die Nachricht von jedem etwas ungewöhnlichen Vorfall sogleich durch die ganze kleine Stadt lief und deren Bevölkerung gewiß nicht angestanden haben würde, die dem Mädchen angethanene Gewalt zu hindern. Vincenz dachte an einen Freund, der ein kleines Gut seitwärts der Straße nach Gnesen, in dem dortigen Walde ziemlich versteckt liegend, besaß; er war ein roher junger Mann, unumschränkter Herr auf seiner Besitzung, und Jener traute ihm wohl zu, daß er ihm zur Liebe auf einen abenteuerlichen und gefährlichen Streich eingehen werde.

Er hatte sich auch nicht getäuscht, denn der Pole schlug ein helles Gelächter über die beabsichtigte Entführung, deren eigentlicher Grund ihm nicht mitgetheilt worden war, auf und erklärte sich ganz einverstanden damit, nur wollte er mit blutigen Händeln, die dabei mit dem Kutscher herbeigeführt werden könnten, nichts zu thun haben und überließ diesen Theil des Aben-

teuers Vincenz allein. Er wollte indessen dafür sorgen, das Mädchen in Sicherheit auf sein Gut zu bringen. Man verabredete die Ausführung dieses Planes auf den folgenden Abend und beschloß, den Michalowski'schen Wagen auf der Straße zwischen Wreschen und dem Gute an einer Stelle des abgelegenen Weges zu erwarten, der von der Chaussee nach letzterem abführte; ein bereit gehaltener Wagen sollte Josepha nach ihrem neuen Aufenthaltsorte bringen.

An demselben Abende noch schrieb Vincenz auch an einen seiner intimsten Freunde nach Posen und bat ihn dringend, sich sogleich nach dem preußischen Offizier zu erkundigen, den er ihm genau beschrieb, und ihm schleunigst Nachricht zu geben, wo derselbe sich augenblicklich befinde.

19.

Wir haben Stephan von Willing verlassen, als er durch polnische Jäger aus seinem Gefängnisse abgeholt und durch die Stadt transportirt wurde.

Er erwachte erst wieder aus seinem gedankenlosen Vorsichhinstarren, als er das Kommando

zum Halten an die Soldaten vernahm, und der erste Blick belehrte ihn, daß er sich wieder auf dem Schloßhofe befinde. Sollte die Untersuchung über ihn doch noch weiter fortgesetzt werden, oder beabsichtigte man vielleicht, ihm hier sein Todesurtheil vorzulesen, um es dann gleich zu vollstrecken? fragte er sich.

Wir wissen bereits, daß dies nicht die Absicht des polnischen Generals war. Vielmehr erschien gleich darauf ein anderer Pole und winkte dem Detachement, ihm mit dem Gefangenen zu folgen, worauf sie die Treppe eines Seitengebäudes hinaufstiegen und vor einer Thür Halt machten, die nicht so abschreckend wie seine frühere Kerkerthür aussah.

Auch das Innere des Zimmers, in das man den jungen Mann wies, war verhältnißmäßig freundlich und bequem gegen seinen früheren Aufenthalt; es war geräumig, reinlich und gesund, und wenn auch das einzige auf den Schloßpark hinausführende Fenster mit starken eisernen Stäben vergittert war, glich es weniger einem Kerker. Das Meublement dieses Gemaches bestand in einem hölzernen Tisch, einigen Bänken und einem einfachen, aber reinlichen Feldbette.

Der Pole, der Stephan und seine Begleiter

hier eingeführt hatte, bedeutete ihn, daß dieses bis zur weiteren Entscheidung seines Schicksals sein Aufenthalt sein werde, machte ihn aber auch unfreundlich darauf aufmerksam, daß sowohl vor der Thür, als auch vor dem Fenster unten im Park Jägerposten ständen, die jeden Versuch, aus diesem Gefängnisse zu entkommen, hindern würden. Dann entfernten sich die Polen und ließen Stephan mit seiner Verwunderung, wem er diese augenscheinliche Verbesserung seiner Lage zu danken habe, allein.

Sein nächster Gedanke fiel auf Koniecki; wenn dessen Einfluß aber doch zu seinen Gunsten durchzudringen vermochte, wußte er es sich nicht zu erklären, daß er ihn in seiner übrigens trostlosen Lage allein und in Ungewißheit lasse; oder sollten die Polen ihm nur diese schonendere Behandlung zukommen lassen, weil die Vollstreckung seines Urtheils nahe bevorstand? Die Wahrscheinlichkeit schien dem Jüngling mehr für die letztere Annahme zu sprechen und trübe blickte er vor sich nieder. Nach einer Weile beschloß er, sich trotz der Warnung des Polen zu überzeugen, ob denn wirklich gar keine Hoffnung zu einem glücklichen Fluchtversuche vorhanden sei. Er horchte an der festverschlossenen Thür, aber

hörte bald, daß eine Schildwache vor derselben auf und ab schritt; dann begab er sich an das Fenster, öffnete es leise und bog sich, so weit es die Eisenstangen erlaubten, hinaus, um hinunter zu blicken, aber der donnernde Ruf: „Zurück!" und die drohende Bewegung eines Jägers, der seine Büchse schußfertig auf ihn richtete, belehrte ihn, daß auch hier keine Rettung zu erwarten sei. Unerträglich lang verging ihm der Tag.

Um die Mittagszeit brachte ihm derselbe Pole, der ihn hinaufgeführt hatte und dem Dienerstande anzugehören schien, eine etwas bessere Mahlzeit, als er sie bisher erhalten hatte, und als er gegen Abend wieder erschien, trug er das für Stephan Erforderliche herbei, eine so viel als möglich sorgfältige Toilette zu machen.

— Sie werden um acht Uhr zu einer Unterredung mit einer Dame geführt werden, hatte der Mann gesagt; bereiten Sie sich darauf vor.

Eine andere, nähere Nachricht war aber nicht von ihm zu erhalten, denn er setzte den Fragen Stephans dasselbe hartnäckige Schweigen entgegen, wie dessen früherer mürrischer Wächter. Der junge Mann konnte nun keinen Augenblick mehr im Zweifel sein, daß er sowohl der Gräfin Ostrowska die bessere Behandlung zu verdanken

habe, als daß sie auch die Dame sein müsse, vor die man ihn führen wolle. Er wußte wohl, daß diese Dame einen bedeutenden Einfluß im polnischen Lager ausüben könne, aber er begriff nicht, was ihre Theilnahme an seinem Geschick errege, vielmehr glaubte er sich von ihr gehaßt, weil er es einst gewagt hatte, nach der Hand Xaviera's zu streben, was die Gräfin keineswegs billigte.

Stephan war noch ganz in diesen Zweifeln versunken, als man ihn zu der bestimmten Zusammenkunft abholte und in das Hauptgebäude des Schlosses führte.

Als der polnische Offizier ihre Ankunft angemeldet hatte und wieder aus dem Vorzimmer der Gräfin kam, öffnete er die Thür zu demselben und ließ den Gefangenen, dessen Herz vor Erregung unruhig schlug, eintreten.

Stephan hatte erwartet, die stolze Gräfin triumphirend vor sich zu sehen, vielleicht auch Xaviera, die bleich und entsetzt und doch wieder mit einem Blicke nicht zu verleugnender Kälte auf ihn schaute, und er war erstaunt, als von alle dem nichts zu erblicken war; nur Koniecki stand in der Stube und ging bei seinem Eintritt schnell auf ihn zu, nachdem sich die Thür wieder geschlossen hatte. Er war etwas bleich

und schien es dem jungen Manne, als wäre er in heftiger Bewegung.

— Fragen Sie nicht, Sie werden Alles später hören; thun Sie nur, was ich Ihnen sage, wenn Ihnen unser Beider Leben lieb ist, flüsterte er hastig, Stephans Arm ergreifend.

Schnell hatte er eine Seitenthür geöffnet, nicht dieselbe, durch die sich die Gräfin in ihre Zimmer zurückgezogen hatte, und Stephan mit sich hinausziehend, schloß er sie sorgfältig mit dem Schlüssel zu.

Der Offizier begriff den Polen nicht, aber er ahnte, daß seine Rettung bevorstehe, und fühlte, daß hier nicht Zeit zu langem Fragen war; er hatte keinen Grund, Koniecki zu mißtrauen, und folgte ihm daher, als dieser schnell eine schmale Treppe hinuntersprang, nachdem sie vorher ein anderes Gemach, wie es schien, ein Schlafgemach, passirt hatten. Diese Treppe führte zu einer Nebenthür in der Hinterfront des Schlosses, zu der Koniecki den Schlüssel von der Gräfin empfangen hatte, denn sie war mit ihm übereingekommen, diesen einzigen Weg zur Flucht zu benutzen, wobei sie natürlich nicht die Absicht gehabt hatte, daß letztere schon aus dem Vorzimmer erfolgen solle.

Diese Thür öffnete sich auf eine Terrasse des Gartens und Stephan befand sich im Freien. Es war schon so dunkel, daß man nicht deutlich die etwas entfernteren Gegenstände unterscheiden konnte; aber Koniecki mußte das Terrain gut kennen, denn er schritt schnell, jedoch leise vorwärts.

— Treten Sie um Gotteswillen leise auf und hüten Sie sich vor jedem Geräusch, flüsterte er Stephan fast tonlos zu; wir gehen hier gerade zwischen zwei Schildwachen hindurch.

Gleich darauf befanden sie sich am Fuße der Terrasse in dem dichten Parke, dessen breite Wege der Pole vorsichtig vermied. Hier hielt er einen Augenblick erschöpft inne und drückte fest die Hand des jungen Mannes.

— Wir sind gerettet, wenn es des Herrn Wille ist, sagte er leise zu ihm; wenigstens haben wir den schlimmsten Weg hinter uns, denn wir sind auf der Terrasse kaum dreißig Schritte von den Posten vorbeigegangen. Nehmen Sie diese Waffen, fuhr er fort, Stephan eine Taschenpistole und ein dolchartiges Messer in die Hand drückend; hoffentlich werden wir davon keinen Gebrauch zu machen haben, denn ich denke, jetzt auf diesen Paß hin überall zu pas-

siren. Sollte man uns aber dennoch mit Gewalt aufhalten, so bedienen Sie sich der Waffen; ich mag sie gegen meine Landsleute nicht führen.

Beide Männer schritten hastig neben einander durch den Park fort. Stephan wollte jetzt den Polen um eine Erklärung des ganzen Abenteuers bitten, aber dieser erwiederte:

— Wir haben jetzt keine Zeit dazu; wir müssen den Ausgang des Parks, der mit Posten besetzt ist, eher erreicht haben, als man unsere Abwesenheit im Schlosse bemerkt, sonst würde unser Gang um diese Zeit Verdacht erregen.

Sie waren nur noch einige fünfzig Schritte von dem Ausgange entfernt, als sie hinter sich im Schlosse verworrenen Lärm hörten; ihre Flucht mußte entdeckt sein.

Koniecki stutzte und erschrak sichtlich, denn er fühlte die ganze Gefahr, die ihnen drohte; aber schnell entschlossen flüsterte er Stephan zu, einige Schritte hinter ihm zu folgen, und schritt eilig auf das Gartenthor zu, an dem zwei Sensenmänner auf Wache standen.

— Halloh! rief er mit lauter, weithinschallender Stimme, bringe die Pferde hierher, Anton!

Die Sensenmänner, deren Aufmerksamkeit eben durch den ungewöhnlichen Lärm im Schlosse be-

ansprucht worden, blickten auf den Rufenden, dessen Annäherung sie darüber nicht bemerkt hatten.

— Wer seid Ihr? rief einer der Beiden dem alten Polen zu.

— Habt Ihr nicht einen Diener mit zwei Pferden gesehen? fragte dieser, ohne Antwort zu geben.

— Steh! rief die Schildwache drohend. Wer bist Du?

— Narr! erwiederte Koniecki, erkennst Du mich nicht und siehst Du nicht die roth und weiße Binde um meinen Arm?

— Ich kenne Sie nicht und ich darf hier Niemanden passiren lassen, der nicht einen Paß vom General selbst hat, entgegnete der Sensenmann barsch.

— Hier ist mein Paß, sagte Koniecki ebenso rauh; überzeuge Dich.

— Was ist das für ein ungewöhnlicher Lärm im Schlosse? fragte Jener mißtrauisch, ohne auf das Papier zu blicken.

— Was kümmert's mich? Ich habe Eile, zu meinen Pferden zu gelangen, die ich hier erwarte, entgegnete Koniecki.

Glücklicherweise kam der andere Sensenmann näher heran und erkannte sogleich Koniecki.

— Es ist Alles richtig, es ist der Herr von Koniecki, sagte er entschieden zu dem Anderen. Entschuldigen Sie, Herr, daß mein Kamerad Sie aufhielt, er kennt Sie nicht.

— Wer ist aber der andere Mann dort? fragte der noch immer mißtrauische erste Posten, auf Stephan deutend.

— Mein Diener, erwiederte Koniecki kurz.

In diesem Augenblicke führte ein draußen schnell an das Thor eilender Diener auch bereits zwei Pferde vor, die Koniecki in einiger Entfernung hatte bereit halten lassen.

Ohne Weiteres stiegen er und Stephan auf dieselben und ritten mit einem „Guten Abend" an die Schildwachen im Schritt nach der Richtung zu, die auf die Straße nach Schroda führte. Als sie sich weit genug entfernt hatten, um nicht mehr aufgehalten werden zu können, setzten sie ihre Pferde in Galopp und flogen querfeldein über die Aecker dahin.

— Sie werden nicht lange säumen, uns nachzusetzen, rief Koniecki zu dem Offizier hinüber; stets steht ein Uhlanenpiquet bei gesattelten Pferden im Schlosse bereit. Es ist am sichersten, daß wir nach Schroda reiten, denn dieses liegt nur zwei Meilen von hier und wir

werden bald auf preußische Vorposten stoßen. Dann ist es aber Ihre Sache, mir durchzuhelfen, und wir müssen die Rollen tauschen.

Rastlos jagten sie über die Felder fort und verkürzten erst die Gangart ihrer Pferde, als sie auf einer Anhöhe vor sich die dunklen Gestalten zweier Reiter bemerkten, die sich deutlich gegen den helleren Nachthimmel abzeichneten.

— Es ist eine Vedette unserer Husaren, ich erkenne sie sicher, sagte Stephan mit erleichtertem Herzen.

Sie ritten gerade auf die Vedette zu und riefen ihr schon von Weitem entgegen, daß sie Freunde seien.

Einer der Husaren sprengte mit gespanntem Hahne der Pistole vor und examinirte die Ankommenden. Der Offizier nannte sich und seinen Stand und erzählte kurz, wie er zu dieser Verkleidung komme, mußte es sich aber gefallen lassen, daß der Husar ihn und seinen Begleiter absitzen ließ und, sie stets mit scharfem Auge und der drohenden Waffe bewachend, an seine Feldwache brachte.

Hier wurden Stephan und sein Begleiter zu dem kommandirenden Offizier geführt. Dieser lag, in seinen Mantel gehüllt, an dem großen

Feuer, das seine Leute angezündet hatten, und hörte verdrießlich die Meldung, die der Husar machte.

— Ein verkleideter Offizier von uns? rief er ungläubig und sprang schnell auf.

Er erkannte sogleich Stephan, den er früher oft in Posen gesehen und von dessen jetzigem spurlosen Verschwinden er gehört hatte; freudig begrüßte er ihn. Nachdem Stephan seinen Begleiter vorgestellt und alle Drei sich an das Feuer gesetzt hatten, mußte er von seinem Abenteuer unter den Polen erzählen, während der Offizier ihm staunend zuhörte.

— Sie kommen gerade zur Zeit zurück, Kamerad, sagte er, als Jener seine Erzählung beendigt hatte, denn am 26sten hat der kommandirende General in Kurnick den Vertrag von Jaroslawiec für aufgehoben erklärt, da die Polen ihn durchaus nicht gehalten und eine gar zu arge Wirthschaft getrieben haben. Wir haben hier auch schon den Befehl erhalten, Miloslaw anzugreifen und nöthigenfalls mit Sturm zu nehmen, sobald eine andere Kolonne weiter südlich die Stadt Xions geräumt hat, was am 29sten stattfinden soll. So steht uns also der Beginn offener Feindseligkeiten nahe bevor, der

dem Treiben in der Provinz am schnellsten ein Ende machen wird.

Stephan verabschiedete sich mit Koniecki bald wieder von dem Offizier und wurde nun von hier aus zur Stadt Schroda geleitet, wo sie sich bald sicher unter dem Schutze der preußischen Truppen auf ein bequemes Lager niederstrecken und über ihr Wagniß plaudern konnten.

Koniecki erzählte nun dem jungen Offizier die ganze Geschichte seiner Befreiung, die diesem selbst bisher noch unerklärlich geblieben war. Als er des Crucifixes erwähnte und zu welchem Mißverständnisse dieses zu seinem Glück geführt habe, bemerkte er, daß Stephan erbleichte und sehr betroffen schien.

— Und Xaviera, die Pflegetochter der Gräfin, war desselben Glaubens, wie ihre Mutter? fragte er heftig.

— Unzweifelhaft, erwiederte der Pole.

— Das ist schrecklich! rief Stephan, verzweifelt aufspringend. Um diesen Preis hätte ich meine Rettung nicht erkaufen mögen.

— Was fällt Ihnen ein? sagte der Pole beruhigend. Ich fürchtete zwar Ihre Gewissensbisse, sich diese Verwechselung zu Nutze zu machen, und habe Sie deshalb bis jetzt in Unge-

wißheit darüber gelassen, aber ich begreife nicht, was Sie so mächtig erregt. Wir werden morgen der Gräfin mittheilen, weshalb wir zu dieser nothwendigen Täuschung griffen, und damit ist die Sache abgemacht.

Aber Stephan theilte nicht seine Ansicht und fand sich endlich bewogen, dem Polen mitzutheilen, in welchem Verhältnisse er zu Xaviera gestanden habe, wie er sich auch immer noch nicht überzeugen könne, daß er ihr gleichgültig sei, und wie er fürchte, daß sie durch die Entdeckung, seine Schwester zu sein, leiden müsse.

Koniecki war ebenfalls betroffen, aber ihn schien weniger Xaviera's Leiden zu bewegen, als das ganze Verhältniß Stephans zu ihr überhaupt.

Nach einer langen Pause sagte er, des jungen Mannes Hand ergreifend und sie herzlich drückend:

— Erlauben Sie mir, dessen Aufrichtigkeit und Freundschaft Sie jetzt wohl kennen gelernt haben, als Freund ein ernstes Wort zu Ihnen zu sprechen?

Stephan nickte bejahend und sah ihn erwartungsvoll an.

— Nun, dann will ich Ihnen meine Meinung über das Verhältniß sagen, in das Sie

mich eben eingeweiht haben; zürnen Sie mir aber nicht deswegen, denn meine Worte kommen aus theilnehmendem Herzen und der tiefsten Ueberzeugung. Diese Neigung verbittert Ihr ganzes frisches, junges Dasein und Sie müssen Mann genug sein, ihr zu entsagen. Nach dem, was Sie mir eben von Xaviera gesagt haben und was ich in noch höherem Maße durch eigene Anschauung bestätigt gefunden habe, ist sie eine so fanatisirte Polin, daß sie das Gefühl der ausschließlichen Anhänglichkeit an ihr Vaterland nie vollkommen gegen ein weiblicheres, süßeres für Sie wird austauschen können, selbst auch dann nicht, wenn der Waffenlärm schon lange verhallt und das Schicksal dieser Provinz entschieden ist. Wenn sich Xaviera wirklich entschlösse, Ihren Wünschen nachzugeben, was sie meines Glaubens nach nie thun wird, so könnte sie es nur getheilten Herzens oder das mächtigste ihrer Gefühle, den Haß gegen die Feinde ihres Landes, sich selbsttäuschend eine kurze Zeit verleugnen; früher oder später aber würde es mit um so größerer Macht wieder in ihr erwachen. Dann wird Ihrer Ehe immer das innigste und süßeste Bindemittel, Uebereinstimmung der Gesinnung und das Vertrauen, feh-

len und in der sich gegenseitig steigernden Kälte die Liebe endlich ganz erlöschen, die beide Theile eine Zeit lang verblenden und zu dem Glauben verleiten konnte, sie seien für einander geschaffen worden. Sie werden nie mit Xaviera glücklich werden, und Sie sind es nicht allein sich selbst, sondern auch ihr schuldig, die Neigung aus dem Herzen zu reißen, die Sie jetzt beseelt. Vergessen Sie nicht, zu welchen unausbleiblichen traurigen Folgen Ihr Bündniß führen würde, und seien Sie um Ihrerselbst und um Xaviera's willen ein Mann.

Stephan erwiederte nichts und drückte stumm die Hand Koniecki's.

Ehe sie sich zur Ruhe niederlegten, sagte dieser:

— Ich habe heute auch einen schweren Kampf mit meinen eigenen Gefühlen bestanden und bin siegreich daraus hervorgegangen. Meine Ueberzeugung sagte mir, daß ich der Sache nicht länger angehören dürfe, die so viel unnützes Blut und Elend über mein Vaterland bringt und noch ferner bringen wird. Aber ich weiß auch, daß man mich mit dem Namen „Verräther" brandmarken wird, und selbst die Edleren meines Landes werden sich äußerlich kalt von

mir wenden müssen, wenn sie mein Handeln wohl auch stillschweigend billigen. Ich muß mich jetzt unter den Schutz Ihrer Landsleute begeben und will dieses Land, in dem meine persönliche Sicherheit fortan zu bedroht sein wird, meiden und mich, sobald ich meine Verhältnisse geordnet habe, nach der Schweiz begeben. Ich habe mein Vaterland verloren.

Gleich am andern Morgen schrieben Koniecki und auch Stephan selbst an die Gräfin Ostrowska und klärten ihr die Täuschung, in der sie sich befunden hatte, auf. Dieser Brief erreichte sie indessen niemals, denn er traf in Miloslaw ein, nachdem sie es bereits verlassen hatte, und ging in den späteren Ereignissen, welche die Stadt zum Schauplatze eines blutigen Kampfes machten, verloren.

Als Gräfin Sophie sich nach der Anmeldung des Gefangenen in ihr Zimmer begeben hatte, in dem sie Xaviera bereits erwartete, saßen sich beide Frauen in der höchsten Anspannung aller Nerven gegenüber und vermochten kein Wort zu wechseln. Aengstlich lauschten sie der Thür zu, hinter der sich jetzt Der, welcher ihnen Beiden so nahe stand, mit Koniecki befinden mußte, aber kein Laut drang zu ihren Ohren.

Xaviera litt in dieser Erwartung unendlich; sie wäre am liebsten aufgesprungen und hätte das Zimmer verlassen, um dem Wiedersehen und der Erklärung, die nun bald stattfinden sollte, zu entgehen, denn sie fürchtete, ihre mühsam noch aufrecht erhaltene Fassung werde bei dem Anblicke Stephans ganz schwinden und sie ihr wahres Gefühl für ihn nicht länger verleugnen können. Sie wünschte sehnlich, es möchte sich auf irgend eine Weise, woran sie nicht mehr zu hoffen wagte, herausstellen, daß Stephan nicht ihr Bruder sei, aber dann, wußte sie wieder, war er unrettbar verloren und das Urtheil des Kriegsgerichts mußte an ihm schnell vollstreckt werden.

Eine geraume Zeit war schon verstrichen und Koniecki hatte den Gefangenen der Verabredung gemäß noch nicht in das Zimmer der Damen geführt. Diesen wurden die wenigen Minuten in ihrer Spannung noch viel länger, als sie es in der That waren.

Die Gräfin sah auf ihre Uhr.

— Es sind zehn Minuten vergangen, seitdem Koniecki mit ihm spricht, sagte sie halblaut zu Xaviera, und er selbst bat mich doch, meine Unterredung abzukürzen, da ihnen nur wenig

Zeit übrig bleibt. Wenn er Koniecki's Mittheilung keinen Glauben schenkte, wenn dieser nicht so überzeugend zu ihm spräche, wie ich es thun würde!

Noch einige Minuten wartete die Gräfin in steigender Unruhe; dann stand sie entschlossen auf und ging mit den Worten auf die Thür zu:

— Nein, ich will ihn selbst sprechen!

Als sie diese geöffnet hatte, stieß sie einen Ruf des Erstaunens aus, da das Zimmer leer war. Ihr Blick fiel auf die Thür, durch die sich Koniecki und Stephan entfernt hatten, und die Ahnung der Wahrheit überkam sie plötzlich.

— Wir sind verrathen! rief sie plötzlich laut, sich zu Xaviera wendend. Ich begreife nicht, wie alles zusammenhängt, aber Koniecki hat uns getäuscht und Deinen Bruder mit sich geführt.

Schnell öffnete sie die Thür des Vorzimmers und fragte den draußen befindlichen Offizier der Wache heftig:

— Wo ist der Gefangene?

— Der Gefangene? fragte dieser betroffen. Ich habe ihn ja auf der Frau Gräfin Befehl dem Herrn von Koniecki übergeben; er muß im Zimmer sein.

— Verrath! rief die Gräfin angstvoll; Koniecki hat ihn entführt!

Eine allgemeine Verwirrung und Lärmen folgten schnell. Der Offizier stürzte mit der Wache in das Zimmer der Gräfin, Ordonnanzen flogen nach allen Seiten, die Posten zur Wachsamkeit zu ermahnen; auf dem Korridor draußen drängten sich Edelleute und Soldaten und flüsterten sich drohend einander zu, die Gräfin habe den Spion absichtlich entspringen lassen.

Diese selbst aber eilte in größter Aufregung sogleich zu dem Generalissimus; sie war fest überzeugt, daß Koniecki allein ein falsches Spiel gespielt und irgend einen ihr unbegreiflichen Grund gehabt habe, die Erklärung Stephans zu hindern, daß er diesen vielleicht selbst in eine Falle gelockt habe, die sein Leben bedrohte.

Xaviera lag ohnmächtig in ihrem Zimmer, denn der neue Schreck hatte ihr schon ohnehin erregtes Nervensystem ganz erschüttert.

Gräfin Sophie brachte selbst dem Generalissimus die erste Nachricht von dem unbegreiflichen Vorgange. Gleich darauf flogen Adjutanten aus seinem Vorzimmer auf den Schloßhof und in die Stadt. In wenigen Minuten waren Kavallerie-Abtheilungen gestreckten Laufes auf den Wegen

nach Schroda, Wreschen und Posen, um dieselben den Flüchtlingen zu verlegen oder sie einzuholen.

Der Generalissimus selbst war anfangs geneigt, der Gräfin zu mißtrauen und die gelungene Entweichung ihrer List und ihren Plänen zuzuschreiben, aber der Ton der Wahrheit, der in ihren Worten lag, überzeugte ihn bald von seinem Irrthum, zumal die Gräfin sich nicht scheute, in ihrer Aufregung offen zu bekennen, welche Absicht sie in der That gehabt habe, der nun aber Koniecki gegen ihren Willen und unbedingt ganz anderer Zwecke halber zuvorgekommen sei.

Als Gräfin Sophie sich von dem General wieder in ihre Zimmer begab, folgte ihr aus der Menge der Edelleute und Soldaten auf den Korridors ein dumpfes, unwilliges Murmeln; stolz und verächtlich warf sie den Kopf zurück und ihr Auge blitzte mit so gebietender Hoheit und von ihrer Unschuld überzeugender Sicherheit auf diese Gruppen, daß sie unwillkürlich verstummten.

Sobald sich das Nähere über die Flucht verbreitete, lenkte sich auch der Verdacht von der sonst verehrten und hochgeachteten Frau ganz ab

auf Koniecki, den man mit wüthenden Drohungen einen Verräther des Vaterlandes nannte und ihm den Tod schwur.

Sowohl die Gräfin, als auch Xaviera, nachdem sie das Bewußtsein wiedererlangt hatte, brachten die ganze Nacht in der peinigendsten Unruhe zu, denn ihren Wünschen konnte nur das glückliche Entkommen des theuren Flüchtlings entsprechen. Endlich kehrte gegen Morgen auch die letzte Uhlanen-Patrouille mit der Meldung zurück, daß sie die Flüchtlinge nicht habe wiedereinbringen können.

20.

Am folgenden Tage, dem 29. April, mußten im Laufe des Vormittags wichtige Nachrichten auf dem Schlosse eingetroffen sein, denn dort und in der ganzen Stadt herrschte eine lebendige Bewegung unter den Insurgenten. Haufenweise zogen die Sensenmänner, zum großen Theil stark betrunken, durch die Straßen, ihr Nationallied: „Noch ist Polen nicht verloren" singend, und schwangen kampfesmuthig die Waffen. Durch die ganze Stadt lief das von dem Schlosse kom-

mende Gerücht, die Preußen würden in den nächsten Tagen anrücken, und erfüllte die Herzen der friedlicheren Bewohner mit dem größten Bangen. An allen Punkten der Stadt sah man die eifrigste Thätigkeit entwickeln, dieselbe gegen den zu erwartenden Angriff in Vertheidigungszustand zu setzen; polnische Edelleute leiteten nach dem Plane Mieroslawski's selbst die Arbeiten, zu denen Weiber und Kinder, Deutsche und Polen mit herangezogen wurden. Außerhalb der Stadt warf man auf der Wreschener Seite ein Erdwerk zur Vertheidigung des Kirchhofes auf, und alle Ausgänge, sowie einzelne Abschnitte der Straßen, und besonders das Schloß, wurden stark verbarrikadirt. Fortwährend trafen neue Ankömmlinge in der Stadt ein; theils war es Landvolk, das sich an dem bevorstehenden Kampfe betheiligen wollte, theils Boten und Ordonnanzen, die auf schaumbedeckten Pferden von der Schrodaer und Neustädter Straße hereinsprengten.

Im Schlosse selbst war das Getümmel am wildesten, denn hierher, nach dem Hauptquartier, gingen alle Meldungen, und von hier wurden Befehle abgesendet. Dort putzten die Jäger ihre Büchsen und sangen ein kriegerisches Lied dazu,

hier zog man Pferde in und aus den Ställen und an anderen Plätzen wieder standen Edelleute oder Soldaten beisammen und theilten sich ihre Vermuthungen mit, was die eben eingetroffenen Boten wohl gebracht haben möchten und was der Generalissimus auf die bekannt gewordenen Berichte verfügen würde. Alle Gedanken waren durch diese neuen Ereignisse in so vollständigen Anspruch genommen, daß man nicht mehr an die gestrige Entweichung des eingefangenen Spions dachte.

Gegen Mittag kam wieder ein Bote auf schäumendem Pferde von Neustadt an. Das Aussehen dieses Mannes, der einen äußerst angestrengten Ritt gemacht haben mußte, erregte die allgemeine Neugierde und schnell hatte sich eine dichte Gruppe um ihn gebildet.

— Woher? Was giebt es? bestürmte man ihn mit dringenden Fragen.

— Eine Depesche von dem Oberst Dombrowski an den General! erwiederte der Bote kurz, vom Pferde springend und in das Schloß hinaufeilend.

— Von Dombrowski aus Xions? Greifen die Preußen dort an? fragte man von allen Seiten bunt durcheinander; Niemand wußte

Auskunft zu geben, denn der Ueberbringer der Nachricht war bereits verschwunden.

Der Generalissimus, der eben von einem Ritte durch die Stadt, wo er die Arbeiten an den Vertheidigungswerken in Augenschein genommen und persönlich Anweisungen zu ihrer Anlegung und Verbesserung gegeben hatte, zurückgekehrt war, saß in seinem Arbeitszimmer an einem Tische, auf dem ein Spezialplan der Provinz Posen lag, und entwickelte mehreren höheren polnischen Offizieren, die aufmerksam um ihn herumstanden, seine Absichten für den weiteren Feldzug, der jetzt nach der förmlichen Kriegeserklärung durch Aufhebung der Jaroslawiecer Convention seinen Anfang nehmen sollte. Die Meldung, daß ein Bote von Xions angekommen sei, unterbrach seine Mittheilungen. Der General winkte, daß man ihn eintreten lassen solle.

Der eben Angekommene, ein kräftiger Landmann, mit Säbel und Pistolen gut bewaffnet, den Hut mit der polnischen Kokarde geziert, trat ein und schritt auf Mieroslawski zu. In militairischer Haltung überreichte er ihm einen Brief mit den Worten:

— Vom Oberst Dombrowski aus Xions.

— Du bist brav geritten, Freund, sagte Mieroslawski, freundlich lächelnd auf die Uhr sehend; die Depesche ist um ein Viertel auf elf Uhr abgegangen, und Du hast beinahe fünf Meilen in noch nicht zwei Stunden geritten.

— Es hatte Eile, General, erwiederte der Pole, denn als ich die Stadt verließ, läuteten bereits die Sturmglocken von allen umliegenden Dörfern und die anrückenden Preußen waren schon deutlich zu sehen.

Mieroslawski hatte die Depesche gelesen.

— Dombrowski schreibt mir, daß er heute Morgen die zweite und letzte Aufforderung der Preußen, die Stadt zu übergeben und die Waffen zu strecken, gar nicht beantwortet habe, sagte er, wieder ernst geworden, zu den ihn umgebenden Offizieren gewendet. Das Gefecht ist demnach unvermeidlich; im Augenblicke, als er dies schrieb, rückten die Preußen schon über Zakrzewo auf die Stadt vor. Er ist entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu schlagen, und ich bin überzeugt, daß er dieses Versprechen halten wird, denn Xions kann nicht in den Händen eines braveren Mannes sein. Nach den Meldungen seiner Patrouillen sollen die Preußen über viertausend Mann stark sein; er wird einen heißen

Kampf zu bestehen haben. Fertigen Sie sofort den Befehl nach Neustadt und Solec an die dortigen Führer ab, mit aller disponiblen Mannschaft sogleich auf Xions zu Dombrowski's Unterstützung zu marschiren, wandte er sich an einen der Offiziere, der sich sogleich niedersetzte, um die Befehle des Generals zu schreiben.

— Du wirst der Ruhe bedürfen, sagte dieser wieder zu dem Boten. Lasse Dich in der Schloßküche gut verpflegen und dann kannst Du hierbleiben, um den nahen Tag des Kampfes mit uns mitzumachen.

— Ich möchte nach Xions zurück, General, erwiederte der Reiter, ich will dort mit den Kameraden aus meinem Dorfe zusammen fechten und sterben.

Der General nickte freundlich und sagte:

— Du bist ein braver Kerl; thue, wie es Dir gefällt.

Der Landmann trat ab und in dem Zimmer entspann sich nun eine lebhafte Unterhaltung über den vermuthlichen Erfolg des Gefechtes in Xions, bei dem die Polen ihrem leidenschaftlichen Naturel freien Lauf ließen.

Etwa anderthalb Stunden später traf ein zweiter Bote ein. Es war ein Uhlan, dessen

Kleidung zerfetzt und blutbefleckt war; er trug unter der Czapka ein Tuch um den Kopf. Auch er wurde sofort bei Mieroslawski vorgelassen.

— Bringst Du mir einen Brief aus Xions? fragte dieser hastig, auf den Soldaten zugehend.

— Nur eine mündliche Meldung, erwiederte dieser; es war keine Zeit mehr, einen Brief zu schreiben.

— Gute Nachrichten? fragte man von mehreren Seiten.

— Leider Gottes, nein! erwiederte der Uhlan trübe; unsere Kavallerie ist gänzlich auseinandergesprengt und wir haben einen ungeheuren Verlust erlitten.

— Die Stadt aber — ist sie verloren? rief Mieroslawski ungeduldig.

— Nein, Herr; als ich fortritt, schlugen sie sich noch muthig, und die Barrikade am Markt werden sie so leicht nicht nehmen, berichtete der Soldat.

— Nun, so erzähle, wie Ihr im Gefecht gewesen seid, sagte der General.

— Wir waren 180 Pferde stark, erwiederte Jener, und auf den Höhen nach Zakrzewo zu aufgestellt, als die Preußen von dorther anrückten. Eine Uhlanenschwadron ritt gegen uns an,

der sich am linken Flügel bald zwei Schwadronen schwarzer Husaren anschlossen, nachdem sie einen sehr breiten Graben übersprungen hatten. Als sie zur Attaque auf uns vorgingen, erwarteten wir sie stehenden Fußes ruhig, und nicht ein Mann rührte sich, bis sie auf sechszig Schritt an uns herangekommen waren. Dann gaben wir ihnen eine Salve aus unsern Karabinern und Pistolen und gingen ihnen im Galopp entgegen. Wir prallten so kräftig an einander, daß wir uns gegenseitig durchbrachen und dann wieder umwendeten, auf einander einzuhauen. Aber wir waren zu schwach gegen sie und mußten, von ihnen verfolgt, nach der Stadt zurück. Wir hatten sechszehn Todte und gegen sechszig Verwundete und haben vier Offiziere verloren! es war ein Jammer, das mitanzusehen. Ein großer Theil ist nach Neustadt zu geflohen, und wenn sie dort durchkommen, so treffen sie wohl heute Abend noch hier ein.

— Genug, sagte der General trüben Blickes und fügte, zu seinen sehr muthlos aussehenden Offizieren gewendet, hinzu: Die Stadt hält sich noch; ich hoffe, Dombrowski wird sie behaupten.

Der Uhlan mußte nun noch nähere Auskunft

über die Stellung beider Theile geben, ehe er entlassen wurde. Eine unheimliche Stille war mit dieser bösen Nachricht über die Polen gekommen.

Auch draußen hatte sich das Gerücht von der unglücklichen Kavallerie-Attaque, die so viele Opfer kostete, schnell verbreitet und jeder frohe Gesang hatte aufgehört. In ängstlicher Spannung erwartete man neue Nachrichten, die das Ergebniß des Tages bringen sollten.

Auch Gräfin Sophie war es bekannt geworden, daß ein Angriff auf Miloslaw bevorstehe, und hatte sie zu dem Entschlusse bewogen, noch an demselben Tage mit ihrer Tochter die Stadt zu verlassen und sich nach Wreschen zurückzubegeben. Sie hatte ihren Zweck erreicht, ihren ganzen Einfluß auf die polnischen Führer zum Bruche der Convention von Jaroslawiec anzuwenden, was ihr um so leichter geworden war, da der größte Theil derselben vollkommen ihre Ansichten theilte.

In ihren Gemächern ging es ebenso unruhig zu, wie in den übrigen Theilen des Schlosses, denn die Dienerschaft packte die Koffer und bereitete alles zur Abreise vor.

Xaviera's Zustand hatte sich mit dem Ein-

treffen der Nachricht, daß Stephan glücklich entkommen sei, so weit gebessert, daß sie sich im Stande fühlte, die Reise zu machen, die sie aus einer Umgebung führte, in der ihre Gefühle auf eine so harte Probe gestellt worden waren.

Gegen Abend, als die Damen eben bereit waren, abzureisen, wurden sie plötzlich durch einen wilden Lärm im Schlosse aufgehalten; sie ahnten, daß die Nachricht von dem Ausgange des Gefechts bei Xions eingetroffen sein müsse, was sich auch bald bestätigte.

Die eingegangenen Meldungen waren trauriger gewesen, als man sie erwartet hatte, und Alle, vom Generalissimus an bis zu den Sensenmännern, waren in der größten Bestürzung und Trauer.

— Was ist geschehen? fragte die Gräfin zitternd einen der polnischen Führer, der eben eilig aus dem Zimmer des Generals kam.

— Es ist furchtbar, schlimmer, als wir befürchteten, sagte dieser. Wir haben einen unermeßlichen Verlust erlitten, und es liegen alle Anzeichen dafür vor, daß wir die Preußen schon morgen hier vor der Stadt haben werden. Xions ist genommen und steht in Flammen, Dombrowski ist tödtlich verwundet, und wir

haben den Tod von mehr denn dreihundert der Unsrigen, darunter sehr viele Offiziere, zu beklagen; über sechshundert Mann sind gefangen und bereits nach Posen abgesendet. Wir haben eine vollständige Niederlage erlitten. Die Preußen gehen heute Nacht noch über die Warthe, wie wir aus zuverlässigen Meldungen wissen, da sie alle Kähne zum Uebersetzen mit Beschlag belegt haben; sie werden morgen hier sein. Auf der anderen Seite wird Miloslaw durch ein zweites Corps von Schroda aus bedroht. Hier kann nur der Himmel helfen, sonst ist unsere ganze Macht zersprengt. Es ist die höchste Zeit, daß Sie sich von hier fortbegeben, Frau Gräfin, wenn Sie nicht Zeugin eines der blutigsten und hartnäckigsten Kämpfe werden wollen, der unzweifelhaft morgen hier stattfinden wird.

Der Pole entfernte sich, da ihn sein Dienst rief, und die Gräfin blieb vernichtet stehen; aber sie sagte sich, daß ihr Werk hier erfüllt sei und daß die Entscheidung jetzt nur noch den Waffen überlassen bleiben könne; darum blieb sie bei ihrem Entschlusse, sogleich nach Wreschen abzureisen.

Bald darauf verließ der Wagenzug, der die Gräfin mit ihrer Begleitung fortführte, das

Schloß und die Stadt. Auch auf Xaviera hatten diese Nachrichten einen tiefergreifenden Eindruck gemacht, der ihrem Zustande indessen zum Vortheil gereichte. Ueber die der Sache ihres ganzen Volkes drohende Gefahr vergaß sie den Kummer ihres eigenen Herzens und fühlte sich von Neuem belebt. Es hätte ganz ihren Wünschen entsprochen, wenn die Gräfin in Miloslaw geblieben wäre, denn sie hoffte, daß die Aufregung durch äußere Verhältnisse ihr innerliches Leiden noch mehr zum Schweigen bringen werde, und die bevorstehenden Ereignisse reizten sie in ihrem verzweifelnden Seelenzustande; aber Gräfin Sophie ging auf ihre Bitten nicht ein, denn sie fühlte, daß Miloslaw jetzt nicht der Platz für schwache Frauen sei.

Erst spät in der Nacht trafen sie in Wreschen ein und stiegen in einem dortigen Gasthofe ab. Auch hier war alles in der lebendigsten Bewegung, denn die Berichte von dem stattgefundenen Gefechte waren bereits hierher gelangt. An vielen Fenstern war noch Licht und die Straßen waren trotz der späten Nachtstunden belebt, denn jeder wollte noch etwas Neues von dem Schicksale seiner Lieben, die dort auch gekämpft hatten, hören. Zuweilen trafen versprengte, waffenlose

Flüchtlinge von Xions ein, die in dieser Gegend heimisch waren, und wurden dann sogleich von einem Kreise theilnehmend Fragender umringt.

In der Stadt lag eine neuerdings eingerückte kleine preußische Garnison, die sich von den Polen abgesondert und fest zusammen hielt. Man wußte nicht genau, was sie im Werke hatte, aber ihre Vorbereitungen machten es wahrscheinlich, daß der nächste Tag auch ihre Thätigkeit in Anspruch nehmen werde.

Am andern Morgen früh rückten diese Truppen auf den Weg nach Miloslaw zu aus und bestätigten dadurch die allgemeine Meinung, daß an diesem Tage der Angriff auf diese Stadt stattfinden solle. Kaum hatten die Truppen die Stadt verlassen, so ertönten auch schon auf allen umliegenden Dörfern die Sturmglocken, der Ruf zu den Waffen und das Signal, sich zum Kampf bereit zu halten, und reitende Boten durchstreiften die ganze Gegend von einem Orte zum andern. Das ganze vollständig insurgirte Land war in drohender Bewegung.

Um Mittag hörte man in der Ferne auf Miloslaw zu den dumpfen Donner der Geschütze — das Gefecht mußte dort im vollen Gange sein.

Um die peinigende Unruhe zu übertäuben, hatte die Gräfin beschlossen, mit ihrer Tochter das polnische Lazareth in der Stadt zu besuchen.

Während sie und Xaviera durch die Krankenstuben gingen, fast bei jedem der Verwundeten stehen bleibend und ihn tröstend oder reich beschenkend, öffnete sich die Thür und Josepha trat ein. Ihr Blick fiel sogleich auf die beiden anwesenden Damen, und als sie dieselben erkannte, überflog der Ausdruck eines peinlichen Gefühls, das ihr dies Zusammentreffen verursachte, schnell ihr Gesicht; des Vaters wegen aber sah sie sich genöthigt, diesen Eindruck zu verheimlichen, und ging begrüßend auf Jene zu.

Die Gräfin empfing, wie gewöhnlich, die Tochter ihres alten Freundes zärtlich und liebevoll, und Josepha entging es nicht, daß auch Xaviera's Auge mit einer tieferen, wehmüthigeren Bewegung, welcher die in letzter Zeit zwischen beiden Mädchen entstandene Abneigung ferner als sonst zu sein schien, auf ihr ruhte.

— Was machst Du hier, Josepha? fragte die Gräfin verwundert.

— Sollte hier bei den Leidenden nicht auch mein Platz sein? fragte diese. Kann ich doch

meine schwachen Kräfte nicht besser zum Wohle des Vaterlandes anwenden, als seine verwundeten Söhne zu pflegen und ihre Schmerzen zu lindern.

— Ich hätte Dich nicht für eine so eifrige Patriotin gehalten, meinte die Gräfin scherzend; denn Du scheinst an unserem Hasse gegen die Feinde keinen warmen Antheil zu nehmen.

— Nein, erwiederte Josepha ernst, mein Herz kennt auch wirklich keinen Haß gegen sie, und ich pflege die wenigen verwundeten deutschen Soldaten, die hier im Lazareth sind, ebenso gern und bereitwillig, wie unsere polnischen Brüder; ich sehe in ihnen Allen nur Leidende und Hülfsbedürftige.

Die Gräfin schwieg; denn fühlte sie auch, daß Josepha's Gefühle die richtigen Aeußerungen eines weichen, weiblichen Herzens waren, so mußte sie sich doch beschämt bekennen, daß sie nicht ihr gleich zu denken vermochte.

Das junge Mädchen begleitete die beiden Damen und mußte ihnen Auskunft über das Befinden ihres Vaters geben, dessen Gastfreundschaft sie nochmals in Anspruch zu nehmen gedachten. Als sie zusammen in die Wohnung der Gräfin zurückgekehrt waren, fand Xaviera endlich

die schon lange gesuchte Gelegenheit, mit Josepha allein sprechen zu können.

— Laß uns wieder Freundinnen sein, Josepha, sagte sie innig, aber mit trübem Blick zu ihr und ergriff ihre Hand. Vergiß für immer, was jemals zwischen uns gelegen, nun es der Himmel selbst fortgenommen hat.

Josepha staunte und begriff Xaviera nicht; aber schnell überkam sie die entsetzliche Ahnung, letztere deute auf den Tod Stephans, den sie, einer drohenden Gefahr ausgesetzt, das letzte Mal hatte scheiden sehen, und angstvoll konnte sie kaum fragen:

— Stephan von Willing?

— Ich mache ihn Dir nicht mehr streitig, Josepha, entgegnete Xaviera schmerzlich lächelnd; er ist mein Bruder.

— Dein Bruder?

Josepha schaute starr und ungläubig auf das Mädchen.

— Ja, Josepha, mein seit frühester Jugend vermißter Bruder, zu dessen Entdeckung mich ein merkwürdiger Zufall erst vor kurzer Zeit geführt hat, wiederholte Xaviera.

Josepha glaubte zu träumen; sie konnte sich des Eindruckes noch nicht klar bewußt werden,

den diese unglaubliche Mittheilung auf sie machte. Xaviera fuhr fort, ihr zu erzählen, was sich in Miloslaw zugetragen habe.

Eine unendliche Seligkeit ging mit ihren Worten in Josepha über, deren Züge ihre ganze neu erwachte Hoffnung aussprachen. Als Xaviera geendet hatte, fiel sie ihr schluchzend um den Hals und konnte lange Zeit keine Worte finden.

— Aber er weiß es noch nicht, flüsterte sie dann bange.

— Er hat es wohl schon durch den Polen Koniecki erfahren, meinte ihre neu gewonnene Freundin; sollte dem aber nicht so sein und dieser es ihm verheimlichen, so wissen wir doch jetzt, daß wir Stephan oder vielmehr Vincenz, denn das ist sein eigentlicher Name, in Posen wiederfinden, da er glücklich seinen Verfolgern entkommen ist, und die Mutter hat beschlossen, ihn dort aufzusuchen, sobald die unruhigen Bewegungen in dieser Gegend vorüber sind.

Josepha seufzte schwer, und ängstlich fragte sie die Freundin, als müsse diese ihr darüber Auskunft geben können:

— Wird er mich aber lieben können, nun er Dich verloren hat?

So schmerzliche Empfindungen Xaviera auch oft nicht unterdrücken konnte, wenn sie von dem Entsagen ihrer theuersten Gefühle sprach, so suchte sie doch das junge Mädchen zu beruhigen und ihre Hoffnung auf Stephans Liebe zu stärken.

— Ich habe ihn ja vor wenigen Tagen erst neben Dir gesehen, als er nach dem Schlosse Deines Vaters gekommen war, sagte sie, und ich fühle noch die schmerzlichen Stiche im Herzen, die mir, die ich damals noch andere Ansprüche auf ihn machte, jeder seiner Blicke auf Dich verursachte. Es lag ein innigeres Gefühl für Dich in seinem ganzen Wesen, als die Dankbarkeit allein, und ich zweifle nicht, daß mein Bruder nur durch die mächtige Erinnerung an unser früheres Verhältniß sich gefesselt fühlte, Dir sein Herz so zu öffnen, wie er es wohl selbst im geheimsten Innern wünschte. Wenn er jetzt erfährt, daß das Schicksal ihn aller Verpflichtungen gegen seine alte Neigung überhoben hat, wird er sich offen eingestehen, was Du ihm bist, und nicht säumen, Euer Beider Wünsche zu erfüllen.

Josepha zweifelte noch, denn diese unerwartete Wendung ihres Geschickes schien ihr zu

glücklich, als daß sie nicht in banger Furcht hätte zagen sollen.

— Wirst Du denn aber nun den wiedergefundenen Bruder mit reinem Glück in die Arme schließen, wenn er bei denselben Ansichten beharrt, die Euch in einem andern süßeren Verhältnisse fern halten konnten? fragte sie.

Xaviera's Blick verdüsterte sich.

— Das ist es, Josepha, erwiederte sie, was mich jetzt mit einer unsäglichen Qual erfüllt. Ich hoffe zu Gott, daß er das Herz meines Bruders auf den richtigen Weg lenken, daß dieser durch die Entdeckung seiner Familie anderen Sinnes werden wird; wäre dem nicht so, was der Himmel verhüten wolle, so würde ich wünschen, ihn nie wiedergefunden zu haben, und unsere Wege würden sich von Neuem trennen müssen.

Josepha versuchte noch lange mit innigen Bitten in die Freundin zu dringen, ihr Herz im schlimmsten Falle zum Nachgeben zu erweichen, aber diese blieb fest bei ihrem ausgesprochenen Entschlusse.

Man hatte beschlossen, erst spät auf das Gut des Herrn von Michalowski in dessen Wagen gemeinschaftlich hinauszufahren, weil die Gräfin

noch einige Besuche in der Stadt zu machen hatte; indessen schickte sie ihre Dienerschaft mit ihrem Wagen voraus und ließ den alten Edelmann von ihrer Ankunft benachrichtigen.

Gegen Abend trafen schon die ersten Nachrichten von dem Gefechte bei Miloslaw ein, das bis gegen sechs Uhr gedauert hatte und mit der äußersten Hartnäckigkeit geführt worden war. Die Preußen hatten nach heftiger Gegenwehr die Stadt und das Schloß erstürmt, waren aber durch den von Neustadt herkommenden Zuzug der Polen in ein neues Gefecht hinter der Stadt verwickelt worden, das sich so unglücklich wendete, daß sie sich zurückziehen und Miloslaw wieder in die Hände Mieroslawski's fallen lassen mußten.

Gräfin Sophie war in der höchsten Aufregung und von dem Wunsche beseelt, sichere Nachrichten über den Gang des Gefechtes und dessen Einzelnheiten zu erlangen; deshalb konnte sie sich nicht entschließen, die Stadt vor deren Eintreffen zu verlassen, und verschob die Abreise von einer Stunde zur andern, so sehr auch Josepha und selbst Xaviera, die sich nach den Anstrengungen der letzten Tage sehr ermattet fühlte, dazu drängten. Man hatte sich schon dahin ge-

einigt, daß die beiden jungen Mädchen allein fahren sollten und daß die Gräfin bis zum andern Morgen in Wreschen bleiben wolle, als wieder Polen eintrafen, die in dieser Gegend zu Hause waren und sich nach Miloslaw begeben hatten, das dortige Gefecht mitzumachen; sie brachten auch einige Verwundete mit sich, die sogleich in dem Lazareth der ärztlichen Sorge übergeben wurden.

Dies änderte den Plan der Damen, denn Josepha bezeigte große Lust, der Gräfin Gesellschaft zu leisten und den neuangekommenen Kranken die jetzt so nöthige erste Hülfe zu gewähren.

— Ich fürchte mich aber, allein hinauszufahren, sagte Xaviera, als man ihr diesen Vorschlag gemacht hatte, da ihre Erschöpfung sichtlich zunahm und die Gräfin sie absichtlich aus der Stadt entfernen wollte, in der sich gerade heute immer wieder neuer Grund zur Aufregung darbot.

— Ich habe ja den Weg fast jeden Abend allein gemacht, wenn ich aus dem Lazareth zurückkehrte, sagte Josepha lachend. Der alte Mathias wird Dich ebenso sicher als mich nach unserm Schlosse führen.

— Aber die Preußen kehren jetzt in diese Gegend zurück, wandte Xaviera ein.

— Die brauchst Du am allerwenigsten zu fürchten, meinte Josepha; denn einmal werden sie heut viel zu sehr ermüdet und mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt sein, um auf den Nebenwegen umherzuschwärmen, und dann sind sie überhaupt nicht so bösartig, wovon wir uns ja bei unserer Einquartierung überzeugt haben.

Xaviera ließ sich endlich bewegen und fuhr, nachdem sie von ihrer Mutter und Josepha Abschied genommen hatte, in der Letzteren Wagen mit dem alten Mathias ab, als die Dunkelheit bereits eingetreten war.

21.

Sobald Vincenz die Nachricht von dem Sturme auf Xions und dem beabsichtigten Angriff auf Miloslaw erhalten hatte — es war in der Nacht nach seiner Rückkehr von dem Gute des Herrn von Michalowski — war er sogleich entschlossen gewesen, den am nächsten Tage beabsichtigten Anschlag auf Josepha vorläufig zu

verschieben und zuerst den Kampf mitzumachen. Er hatte sich deshalb am Morgen des 30. April zu Pferde nach Miloslaw begeben und sich auf das Thätigste an dem Gefecht betheiligt; da dies aber schon gegen Abend beendigt war, ritt er noch an demselben Tage auf Umwegen wieder nach Wreschen zurück, um nicht mit den preußischen Truppen, die sich ebenfalls dahin zurückzogen, zusammenzutreffen.

Als er noch lange vor deren Ankunft daselbst in Begleitung des Freundes, mit dem er den Plan, Josepha in seine Gewalt zu bekommen, verabredet hatte, in die Stadt einritt, bemerkte er den Wagen des Herrn von Michalowski vor dem Gasthause, in dem Gräfin Sophie und Josepha eben Xaviera zu überreden suchten, allein auf das Gut hinauszufahren.

Vincenz, der natürlich von der Anwesenheit der Gräfin und ihrer Tochter keine Ahnung hatte, und auf seine kurze Frage an den alten Mathias, wen er hereingebracht habe, die Antwort erhielt, daß es das gnädige Fräulein gewesen sei, faßte in Gemeinschaft mit seinem Begleiter, einem Herrn von Górecki, schnell den Entschluß, noch heute ihren Anschlag auszuführen, da die Gelegenheit dazu sich so günstig darzubieten schien.

Nachdem sie ihre Pferde gewechselt hatten, machten sie sich schnell auf und trabten bald auf dem einsamen Wege dahin, einen Platz suchend, dessen Abgelegenheit die Ausführung ihres Planes begünstige.

Bald erreichten sie einen von Górecki bestellten Wagen und ließen ihn links von der Chaussee auf den Landweg abbiegen, der zu dem Gute führte. Dieser wenig befahrene Weg erstreckte sich über die öde Haide, die um den rothen Krug herum lag, und führte, ehe er die Felder des Herrn von Michalowski durchschnitt, ein Ende weiter durch ein ziemlich dichtes Tannengebüsch, das sich nach Osten zu mit den Wäldern der Grenze in Verbindung setzt. Hier war ein Platz, wie ihn die beiden jungen Leute zu ihrem Vorhaben gebrauchen konnten, denn die Waldung versteckte sie und begünstigte ihr Entkommen nach dem nahen Wege zu, der über einige andere Dörfer nach dem Gute Górecki's zurückkehrte. Auf letzteren Weg wurde der Wagen mit der Anweisung geschickt, sie dort zu erwarten.

— Wir müssen jetzt unsere Rollen vertheilen, sagte Górecki, als sie sich im Schatten der Bäume dicht neben der Straße befanden. Ich schlage

vor, daß Du, wenn der Wagen an diese Stelle gekommen ist, Dich auf die Pferde stürzest und sie aufhältst; Du kannst dann sehen, wie Du mit dem Kutscher fertig wirst. Ich werde indessen absitzen und mein Pferd hier anbinden, was Du mir nachher mitbringen mußt, und während Du mit dem alten Mathias beschäftigt bist, werde ich das Mädchen aus dem Wagen heben und sie durch den Wald zum Wege bringen, der ja nur hundert Schritte von hier entfernt ist.

— Das ist gut so, meinte Vincenz, aber Josepha ist ein entschlossenes Mädchen, ich fürchte, sie wird sich ein Leids anthun, vielleicht versuchen, aus dem Wagen zu springen.

— Dafür laß mich sorgen, erwiederte sein Freund lachend. Ich werde mich zu ihr in den Wagen setzen und die kleine Widerspenstige schon zähmen.

Seine Worte wurden durch das Rollen von Wagenrädern, das man in der Entfernung hörte und das sich zu nähern schien, unterbrochen. Die beiden jungen Leute zogen sich deshalb auf ihren Posten zurück.

Vincenzs Herz schlug heftig und einen Augenblick stieg das bessere Gefühl, ihn von der schlech-

ten That abmahnend, wieder in ihm auf; aber er biß die Zähne auf einander und dachte an den gehaßten Nebenbuhler und die Scene im Hause der alten Wittwe; er war entschlossen, seinen Racheplan auszuführen, sollte es auch sein und Josepha's Leben kosten.

Xaviera war in der öden Gegend, welche die Dunkelheit noch schauerlicher machte, anfangs besorgt gewesen; oft warf sie einen ängstlichen Blick aus dem Wagen, ob ihm Niemand entgegenkäme oder folge, aber auf diesem Wege sah man jetzt keinen Menschen, da die Aufmerksamkeit Aller auf die nach Miloslaw führenden Straßen gerichtet war. Die langweilige Fahrt übte auf das erschöpfte junge Mädchen bald einen so einschläfernden Einfluß aus, daß sie in einen leichten Schlummer sank.

Auch der alte Mathias sah schlaftrunken vor sich hin und überließ es den schon an den Weg gewöhnten Pferden, langsam dahinzutraben; er achtete nicht auf das Wäldchen, da ihm hier noch nie etwas Verdächtiges aufgestoßen war, und bemerkte nicht, daß die Pferde, deren scharfer Instinkt sie von der Anwesenheit der beiden Reiter belehrte, die Ohren spitzten und scheu nach den Seiten des Weges blickten.

Ehe er daher nur eine Bewegung dagegen thun konnte, hatte der plötzlich hervorspringende Vincenz den Pferden in die Zügel gegriffen und sie mit einem kräftigen Rucke zum Stehen gebracht.

Einen Augenblick schienen die Thiere, ebenso wie ihr Lenker, von Bestürzung und Schrecken gefesselt, denn sie rührten sich nicht von der Stelle; gleich darauf aber bäumten sie sich und suchten sich mit solcher Gewalt zu befreien, daß Vincenzs Pferd sich zurückwarf und dieser die Zügel loslassen mußte. Die sich nun frei fühlenden Thiere zogen sogleich an, prallten aber, vollständig scheu gemacht durch das Erscheinen Górecki's, der eben zu Fuß von der andern Seite des Weges auf den Wagen zusprang, so heftig zur Seite, daß sie den Wagen umschleuderten; dies hinderte sie, zumal Vincenz sie schon von Neuem wieder hielt, anzuziehen, und zitternd und schweißbedeckt standen sie still.

Durch den ungestümen Ruck und das Fallen des Wagens wurde der alte Mathias einige Schritte weit gegen einen Baum geschleudert, so daß er, am Kopfe etwas verletzt, sich eine Weile halb betäubt nicht zu rühren vermochte, obgleich er wie durch einen Schleier das nun Folgende bemerkte.

Górecki hatte schnell den Schlag des Wagens aufgerissen und der erste Blick in dessen Inneres zeigte ihm, daß die darin Sitzende, sei es durch Schreck allein oder in Folge einer Verletzung, wie er nicht sogleich bemerken konnte, ohnmächtig geworden war. Er kannte weder Josepha noch Xaviera persönlich; daher hob er Xaviera schnell aus dem Wagen, erfreut, daß ihr bewußtloser Zustand ihm jede weiteren Gewaltmittel ersparte, und trug sie auf den Armen in den Wald, nachdem er Vincenz zugerufen hatte:

— Es ist gelungen, Bruder! Halte nur den Kutscher noch eine Weile auf, damit wir Zeit gewinnen, und vergiß nicht, mir mein Pferd mitzubringen.

Vincenz hatte die leblose Gestalt in Górecki's Armen gesehen und triumphirte im Herzen über seinen gelungenen Anschlag, denn die Aufregung hatte ihn noch feindseliger gegen Josepha gestimmt. Er ritt näher an den Kutscher heran, um zu sehen, ob dieser erheblich verletzt sei, aber der alte Mathias hatte sich schon von dem ersten Schreck und seiner Betäubung erholt; er hatte die Entführung der Dame gesehen und achtete in seiner Angst um sie nicht des Blutes, das ihm aus seiner Wunde über das Gesicht floß.

Mit einem Satze sprang er auf und versuchte, dem im Walde eben verschwundenen Räuber zu folgen, wobei er laute Hülferufe ausstieß, so wenig Hoffnung auch vorhanden war, daß sie in dieser öden Gegend zu menschlichen Ohren dringen würden.

— Hast Du noch nicht genug, alter Hund? rief Vincenz wüthend und spornte sein Pferd an, ihm nachzusetzen und ihn aufzuhalten.

Der alte Mann sah sich gezwungen, sich zuerst gegen diesen Angreifer zu wenden. Er umklammerte unter fortgesetztem Hülferuf Vincenzs Bein so fest, daß dieser sich nicht losreißen konnte. In seiner unbezähmbaren Wuth versetzte er daher dem Kutscher mit dem Kolben seines Pistols einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß dieser taumelnd in die Knie sank; dann floh er, nachdem er Górecki's Pferd mitgenommen hatte, im gestreckten Galopp die Straße zurück, um den Wald zu umreiten und sich wieder mit seinem Freunde zu vereinigen.

Nochmals sprang der alte Mathias auf, obgleich er einen heftigen Schmerz fühlte, und drang durch das Gebüsch des Waldes nach der Richtung zu, die Górecki mit seiner Beute eingeschlagen hatte; als er aber die jenseits desselben hin-

laufende Straße erreichte, hörte er bereits, daß ein Wagen auf dieser in der Richtung nach Gnesen zu fortrollte und war überzeugt, daß er Xaviera und ihren Räuber fortgeführt habe.

Unentschlossen blieb der alte Mann stehen, aber es leuchtete ihm schnell ein, daß jeder weitere Verfolgungsversuch von seiner Seite erfolglos bleiben müsse und daß es besser sei, sogleich dem Herrn von Michalowski zu melden, was sich zugetragen habe, damit dieser die ihm geeigneten Schritte treffen könne. Er kehrte deshalb zu dem umgestürzten Wagen zurück; da es ihm aber unmöglich war, denselben ohne fremde Hülfe aufzurichten, spannte er die Pferde aus und ritt eilig nach dem Gute.

Der alte Edelmann war in Erwartung der Gräfin und seiner Tochter noch wach und in der äußersten Unruhe über ihr langes Ausbleiben. Er stand eben am Fenster und blickte auf den dunkeln Hof hinab, als Mathias mit den Pferden dort anlangte.

Die Bestürzung, welche seine Erzählung des Vorgefallenen verursachte, war allgemein, um so mehr, da Niemand begriff, auf wen der Verdacht des kühnen Raubes falle und welchen Zweck dieser gehabt habe. Sogleich warfen sich

der alte Herr und mehrere bewaffnete Diener auf die Pferde und sprengten in der von Mathias bezeichneten Richtung in größter Eile fort, während der von Schmerzen und Blutverlust ganz erschöpfte alte Mann verbunden und auf sein Lager gebracht wurde; sein Zustand war höchst bedenklich.

Erst gegen Morgen kehrte der Herr von Michalowski mit den Reitern zurück, nachdem sie vergeblich eine Spur Xaviera's und der Räuber gesucht hatten. Eine Strecke lang konnte man die Richtung, die der Wagen genommen hatte, verfolgen, dann aber blieb man darüber im Unklaren, da die Dorfbewohner der Umgegend sich bereits früh zu Bett begeben hatten und keine Auskunft zu geben vermochten. Der alte Edelmann war in der größten Verzweiflung und eilte am Morgen sogleich selbst nach Wreschen, die Gräfin und seine Tochter von dem unerklärlichen Ereigniß schonend in Kenntniß zu setzen.

Beider Schmerz war untröstlich, und sofort wurden die Anzeigen an die Behörden gemacht und alle Mittel in Bewegung gesetzt, Xaviera's Aufenthalt zu erforschen.

Inzwischen hatte Górecki die bewußtlose Xa-

viera in den bereit stehenden Wagen getragen und ließ diesen sogleich, ohne die Ankunft seines Freundes abzuwarten, schnell abfahren.

Das Rütteln des Wagens erweckte Xaviera wieder aus ihrer Ohnmacht. Sie hatte den Angriff der beiden Polen gar nicht bemerkt, und da sie sich nur erinnerte, daß die Pferde wild geworden und den Wagen umgeschleudert hatten, begriff sie nicht, wie sie in einen fremden Wagen und in die Gesellschaft eines Mannes gekommen war, dessen Züge sie in der Dunkelheit nicht zu unterscheiden vermochte.

Górecki saß neben ihr, bemerkte ihr Erwachen und beobachtete mit scharfem Blick jede ihrer Bewegungen, denn er fürchtete, durch Vincenzs vorheriges Bemerken darauf aufmerksam gemacht, daß das junge Mädchen irgend einen Versuch machen könne, sich gewaltsam der Lage, in der sie sich befand, zu entziehen. Aber Xaviera dachte nicht daran; sie war des Glaubens, daß irgend ein zufällig desselben Weges gekommener Edelmann der dortigen Gegend sie in ihrem bewußtlosen Zustande aus dem beschädigten Wagen in den seinigen genommen habe und nach dem Gute des Herrn von Michalowski führe; sie wunderte sich nur, daß ihr Begleiter, der doch

unzweifelhaft ihr Erwachen bemerkt haben mußte, kein theilnehmendes Wort an sie richtete. Da er auch bei ihren absichtlichen Bewegungen in seinem Schweigen verharrte, sah sich Xaviera endlich genöthigt, ihn anzureden, und begann schüchtern:

— Ich fühle mich Ihnen unendlich verpflichtet, mein Herr, daß Sie sich in dem hülflosen Zustande meiner annahmen, in den mich dieser Unglücksfall versetzt hatte.

Górecki blickte verwundert auf das junge Mädchen, dessen Worte er noch nicht verstand; da er aber schwieg, fuhr Xaviera nach einer Pause befangen fort:

— Ich begreife selbst nicht, was das Scheuwerden der Pferde veranlaßte, denn ich schlief gerade und wurde durch das Umschleudern des Wagens so erschreckt, daß ich sogleich das Bewußtsein verlor.

Der Pole ahnte, in welchem Irrthum das junge Mädchen begriffen war, und lächelte.

— Ich bin sehr erfreut, Ihnen diesen Dienst leisten zu können, gnädiges Fräulein, erwiederte er höflich, und ich bin glücklich, daß Sie bei dem betrübenden Unfalle keinen Schaden genommen haben.

— Nein, ich fühle mich ganz wohl, ein früheres Unwohlsein abgerechnet, entgegnete Xaviera. Wie ist es aber dem Kutscher ergangen?

— Er ist mit einer leichten Verletzung davon gekommen, antwortete der Pole, und ist jetzt beschäftigt, mit meinem Diener den Wagen aufzurichten, der uns bald nach dem Gute des Herrn von Michalowski folgen wird.

— Bin ich denn lange ohnmächtig gewesen? fragte Xaviera.

— Mir erscheint die Zeit, in der ich das Glück hatte, an Ihrer Seite zuzubringen, sehr kurz, Sie hatten nur wenige Minuten das Bewußtsein verloren, erwiederte Górecki, obgleich schon eine geraume Zeit verstrichen war, seitdem sich Xaviera in dem Wagen befand, da er jeden Verdacht von der andern Richtung des eingeschlagenen Weges ablenken wollte.

Obgleich Xaviera diesen Worten Glauben schenkte, fiel es ihr doch bald auf, daß sie noch nicht das Gut des Herrn von Michalowski erreicht hatten, welches nach ihrer Meinung nicht mehr weit von der Stelle des Unglücksfalles entfernt liegen konnte. Ihre Unruhe nahm zu und bald wendete sie sich wieder an ihren schweigsamen Begleiter mit der Frage:

— Wir werden doch nicht den Weg verfehlt haben?

— Das ist nicht gut möglich, erwiederte dieser beruhigend, denn Ihr Kutscher hat ihn dem meinigen genau beschrieben.

Gleich darauf hörte man den Hufschlag von Pferden hinter sich, die sich schnell näherten. Es war Vincenz mit seinem Handpferde, der jetzt den Wagen eingeholt hatte. Górecki bog sich zum Wagen hinaus und rief ihm zu, um den Verdacht des jungen Mädchens nicht rege werden zu lassen, falls sein Freund zuerst nach ihr fragte:

— Du hast also dem Kutscher den Wagen aufrichten helfen? Wird er uns bald nach dem Gute des Herrn von Michalowski, das wir in kurzer Zeit erreicht haben müssen, folgen können?

Vincenz verstand ihn und erwiederte bejahend. Er war zu aufgeregt, um näher an den Wagen heranreiten zu können und sich jetzt schon der darin vermutheten Josepha zu erkennen zu geben, was übrigens auch deren Täuschung aufgeklärt haben würde. Górecki wandte sich wieder an das junge Mädchen und sagte, auf Vincenz deutend:

— Es ist mein Diener.

Aber Xaviera's Unruhe nahm immer mehr zu; sie war überzeugt, daß die Fremden den Weg verfehlt haben müßten, denn das Gut konnte unmöglich so fern sein. Als sie ihren Begleiter hierauf aufmerksam machte, sah sich dieser genöthigt, seinen Plan zu ändern. Er rief deshalb wieder Vincenz zu:

— Das Fräulein meint, daß wir einen falschen Weg eingeschlagen haben müssen, und ich glaube es auch fast.

— Wir sind wirklich vom Wege abgekommen, erwiederte Vincenz, aber wir erreichen das Gut auch auf diesem hier, obgleich es bedeutend weiter ist.

Górecki entschuldigte sich bei dem Fräulein mit der Unkenntniß dieser Gegend, da seine Besitzung in einer andern liege und ihn heute nur Geschäfte hierherführten.

Xaviera, die noch keinen Argwohn hatte, unterdrückte ihre Unruhe und wagte nichts mehr zu sagen; sie redete sich ein, ihre Ungeduld lasse ihr die Zeit länger als gewöhnlich erscheinen.

Das Gut des Herrn von Górecki, auf das man sie zu bringen gedachte, war ungefähr zwei Meilen von dem Platze des Ueberfalles entfernt.

Da Vincenz den Kutscher zur Eile antrieb, so hatte man es um Mitternacht erreicht.

— Wir sind an Ort und Stelle, sagte der Pole mit einem veränderten Tone zu Xaviera, als der Wagen hielt, da er nun die Täuschung nicht mehr für der Mühe werth hielt. Das junge Mädchen bemerkte wohl den eigenthümlichen Ausdruck seiner Worte, aber, nichts Böses ahnend, vermochte sie sich denselben nicht zu erklären.

Górecki war aus dem Wagen gesprungen und bot ihr galant die Hand zum Aussteigen.

— Mein Gott, das ist ja nicht unser Schloß! rief Xaviera erschrocken, die fremdartige Umgebung bemerkend, als sie den Fuß auf den Wagentritt setzte. Wo bin ich denn hier? fügte sie mißtrauisch hinzu.

Statt jeder Antwort hob sie der Pole schnell in seinen Arm und trug das vor Schreck erstarrte, keines Wortes mächtige Mädchen in das Haus und die Treppe hinauf in ein Zimmer, während Vincenz noch bei den Pferden beschäftigt war.

— Was haben Sie mit mir vor? rief Xaviera angstvoll.

— Beruhigen Sie sich, Fräulein, entgegnete

der Pole kaltblütig, es wird Ihnen hier nichts Böses geschehen und Sie werden sogleich einen alten Bekannten sehen, auf dessen Wunsch Sie hierher gebracht sind und der Sie über alles aufklären wird.

Mit diesen Worten entfernte er sich schnell und verriegelte die Thür hinter sich.

Das erschrockene Mädchen blickte in sorgender Angst um sich. Das kleine Zimmer, in dem sie sich befand, war ihr ganz fremd; es war wohnlich und mit einem gewissen Geschmack eingerichtet, hatte nur die einzige Thür, durch die sich der Pole entfernt, und ihr gegenüber ein Fenster. Sie eilte an dieses und versuchte es zu öffnen, was ihr aber nicht gelang. So viel sie in der Dunkelheit erkennen konnte, lag es so hoch über der Erde, daß an ein Entkommen durch dasselbe nicht zu denken war, und schien auf einen Garten oder Park hinauszugehen. Der Gedanke stieg in ihr auf, ob die ihr nun klar gewordene Entführung nicht das Werk Koniecki's sei, der ihren Bruder mit sich genommen hatte, und ob nicht Stephan vielleicht selbst der Bekannte sei, dessen Besuch der Pole eben angesagt hatte. Sie fühlte sich durch diese Vermuthung, die sich ihr fast als Gewißheit darstellte, etwas

beruhigt, vermochte aber nicht zu begreifen, warum man auch in diesem Falle zu einem so gewaltsamen Mittel seine Zuflucht genommen hätte, sie mit Stephan zusammenzuführen.

Aufgeregt stand sie in der Mitte des Zimmers, als sich Schritte der Thür näherten, diese aufgeriegelt wurde und Vincenz, der ihr ganz unbekannt war, da sie sein Bild in Josepha's Zimmer nur flüchtig gesehen hatte, eintrat.

Sein Gesicht war von dem in seinem Herzen gährenden Hasse gegen Josepha, die er hier zu finden erwartet hatte, auffällig entstellt; die Brauen zusammengezogen, unter denen die Augen mit dem Ausdruck des ihm innewohnenden Gefühls drohend blitzten, die Lippen fest aufeinander gekniffen, erschien er Xaviera so feindselig und abschreckend, daß sie einen leisen Schrei des Entsetzens nicht unterdrücken konnte.

Sein Blick suchte Josepha, als er eingetreten war; als er aber auf das zitternde Mädchen in der Mitte des Zimmers fiel, das sich vor Angst kaum aufrecht erhalten konnte, änderte sich plötzlich der ganze Gesichtsausdruck Vincenzs und schien zwischen lebhaft in seinen Zügen gemaltem Erstaunen und unverkennbarem Mißvergnügen über die Täuschung seiner Erwartung

zu schwanken. Er glaubte seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen, als er ein ihm ganz unbekanntes Mädchen vor sich sah, und schnell begriff er, daß hier eine ihm unerklärliche Verwechselung stattgefunden haben müsse. Die Wuth, daß ihm die ersehnte Gelegenheit, sich an Josepha zu rächen, entgangen war, und der Aerger, ein Abenteuer nutzlos unternommen zu haben, dessen Folgen ihm leicht höchst gefährlich werden konnten, die Verlegenheit endlich, sich nach dem Vorgefallenen einer ganzen fremden Dame gegenüberzusehen, die sein Handeln nicht begreifen konnte, wirkten zusammen so heftig auf den ohnehin schon aufgeregten Polen, daß er lange erstarrt dastand, ehe er ein Wort finden konnte.

Endlich entfuhren ihm unwillkürlich und fast rauh die Worte:

— Es ist eine Täuschung, eine Verwechselung!

Xaviera athmete etwas leichter auf, als sie dies hörte. Scheu blickte sie zu ihm auf und wiederholte ihre früher schon an Górecki gerichtete Frage:

— Warum hat man mich hierher gebracht und was hat man mit mir vor?

Vincenz hatte indessen wieder einige Fassung gewonnen, und sich mit einem so ruhigen Gesicht wie möglich der Dame nähernd, küßte er deren Hand und bat sie um Verzeihung, ihr unwissend diesen Schreck bereitet zu haben.

— Aber sagen Sie mir nur um Gotteswillen, kann ich nach dem Gute des Herrn von Michalowski zurückkehren? fragte Xaviera, die sich noch immer nicht erholen konnte und bang fürchtete.

— Wenn Sie es befehlen, meine Gnädigste, erwiederte Vincenz, der Wagen wird jeden Augenblick zu Ihren Diensten stehen.

— Dann will ich gleich fort, so schnell als möglich, sagte Xaviera heftig.

— Darf ich aber noch eine Bitte an die um Verzeihung meines unentschuldbaren Fehlers knüpfen? bat Vincenz, dessen Stimme jetzt ganz weich geworden war. Darf ich hoffen, daß Sie zu meiner Schonung dieses unglückseligen Vorfalles gar nicht erwähnen wollen, was für mich die bedrohlichsten Folgen haben würde?

Xaviera versprach auch dies gern, wenn sie dadurch nur zu erreichen hoffen konnte, daß man ihrer Rückkehr kein neues Hinderniß in den Weg legte.

Vincenz ging sogleich hinaus, um den Wagen wieder anspannen zu lassen und Xaviera zu Pferde zurückzubegleiten. Sein Freund war auf das Höchste erstaunt, als er diesen unerwarteten Ausgang ihres Abenteuers vernahm. Leichtsinnig, wie er stets war, lachte er aber endlich laut und meinte:

— Ich hätte große Lust, unsere schöne Gefangene noch einige Zeit hier zu behalten, denn ich muß Dir gestehen, daß ich Dich schon um ihre Gesellschaft beneidete, nachdem ich sie vorher gesehen hatte.

— Bist Du toll? fragte Vincenz heftig. Begreifst Du denn nicht, daß wir uns jetzt in der übelsten Lage befinden, wenn das Mädchen plaudert? daß wir sie nur durch die höflichste Aufmerksamkeit wieder versöhnen können?

Als er wieder bei Xaviera eintrat, um ihr zu melden, daß sogleich Alles zu ihrer Abfahrt bereit sein werde, hatte diese sich erschöpft niedergelassen. Vincenz drückte ihr von Neuem sein Bedauern über das stattgehabte Mißverständniß aus, aber er wünschte auch zu wissen, wie dieses entstanden und wer die Dame sei, die sich im Wagen des Herrn von Michalowski nach dessen Gute begab; er konnte sich daher der

Frage nicht enthalten, wem er so unvorsichtig gewesen sei, diesen Schreck zu bereiten.

Das junge Mädchen nannte ihren Namen Xaviera Wedzynska.

Ueber Vincenzs Gesicht, das er mit dem Ausdrucke neuer Betroffenheit zu ihr erhob, lagerte sich eine trübe Wehmuth.

— Auch ich führe denselben Namen, sagte er, aber ich werde nicht auf das Glück Anspruch machen können, mit Ihnen verwandt zu sein, denn ich habe keine Angehörigen mehr, denen ich schon als vierjähriges Kind durch ein grausames Schicksal entrissen wurde. Ist Ihnen vielleicht zufällig durch Verwandte von einer Familie dieses Namens Mittheilung geworden, die um das Jahr 1829 in Warschau lebte und dort von dem herbsten Unglück durch die russischen Machthaber heimgesucht wurde? Dieser Vorfall erregte, wie ich später gehört habe, damals allgemeine Theilnahme.

Xaviera war leichenblaß geworden und zitterte heftig, denn sie wußte, daß von ihrer eigenen Familie die Rede sei.

— Kennen Sie die Vornamen der beiden unglücklichen Gatten, von deren traurigem Schick-

sal Sie soeben gesprochen haben? fragte sie mühsam.

Vincenz war erstaunt über die Bewegung, die das junge Mädchen an den Tag legte; er erwiederte traurig:

— Hippolyt von Wedzynski und seine Gattin hieß Honorata; es waren ja meine Eltern.

Das junge Mädchen stieß einen Schrei aus; ungläubig starrte sie auf Vincenz, denn sie vermochte noch nicht den ganzen Sinn seiner Antwort zu fassen.

— Das ist nicht möglich! rief sie dann mit Entschiedenheit. Sie täuschen mich, denn Honorata hatte nur zwei Kinder, meinen Bruder Vincenz und mich.

Auch Vincenz saß ihr jetzt sprachlos gegengenüber; auf seinem Gesichte zeigte sich der heftigste Kampf der Gefühle, die in ihm tobten; er war geneigt, an der Wahrheit von Xaviera's Worten zu zweifeln, aber deren innere Bewegung sprach so überzeugend für sie, daß er plötzlich, nicht mehr Herr seiner selbst, auf sie zustürzte und sie in seine Arme schließen wollte.

— Xaviera! rief er außer sich. Du bist Xaviera, meine Schwester!

Auch in des Mädchens Brust stürmte es ge-

waltig und drohte, ihre schwachen Kräfte von Neuem zu rauben; abwehrend streckte sie die Hände vor sich und rief entsetzt:

— Das ist Betrug! Du bist nicht Vincenz!

Die in der heftigen Aufregung von beiden Seiten nun gewechselten Worte, in denen Vincenz seine Identität zu beweisen suchte und Xaviera dieselbe nicht anerkennen wollte, ergaben endlich, daß letztere ihren Bruder in einem Andern vermuthet habe.

— Woraus aber hast Du das geschlossen? fragte der junge Mann verzweifelt. Ich habe ja hundert Beweise, daß ich die Wahrheit spreche.

— Mein Bruder trug ein Crucifix, welches meine Mutter ihm in der Stunde der Trennung umhängte, stammelte Xaviera.

Vincenz stutzte.

— Und der Elende, der sich für Deinen Bruder ausgab, hat sich dieses Beweismittels bedient? Wieder derselbe Mann, der mir schon so oft auf dem Lebenswege feindlich entgegengetreten ist, will mir nun auch das Herz der Schwester rauben? rief er dann drohend. Ist es nicht ein preußischer Offizier, ein Herr von Willing? fuhr er dringend fort.

Xaviera senkte bejahend das Haupt.

— Dann täuscht mich mein Verdacht nicht! sagte Vincenz und erzählte nun in durch seine Heftigkeit abgebrochenen Sätzen, wie Stephan ihm das Crucifix am 3. März 1846 geraubt habe.

Xaviera wagte kaum zu glauben, was sie hörte; aber Vincenz sprach mit solcher Bestimmtheit, daß sie zuletzt überzeugt war, er spreche wahr. Einen Augenblick hatte sie vergessen, daß die Neigung zu Stephan nun wieder in ihre alten Rechte an ihr Herz trete, als sie ganz selig in dem Glück, den Bruder wiedergefunden zu haben, in seinen Armen lag. Gleich ihr war auch Vincenzs Herz von der reinsten Freude erfüllt.

Es war jetzt keine Rede mehr davon, daß Xaviera so schnell aufbreche. Als sie endlich daran dachte und ihren Bruder aufforderte, sie sogleich auf das Gut des Herrn von Michalowski zu begleiten, um die Gräfin mit der freudigen Entdeckung zu überraschen und die Sorge, die man dort jedenfalls um sie hatte, zu stillen, theilte ihr Vincenz zu ihrem Erstaunen mit, in welchen Beziehungen er zu Josepha gestanden habe und wie er nicht wünschen könne, in jenes Haus zurückzukehren. Er sagte ihr auch offen, obschon er das Verwerfliche seiner Absicht zu

beschönigen und zu verdecken suchte, welche Pläne er gegen Josepha im Sinne gehabt habe.

Darum gab Xaviera seinen Bitten nach und entschloß sich, bis zum Morgen hierzubleiben und den Rest der Nacht mit ihm zu verplaudern, hatten sie sich doch Beide noch so unendlich viel mitzutheilen.

Auch sie erzählte nun Vincenz, wie sich die Gräfin Sophie ihrer angenommen und was sie seitdem erlebt habe, wobei sie ihm unter heißen Thränen auch nicht ihre unglückliche Leidenschaft für Stephan verschwieg. Beide konnten nicht begreifen, daß sie erst jetzt nach Verlauf von neunzehn Jahren das Schicksal durch einen Zufall zusammenführe, da sie früher lange und eifrig nach einander geforscht hatten. Der Grund hiervon lag hauptsächlich in der weiten Entfernung des Aufenthaltes der Gräfin Sophie von Polen, denn in der kurzen Zeit zuvor hatte die 1830 ausgebrochene polnische Revolution die Ermittelungen unterbrochen; später waren alle öffentlichen Aufforderungen der Gräfin und ihre Erkundigungen, Vincenzs Aufenthalt zu erfahren, erfolglos geblieben, da dieser, wie man aus seiner Geschichte ersehen wird, sich unter Verhältnissen befand, die sie ihm fern hielten.

Der Morgen tagte schon, als Xaviera ihre Geschichte beendet hatte und ihr Bruder nun die seinige begann.

22.

— Ich war, als ich von den Eltern getrennt wurde, erzählte Vincenz, noch so jung, wie Du weißt, daß ich mich nicht mehr genau aller Verhältnisse entsinnen kann, unter denen wir damals lebten und die mir eine zusammenhängende klare Uebersicht meiner Jugend geben könnten. Nur einzelne dunkle Erinnerungen an Vorfälle von besonderer Wichtigkeit, die den tiefsten Eindruck auf mein jugendliches Gemüth machten, haben sich mir eingeprägt, so vor Allem jene schreckliche Nacht, die uns von einander riß.

Noch deutlich steht es mir heute vor den Augen, wie ich eines Nachts in meinem Bett dadurch erwachte, daß mich Jemand fest umschlang und küßte, wobei heiße Thränen auf mein Gesicht niederfielen und verzweifelnde Klagen an mein Ohr schlugen. Halberwacht starrte ich entsetzt um mich und erkannte unsere Mutter,

die sich über mich gebeugt hatte und mich an ihr Herz preßte. Um uns ging es lärmend und wild zu und viele böse aussehende Männer füllten das Zimmer und durchsuchten alle unsere Schränke und Sachen; sie griffen auch die Mutter an und wollten sie von mir reißen. Aber sie ließ mich nicht los und ich höre noch heute ihren herzzerreißenden Schrei: „Laßt mich meine Kinder mit mir nehmen, seid menschlich!" Allein die rohen Menschen lachten oder fluchten und hörten nicht auf ihre Bitten, während unser Vater mit ihnen stritt und nur ein einziger treuer Diener, der im Zimmer war und Dich auf seinem Arm trug, laut weinte. Sie hatten die Mutter bis in die Mitte der Stube gezerrt; dort aber riß sie sich gewaltsam los und stürzte wieder auf mich zu, sich krampfhaft an mein Bett haltend und von Neuem zu den Männern flehend, die nicht von ihr ließen. Sie mißhandelten sie und ich weinte, als ich dies sah, und bat sie auch, mich mit der Mutter gehen zu lassen. Da trat der Vater an sie heran, dessen Hände man indessen auf den Rücken gebunden hatte, und sprach, Thränen in den Augen, ernst und tröstend zu ihr; schluchzend fiel sie ihm um den Hals und wollte dann wieder zu mir zu-

rückkehren, aber einer der fremden Männer ergriff sie und trug sie in das Nebenzimmer.

Ich fühlte eine so entsetzliche Angst in mir, obgleich ich von dem Allen, was geschah, nichts begriff, daß ich aus dem Bett aufsprang und der Mutter nachlief. Mit Gewalt hatte man sie schon bis an die Treppe geschleppt, als ich sie erreichte und jammernd ihre Kniee umklammerte.

— Nimm mich mit Dir, Mutter! rief ich verzweifelnd, aber einer der Fremden stieß mich so heftig mit einem Fluche zurück, daß ich hinfiel. Ich weiß nur noch, daß sich die Mutter noch einmal zu mir niederbeugte und mir das kleine Crucifix um den Hals hing, das sie sonst stets selbst trug, und daß sie mir mit halberloschener Stimme sagte:

— Sei gut, Vincenz, und gehe in die Stube zurück; ich werde Euch, so Gott will, morgen wiedersehen.

Ich wollte gehorchen und aufstehen, aber ich muß da das Bewußtsein verloren haben, denn ich besinne mich nicht mehr, was weiter geschah.

Es mochte wohl gegen Morgen sein, als ich wieder zu mir kam und in die Stube zurückkehren wollte, aber ich bemerkte, daß die Thür

halbgeöffnet war und daß drinnen sich noch zwei der Fremden, wahrscheinlich Polizei-Agenten, befanden, die noch immer in unseren Kästen und Schränken herumwühlten und Papiere zusammenlegten und versiegelten. Dies schreckte mich so, daß ich nicht in das Zimmer hineinzugehen wagte; ich lief die Treppe hinunter und zur offenen Thür hinaus auf die Straße.

Es muß ein kalter Wintermorgen gewesen sein, denn ich fror entsetzlich; dennoch fürchtete ich mich, umzukehren. Ich mußte weit gegangen sein, wobei mir vor Angst und Kälte die Thränen über das Gesicht liefen, denn ich kam über eine lange Brücke und dann wurden die Häuser immer niedriger und ärmlicher; wie ich später erfuhr, war ich über die Weichsel nach Praga gekommen.

Schon ein paarmal hatte ich wieder umkehren und nach Hause gehen wollen, aber ich konnte den Weg nicht finden und die Menschen auf der Straße achteten nicht auf mich. Ich setzte mich endlich ermüdet auf einen Stein an einer Straßenecke und weinte bitterlich. Hier trat ein alter Mann zu mir und fragte mich, was mir fehle. Er trug gewöhnliche Arbeiterkleidung und sah dürftig aus, aber er hatte ein

gutmüthiges, freundliches Gesicht, zu dem ich schnell Vertrauen faßte. Ich erzählte ihm schluchzend, wie ich hierher gekommen war, aber er mochte meine unklaren Kindesworte nicht ganz verstehen können, wie es schien; dennoch nahm er mich bei der Hand und führte mich in sein Haus, in dem es sehr ärmlich aussah.

Dort empfing uns eine alte Frau, seine Gattin, die heftig mit ihm sprach und zankte, daß er mich mitgebracht habe; ich fürchtete mich vor ihr und schmiegte mich an den alten Mann, der mir freundlich zusprach. Meine Erinnerungen reichen in dieser Zeit nicht weiter.

Genug, der Alte, ein biederer armer Handwerker, behielt mich gegen den Willen seiner Frau im Hause und gab sich, wie ich später von ihm erfuhr, alle erdenkliche Mühe, meine Eltern ausfindig zu machen. Dies wurde ihm schwer, denn ich kannte zwar ihren Namen, vermochte aber nicht, unsere weiteren Verhältnisse, nicht einmal unsere Wohnung anzugeben. Dennoch ermittelte er ihr Schicksal nach längerer Zeit; da sie aber von Warschau fortgeführt und an einem unbekannten Aufenthaltsorte waren, er auch weder eine Spur von Dir noch dem alten Diener, der Dich mit sich genommen, fin-

den konnte, entschloß er sich, mich bei sich zu behalten und mich, wenn ich älter geworden wäre, sein Handwerk zu lehren. Er war stets freundlich und liebevoll gegen mich, aber seine Frau behandelte mich schlecht und schlug mich oft in seiner Abwesenheit, wenn ich traurig war und um die Trennung von der Mutter weinte.

Dann kam ein unruhiges, blutiges Jahr, 1831. Ich verstand damals seine Bedeutung nicht, aber ich sah auch meinen Pflegevater oft bewaffnet und er war ernster als sonst. Eines Tages war das Leben draußen auf der Straße noch wilder als gewöhnlich; viele Bewaffnete rannten hin und her, Reiter sprengten eilig bei unserem Hause vorbei und Geschütze rollten donnernd über das Pflaster. Auch mein Pflegevater hatte mit Thränen in den Augen von uns Abschied genommen und sein Gewehr geladen, ehe er fortging. Dann hörten wir draußen Geschütz- und Gewehrfeuer, zuerst in der Entfernung, dann immer näher, und endlich war das Getöse so groß, daß ich mich bang versteckte und die alte Frau laut jammerte und weinte. Ich weiß nicht mehr, wie lange dieser Lärm und diese Unruhe gedauert hat; es war die Erstürmung Praga's durch die Russen; als ich mich aber zuerst wie-

der auf die Straße hinauswagte, war der größte Theil des Ortes verwüstet und stand an vielen Stellen noch in Flammen. Jammernd gingen die Leute umher und oft stieß ich auf Todte und Schwerverwundete, die hülflos auf dem Pflaster lagen; dazwischen zechten laut russische Soldaten. Es war ein Bild der schrecklichsten Verwirrung und ich beeilte mich, nach Hause zurückzukehren. Mein Pflegevater kam nie wieder; er war bei der Vertheidigung der Stadt gefallen und die alte Frau weinte lange um ihn; gegen mich aber wurde sie immer böser und härter von der Zeit an und meinte oft, daß sie mich nicht länger ernähren könne und daß sie mich in das Armenhaus geben wolle.

Eines Tages aber — es war vielleicht ein halbes Jahr vergangen — spielte ich gerade draußen auf der Straße mit einigen anderen Knaben, als ein Herr in russischer Offizier-Uniform vorüberritt. Er hielt an und sprach einige Worte mit mir; ich entsinne mich ihrer nicht mehr genau, aber ich weiß noch, daß er mich mit einem wohlgefälligen Lächeln anschaute und mir das gelockte lange Haar mit der Hand streichelte; dann setzte er seinen Weg fort. Am anderen Tage aber schon kam er zu Fuß in unser Haus und sprach

lange mit meiner Pflegemutter; ich hörte, wie er beim Fortgehen sagte, sie solle nur Alles vorbereiten, denn er werde mich morgen holen lassen. Dann kam er zu mir heran, war sehr freundlich und fragte, ob ich wohl gern mit ihm von hier fortginge; ich habe ihm gefallen und solle schöne Kleider bekommen, er wolle auch einen tüchtigen Soldaten aus mir machen. Ich war sehr glücklich, daß ich von der alten bösen Frau fortkam, und folgte gern und ohne schweren Abschied von ihr dem Diener, der mich am anderen Tage abholte. Dieser russische Herr war ein Oberst Tornikow, ein menschenfreundlicher Mann, der sich nur meiner angenommen hatte, da ihm mein Aeußeres gefiel und ihm das Schicksal bei einem großen Vermögen eigene Kinder versagt hatte. Er war stets sehr gütig gegen mich und noch heute erinnere ich mich seiner dankbar, obgleich er mich auf eine Bahn führte, die, wie ich erst später einsehen lernte, meinen Gefühlen ganz zuwider war.

Ich war erst einige Tage bei ihm und seiner schönen Frau, die sich ebenso freundlich gegen mich zeigte, als er mit mir nach einem großen Gebäude fuhr, in dem ich viele Knaben meines und vorgerückteren Alters in engen militairischen

Uniformen sah. Er stellte mich hier einem ernsten, strengblickenden alten Offizier vor und Beide sprachen Vieles in russischer Sprache, die ich nicht verstand, wohl aber hörte ich öfter dabei meinen Namen nennen. Dieses Haus war eine Militair-Erziehungsanstalt, in die ich bald darauf aufgenommen wurde. Ich war traurig, als ich mich von meinem Wohlthäter trennen mußte, aber ich beruhigte mich bald in Gesellschaft der vielen Knaben, die mich bei meiner Ankunft neugierig umringten; nicht alle von ihnen verstanden polnisch, aber ich lernte bald das Russische so gut, daß ich mich später leicht mit ihnen verständigen konnte.

Auch ich bekam nun eine solche grüne Uniform mit rothem Kragen, wie sie die Uebrigen trugen, und fühlte mich sehr beengt darin; außerdem konnte ich mich schwer an den in der Schule herrschenden Zwang gewöhnen, denn Alles ging hier streng militairisch und in gewisser Ordnung zu. Wir hatten sehr viel Unterrichtsstunden und lernten fleißig, denn wir fürchteten uns vor den strengen Strafen, die unerbittlich gegen Jeden gehandhabt wurden, der faul war oder gegen die festgesetzten Anordnungen verstieß. Zuweilen durfte ich meinen Beschützer in der Stadt be-

suchen und diese Tage waren immer ein Fest für mich; er lobte mich dann jedesmal und sagte mir, daß meine Lehrer mit mir zufrieden seien und daß er hoffe, ich werde einst ein guter und dem Kaiser treuer Offizier werden. Ich dachte nichts Arges dabei, denn ich hatte keinen Begriff von dem Verhältniß unseres Landes zu dem Kaiser; aber ich sollte bald aufgeklärt werden.

Wir polnischen Schüler schlossen uns besonders an einander an, obgleich dies nicht gern gesehen und sogar dagegen eingeschritten wurde; wie das Verbotene aber immer den größten Reiz hat, so war es auch hier der Fall, und heimlich beharrten wir bei dem, was uns öffentlich verboten wurde, nämlich unsern ausschließlichen Zusammenkünften und Sonderung von den russischen Zöglingen der Anstalt. In späterer Zeit hatte ich mich besonders an einen jungen Lehrer angeschlossen, der erst vor Kurzem zu uns gekommen war; oft besuchte ich ihn auf seinen Wunsch mit noch einigen meiner polnischen Kameraden, in denen er wohl den aufgewecktesten Geist bemerkt haben mochte, in seinen Zimmern und dort ertheilte er uns Unterricht in der Geschichte unseres Vaterlandes, von dem er mit einer glühenden Begeisterung sprach, die sich auch uns mit-

theilte; er war dann ganz anders als in den Lehrstunden, die er öffentlich gab, und dieser eigenthümliche Unterschied reizte uns Knaben, die er besonders bevorzugte. Ich war damals elf Jahre alt, aber ich verstand, gleich meinen Kameraden, sehr wohl seinen Wunsch, über diese geheimen Mittheilungen zu schweigen. Wir alle liebten diesen Mann außerordentlich; er flößte uns die heilige Liebe zum Vaterlande und den Haß gegen seine Unterdrücker ein.

Genug, eines Tages verbreitete sich plötzlich das Gerücht in der Schule, dieser Lehrer sei verhaftet und abgeführt worden, man wußte nicht, wohin; es bestätigte sich bald, und wir haben diesen unglücklichen Mann nie wiedergesehen; mochte einer von uns geplaudert haben oder hatte die Direktion der Schule auf eine andere Weise Nachricht von seinen Bestrebungen erhalten, so viel ist gewiß, daß dies der Grund seiner Verhaftung war. Wir alle bejammerten sein trauriges Schicksal aus vollem Herzen und ich, dem er stets die innigste Zuneigung gezeigt hatte, gewiß am meisten. Ich fühlte mich höchst unglücklich durch seinen Verlust, und dieses Gefühl stieg, als ich bald bemerkte, daß wir, die wir seine Bevorzugung genossen hatten, jetzt

scharf beobachtet und mit besonderer Strenge behandelt wurden. Auch mein Beschützer, der russische Oberst, mußte von diesem Vorfalle etwas erfahren haben, denn er runzelte die Stirn, als ich das nächste Mal zu ihm kam, und schien unzufrieden mit mir. Schon hatte der Wunsch in mir Platz gewonnen, aus der Schule zu entweichen, die mir jetzt wie eine Marterkammer vorkam, aber ich war noch nicht dazu fest entschlossen, bis ein neues Ereigniß mich diesen Plan zur Ausführung bringen ließ.

Wir hatten einen anderen, ganz russisch gesinnten Lehrer, den ich schon lange nicht leiden mochte, da er ganz das Gegentheil von unser aller Freunde war. Dieser bemerkte einst das kleine Crucifix der Mutter, das ich wie ein Heiligthum stets auf dem Herzen trug, und fragte mich mürrisch nach dessen Bedeutung. Ich erzählte ihm, so viel ich von meiner früheren Geschichte und der Trennung von meinen Eltern wußte, und die Thränen standen mir dabei in den Augen; er aber fuhr mich roh an, ich solle mir solche Gedanken aus dem Sinne schlagen und lieber an meine Lehrstunden und meine späteren Verpflichtungen denken. Er sprach so nichtachtend von unseren Eltern und nannte sie Ver-

räther und ungetreue Unterthanen, daß ich, ein zwölfjähriger Knabe, heftig auffuhr und ihm harte Worte erwiederte, die ihn beleidigen mußten. Wüthend sprang er auf mich zu und wollte mich schlagen; ich aber war gewandter als er und floh die Treppe hinunter auf den Hof des Gebäudes; allein ich täuschte mich nicht darüber, daß ich eine strenge Strafe, wohl körperliche Züchtigung, erhalten würde, und da sich mein Ehrgefühl gegen eine solche Behandlung sträubte, der ich bisher stets durch mein gutes Betragen entgangen war, floh ich ohne weitere Ueberlegung zu der gerade offenen Thür hinaus auf die Straße und nahm ein Herz voll glühender Rache gegen diesen Lehrer und Haß gegen das ganze System mit mir, in dem ich bisher erzogen worden war.

Die Uniform machte mich als einen Zögling des Instituts kenntlich und würde mich gehindert haben, aus der Stadt zu entkommen, in welcher meine Entdeckung und baldige Ergreifung, dann aber auch eine furchtbar harte Strafe mir bevorstanden. Deshalb verkroch ich mich in einen abgelegenen Winkel der Straße, in dem mich die schon einbrechende Dunkelheit den Blicken der Vorübergehenden entzog, und trennte den rothen Kragen und die Aufschläge, sowie alle auffal-

lenden Abzeichen von meiner Kleidung ab; dann setzte ich meinen Weg fort, kam, ohne angehalten und befragt zu werden, durch das Thor und befand mich mitten in der Nacht ohne Kenntniß des Weges und ohne Geld auf der nach Preußisch-Polen führenden Landstraße, aber ich drückte das Crucifix an meine Lippen und schritt muthig vorwärts.

Ich fürchtete, wohl nicht mit Unrecht, daß man meinem Wege nachforschen werde, und darum vermied ich die große Straße, in deren Nähe ich mich stets hielt, um die Richtung nicht zu verfehlen, denn ich hatte mir vorgenommen, über die preußische Grenze zu gehen. Ich wanderte durch die armseligen Dörfer zur Seite der Landstraße und mitleidige Leute, denen ich eine falsche Geschichte vorspiegelte, gaben mir den nöthigen Lebensunterhalt und selbst andere ärmliche Kleider, die mich wenigstens ganz dem Verdachte entzogen.

Aber meine schwachen Kräfte unterlagen endlich den heftigen körperlichen Anstrengungen; ich war nur noch ein paar Tagereisen von der preußischen Grenze entfernt, als ich mich von einem heftigen Fieber ergriffen fühlte, das mir wohl die kalte Nachtluft, der ich während meines

Schlafes auf freiem Felde oft ausgesetzt war, zugezogen hatte. Dennoch nahm ich mich gewaltsam zusammen und eilte rastlos fort, bis ich wenige Meilen von Stupce, dem der preußischen Grenze nächstgelegenen Orte, ermattet niedersank. Ich muß hier an der Landstraße lange im Fieber gelegen haben, denn als ich nach wilden Träumen und Phantasien wieder erwachte, war es Nacht um mich. Ich raffte mich auf und ging immer weiter, bis ich endlich ein Dorf erreichte, in dem ein großes schönes Schloß lag. Ich wußte selbst nicht recht, was ich that, als ich geradezu auf dasselbe schritt und die breite Treppe betrat, die hinaufführte; aber ich vermochte nur wenige Stufen emporzusteigen, dann schwanden mir die Sinne und ich sank ohnmächtig um. Wie ich später erfuhr, fand mich hier der Hausherr, ein würdiger Edelmann unseres Volkes, der mich sogleich in ein Zimmer bringen ließ und mit seiner Familie mich sorgsam pflegte. Erst nach einigen Tagen fühlte ich mich wohler und war nun im Stande, seine Fragen nach meinen früheren Verhältnissen zu beantworten; während ich zu ihm sprach, standen seine Angehörigen um mein Lager und unter ihnen auch ein jüngerer Herr von stattlichem

Aussehen, den ich damals nicht weiter beachtete; ich hörte dann, daß er ein naher Gutsbesitzer, von Plonski, und mit der ältesten Tochter des Hauses verlobt war. Als ich aufrichtig erzählt hatte, was mich zu meiner Flucht bewogen, bedauerte man mich allgemein und ich sah Thränen des Mitleids in den Augen der Damen; aber der alte Herr vom Hause zuckte die Achseln und berieth leise mit seiner Gattin, was wohl nun mit mir zu thun sei. Da trat der junge Mann hervor und erklärte entschieden, er wolle mich mit sich auf sein Gut nehmen und für mich sorgen, denn mein unglückliches Schicksal und meine Entschlossenheit, mit der ich dem russischen Erziehungshause entwichen und bisher den Weg zurückgelegt habe, rührten ihn und er halte es für eine Pflicht, das Kind unglücklicher Eltern, die wahrscheinlich ein Opfer ihres Patriotismus geworden wären, nicht von Neuem dem Elende zu überliefern; dann sprach er so liebreich und tröstend zu mir, daß ich mich recht glücklich und voll Vertrauen zu ihm fühlte.

Er hielt Wort. Als sich mein Zustand so weit gebessert hatte, daß ich das Bett verlassen konnte, wurde ich auf sein naheliegendes Gut geschafft, das zwar nicht so groß und schön wie

das erste war, aber doch auf Wohlstand des Besitzers deutete. Hier verlebte ich glückliche Tage, denn mein Wohlthäter, der mich selbst unterrichtete, nicht allein in den Wissenschaften, sondern auch in allen ritterlichen Uebungen, da er meinte, das Vaterland werde auch meiner einst bedürfen, hatte mich bald herzlich liebgewonnen und ich erwiederte ihm dieses Gefühl; ich glaubte meinen früheren geliebten Lehrer in ihm wiedergefunden zu haben, denn auch er theilte in Allem vollkommen dessen Ansichten. Unter seiner Leitung wuchs ich heran und wurde ein tüchtiger Landwirth, der, als jener in eine schwere Krankheit verfiel, sein Besitzthum mit Kenntniß und Sorgfalt verwaltete. Diese Krankheit war eine Folge der Lösung seiner Verlobung, deren Grund mir nicht bekannt geworden ist; sie stieg aber so bedenklich, daß ich bald anfing, ernstlich für das Leben des geliebten und verehrten Mannes zu fürchten.

Eines Abends rief er mich an sein Bett, gerade als seit Kurzem eine Besserung in seinem Zustande eingetreten zu sein schien; er sah wohler als gewöhnlich aus, aber es befremdete mich, daß er mich ernst und mit einer gewissen Feierlichkeit anredete.

— Ich fühle es, mein guter Vincenz, sagte er, daß mir das Ende meines Lebens nahe bevorsteht, aber ich bin darauf vorbereitet und scheide nicht ungern von der Welt, die keinen anderen Reiz mehr für mich hat, als Deine Freundschaft. Wenn ich plötzlich sterben sollte, so vergiß nicht, die Papiere im Auge zu behalten, die Du in meinem Schreibtisch unter der Aufschrift „Mein Testament" vorfinden wirst.

Ich suchte ihm, so schmerzlich ich selbst bewegt war, seine böse Ahnung auszureden, aber er blieb wehmüthig und ergeben dabei, daß er sich nicht täusche. Am nächsten Morgen fanden wir ihn todt in seinem Bett; er war sanft entschlafen.

Ich war untröstlich, aber meine ganze Thätigkeit wurde nun im vollsten Maße in Anspruch genommen, alle Verhältnisse auf dem ziemlich ausgedehnten Gute in Ordnung zu halten, und auch die Sorge um meine eigene Zukunft, die jetzt wieder jeder Stütze entbehrte, zog mich etwas von meinem Schmerze ab. Ich war jetzt achtzehn Jahre alt und fühlte, daß es die höchste Zeit sei, einen festen Beruf für das ganze Leben zu wählen und mir eine neue Stellung zu sichern, da mich der Tod meines Beschützers aus meiner

bisher sorgenlosen Lage gerissen hatte. Aber es kam anders, als ich dachte und fürchtete; als man das Testament, das mir der Verstorbene besonders anempfohlen, öffnete, fand es sich, daß er mich zu seinem Universalerben eingesetzt hatte, da er gar keine Angehörige mehr besaß. So befand ich mich, da Niemand mein Anrecht an meines Wohlthäters Nachlaß, der nicht unbedeutend war, bestritt, plötzlich unabhängig und in einem Wohlstande, wie ich nie geträumt hatte, ihn zu erlangen; ich war Besitzer eines schönen Gutes, das mich aller drückenden Sorgen überhob.

Als sich 1845 die ersten Bewegungen zur Befreiung unseres Vaterlandes in der Provinz Posen zeigten und die Kenntniß davon auch zu uns in das Königreich hinüberdrang, zog mich mein Herz unwiderstehlich zur Theilnahme daran; ich stand mit vielen Häuptern der Verschwörung in naher Verbindung und machte am 3. März 1846 selbst den verunglückten Ueberfall auf Posen von Kurnick aus mit, nachdem ich nicht ohne persönliche Gefahr heimlich über die Grenze gelangt war. Hier war es, wo das Crucifix, auf das ich stets den höchsten Werth gelegt hatte, mir abhanden kam und durch einen Zufall in die Hände Stephan von Willings gerieth; ich

vermißte es sogleich, als ich mich in Sicherheit sah, wußte aber nicht genau, ob dieser Offizier es mir, wie sich jetzt erwiesen hat, im Kampfe abgerissen oder ich es verloren hatte.

Vincenz erzählte hier seiner Schwester nochmals die ganze am Abend des 3. März erlebte Begebenheit.

— Nun will ich Dir noch berichten, wie ich die Bekanntschaft Deiner Freundin Josepha bald nach diesem Vorfalle machte, fuhr er fort, diese Bekanntschaft, die so bitteres Elend über mein Herz gebracht hat, so glückselig sie mich auch anfangs machte.

Es war im Frühling desselben Jahres, als ich mich zu einer Zusammenkunft mit mehreren Edelleuten dieser Provinz politischer Zwecke halber nach dem rothen Kruge, einem abgelegenen Hause nahe der Grenze, über letztere heimlich schlich. Ich mußte den Weg, den ich zum ersten Male machte, verfehlt haben und befand mich in der äußersten Verlegenheit, zur verabredeten Zeit einzutreffen, als ich in dem Walde, der sich dort über die Grenze hinzieht, ein junges Mädchen bemerkte — es war Josepha — das mir zu Pferde entgegenkam. Sie erschien mir so lieblich und ihr Anblick machte einen so ange-

nehmen Eindruck auf mich, daß ich gern dieser Gelegenheit ergriff, sie anzureden und zu bitten mir den Weg nach jenem Orte zu beschreiben. Wir wechselten nur wenige Worte, aber aus meinem Gedächtnisse wollte das anmuthige Bild nicht schwinden, als ich mich wieder auf meinem Gute drüben befand. Mein Weg führte mich oft über die Grenze und jetzt noch lieber, da ich Josepha wiederzufinden hoffte, derenwegen ich oft lange durch den Wald schweifte. Das Glück begünstigte mich, ich sah sie wieder, wir sprachen dieses und die nächsten Male länger und ich zweifelte bald nicht mehr daran, daß auch sie meinetwegen ihre Spazierritte in diese Gegend lenkte. Ich hatte ihr vertraut, wer ich sei, obgleich meine persönliche Sicherheit dabei Gefahr lief, und in Kurzem fand sich eine Gelegenheit, unserer gemeinschaftlichen Zwecke wegen in das Haus ihres Vaters zu kommen, wo ich mit der größten Freundlichkeit aufgenommen wurde. Kurz, wir öffneten einander unsere Herzen, die sich schon gefunden hatten, und bereits im Sommer desselben Jahres erhielt ich ihre Gelübde der Liebe und Treue und die Einwilligung ihres Vaters zu unserer öffentlichen Verlobung.

Vincenz erzählte seiner Schwester weiter, was sich seitdem zugetragen, wie er Josepha's Untreue entdeckt habe und von welchem glühenden Hasse, der sich auch auf ihren Geliebten erstrecke, er jetzt gegen sie beseelt sei.

Xaviera drückte ihm theilnehmend die Hand und sagte tröstend:

— Ich verstehe Deine Gefühle, aber ich bin sehr unglücklich, daß sich diese neuen trüben Schatten wieder auf das reine Glück legen, das wir in unser Aller Vereinigung gefunden haben würden. Ich fürchte, ich werde nie die höchste Sehnsucht meines Herzens erfüllt sehen, mit Stephan vereinigt zu werden, denn ich kann von meinen Forderungen an ihn nicht lassen, so schmerzlich ich selbst leide; aber dennoch bleibt es mein heißester Wunsch, daß die Bitterkeit zwischen dem Bruder und dem Manne meiner Neigung schwinde und sie sich versöhnt die Hand reichen. Du hast keinen Grund, Stephan zu hassen, denn Josepha hat sich offen gegen mich darüber ausgesprochen, daß er ihre Neigung nicht erwiedert, und ich kann Dich auf das Bestimmteste versichern, daß dies die Wahrheit ist; Stephan ist zu edeldenkend, in ihrem Herzen Gefühle erwecken zu wollen, die sie unglücklich ma-

chen müssen, er trägt nicht die Schuld dieser Leidenschaft, die Dir Josepha's Herz geraubt hat. Ich wage nicht, auf ein solches Glück zu hoffen, fuhr sie leiser und mit einer Bewegnng fort, die das Gegentheil dieser Behauptung bestätigte, vielleicht aber lenkt eine gütige Vorsehung unser Aller Herzen so mächtig, daß aus dieser unserer Wiedervereinigung uns Allen noch eine selige Zukunft ersteht, daß Stephan und Josepha auch einen Wink des Himmels darin sehen und ihre Herzen auf den richtigen Weg geführt werden.

Vincenz schüttelte zweifelnd den Kopf, aber auch in seine Brust zog die süße Hoffnung ein, die seine Schwester angedeutet hatte; er nahm sich vor, Stephan Xaviera's wegen nicht mehr aufzusuchen und seinen Racheplänen zu entsagen.

Der Tag war hereingebrochen und die Geschwister beschlossen, daß Xaviera nach dem Gute des Herrn von Michalowski sogleich zurückkehren solle, nachdem sie die so nöthige Ruhe genossen habe; dort wollte sie das Erlebte erzählen und versuchen, Vincenz wieder Eingang in das Haus und allmälig auch in das Herz Josepha's zu verschaffen; bis dahin aber wurde das Häuschen der Jägerwittwe für sie und den Bruder als Vereinigungspunkt bestimmt.

23.

Gräfin Sophie lag, in heißen Thränen zerflossen, in ihrem Zimmer im Schlosse auf dem Sopha, Josepha kniete neben ihr und suchte sie zu beruhigen, aber ihre blassen Wangen und der Schmerz, der aus ihren Augen leuchtete, bewiesen, daß auch sie nicht die Hoffnung theile, die sie der Gräfin einzuflößen bemüht war.

In einem anderen Zimmer ging der Herr von Michalowski heftig auf und ab, seine Gedanken oft unwillkürlich durch eine laute Verwünschung der Räuber Xaviera's unterbrechend; gleich der Gräfin strengte er sich an, ein erfolgreiches Mittel zur Rettung des jungen Mädchens ausfindig zu machen, Beide mußten aber immer wieder auf den Schluß kommen, daß augenblicklich nichts zu thun sei.

Es war etwa Mittagszeit geworden, als die Vermißte plötzlich in das Zimmer der Gräfin trat, mit einem Ausrufe der Freude auf sie zueilte und die Arme um ihren Hals schlang.

— Wie glücklich bin ich, meine theure Mutter, wieder bei Dir zu sein! rief sie froh.

Sowohl diese wie Josepha waren erstaunt

aufgesprungen und ein schneller Blick hatte sie überzeugt, daß Xaviera nicht allein keinen Schaden genommen habe, sondern daß ihr Gesicht auch von einer ihr sonst fremden Glückseligkeit strahlte. Lange Zeit konnte die Wiedergefundene nicht erzählen, was ihr begegnet sei, denn man drang unter den lebhaftesten Bezeigungen der Theilnahme in sie mit Fragen, ob sie sich auch ganz wohl befinde.

Xaviera versicherte, daß ihr durchaus nichts Böses geschehen sei, verlangte aber dann, mit ihrer Mutter allein zu sprechen, da sie Josepha nicht zur Zeugin der ersten Mittheilung, daß sie in Vincenz ihren Bruder wiedererkannt habe, machen wollte, um sie zu schonen. Als sie sich mit der Gräfin allein befand, warf sie sich ihr heftig erregt in die Arme und erzählte ihr Alles, was geschehen war.

Anfangs war Gräfin Sophie ebenfalls zum Zweifel geneigt, aber ihrer Tochter weitere Mittheilungen bewiesen ihr die Untrüglichkeit der Entdeckung; im vollsten Maße die Freude ihrer Tochter theilend, sprach sie aber auch ihre Sehnsucht nach Vincenz aus, der, wie ihr Xaviera mittheilte, sich schon am Nachmittage in dem Hause der alten Wittwe einfinden wollte. Die

Gräfin beschloß, ihre Tochter dahin zu begleiten, und Beide führten dieses Vorhaben unter dem Vorwande einer Spazierfahrt aus, da man Josepha und ihrem Vater nicht mittheilen konnte, welchen Ort und aus welchen Gründen man ihn gewählt habe, den wiedergefundenen Bruder Xaviera's zu sehen.

Letztere hatte inzwischen dem Herrn von Michalowski und ihrer Freundin gesagt, daß über ihrer gewaltsamen Entführung ein Geheimniß liege, das sie augenblicklich nicht aufklären könne, das sie aber später erfahren sollten, und wenn diese auch ihr Schweigen nicht begriffen, fragten sie doch nicht weiter, zumal Gräfin Sophie das Verhalten ihrer Tochter zu billigen schien.

Vincenz erwartete bereits die beiden Damen, und auch die letzten Bedenken der Gräfin waren gehoben, als sie ihn sah und seine Worte hörte; überglücklich blieben die Drei lange zusammen und trennten sich erst spät mit der Verabredung, sich anderen Tages wieder an demselben Orte zu treffen und den jungen Mann dann in das Schloß einzuführen, wenn nicht zu fürchten wäre, daß Josepha's Gefühle, die Xaviera noch heute darauf vorbereiten wollte, dadurch zu schmerzlich

erregt würden und sie kein Widerstreben gegen dieses Zusammentreffen an den Tag legte.

Als sie zurückfuhren, fühlte sich Xaviera beunruhigt, in welcher Weise sie nun Josepha aufklären und wie sie sich ihr gegenüber in Beziehung auf Stephan verhalten solle, nachdem sie erst Tags zuvor allen Rechten an denselben entsagt und der Freundin sogar Hoffnungen eingeflößt hatte, die nun schon nicht mehr ihren eigenen Wünschen entsprechen konnten.

Dieser innere Zwiespalt, in dem sie sich bei der Rückkehr in das Schloß befand, konnte Josepha nicht entgehen; sie sah, daß ihre Freundin etwas auf dem Herzen habe, was dieses schwer bedrücke und was sie ihr auch mittheilen wolle; deshalb führte sie selbst bald eine Gelegenheit herbei, mit ihr allein zu sein. Aber auch jetzt noch hatte Xaviera mit dem Entschlusse zu kämpfen, die doch so nöthige Mittheilung zu machen; schweren Herzen begann sie endlich:

— Du wirst nicht begreifen, Josepha, welches Geheimniß heute meine Zunge fesselte, Dir nicht früher den gestrigen Vorfall zu erklären.

— Nein, erwiederte diese, und ich bin in der That gespannt auf die Erfüllung Deines Versprechens, ihn mir heute Abend zu erzählen;

gewiß verzeihst Du mir diese sehr erklärliche weibliche Neugierde, die durch die Spazierfahrt mit Deiner Mutter am Nachmittage noch vermehrt wurde.

— Ich habe heute meinen Bruder gesehen, sagte Xaviera mit gesenkten Augen, denn sie fürchtete sich, auszusprechen, was nun folgen mußte.

— Deinen Bruder? Stephan? rief Josepha bestürzt, aber doch mit einer nicht ganz zu verheimlichenden Freude. Und er war nicht hier im Schlosse? Wo hast Du ihn gesehen, Xaviera?

— In dem Hause der Jägerwittwe, sagte diese ängstlich; er selbst wünschte es so.

— Er wollte nicht in unser Haus kommen? fragte Josepha trübe. Und das wohl meinetwegen? Er will mich nicht sehen? O, ich ahnte es ja, daß mir dennoch kein Glück mehr blühe.

— Nein, Josepha, Du mißverstehst mich, meinte ihre Freundin; aber das ist natürlich, weil das, was ich Dir gestern erzählte, auf einer mir selbst noch nicht ganz verständlichen Täuschung beruhte, deren Erklärung mir erst in der vergangenen Nacht geworden ist.

— Welche Mittheilungen meinst Du? fragte Josepha ungeduldig. Sprich deutlich, Xaviera,

und lasse mich nicht in der quälenden Ungewißheit, die mir Deine halben Andeutungen bereiten.

— Du mußt es ja doch erfahren, erwiederte Xaviera, die nun entschlossen war, den Schlag auf ihrer Freundin Herz fallen zu lassen, den sie nicht aufhalten konnte. Alles, was ich Dir gestern von dem Wiederfinden meines Bruders erzählte, beruhte auf einem Mißverständniß, das mich selbst irre geleitet hatte; Stephan ist nicht mein Bruder.

Josepha sprang entsetzt auf und ergriff heftig der Freundin Hand.

— Er ist nicht Dein Bruder? fragte sie mit halberstickter Stimme. Aber Du sagtest mir eben, daß Du ihn noch heute wiedergesehen hast.

— Nicht ihn, Josepha, erwiederte Xaviera gepreßten Herzens — meinen wirklichen Bruder Vincenz Wedzynski.

— Vincenz? rief Josepha in noch tieferer Aufregung und fügte ungläubig hinzu: Meinen früheren Bräutigam?

— Er ist mein Bruder, bestätigte Xaviera fast tonlos.

Josepha schwankte, aber sich gewaltsam zusammennehmend, sagte sie:

— Habe Erbarmen mit mir, Xaviera, und

erzähle mir Alles, was geschehen ist; ich kann Dich noch nicht begreifen und meine Sinne verwirren sich.

Mit bewegter Stimme erzählte Xaviera, wie sie mit Vincenz zusammengetroffen sei und in welcher Weise sich die Täuschung, daß Stephan ihr Bruder sei, ergeben habe.

Josepha hörte ihr schweigend zu; nur ein krampfhaftes Schluchzen, das sie nicht unterdrücken konnte, entrang sich ihrer Brust, fühlte sie doch klar, daß ihre liebsten Hoffnungen, die Xaviera's gestrige Mittheilung wieder erweckt hatte, von Neuem und wohl für immer erloschen seien.

Xaviera errieth ihre Empfindung, aber sie, die offenbar bevorzugte Nebenbuhlerin, verstand den Schmerz in Josepha's Brust, zu dessen Erhöhung sie selbst absichtslos beigetragen hatte, und vermochte ihr in diesem Augenblicke nicht zu zürnen; darum sagte sie, gegen ihre eigene Hoffnung und Erwartung tröstend, liebevoll zu ihr:

— Beruhige Dich, Josepha; ich will Dich nicht täuschen und Dir verheimlichen, daß das alte Gefühl meines Herzens zu Stephan, dem ich gestern entsagt hatte, mit dieser Aufklärung

auch wieder in aller seiner Macht in mir erwacht ist; vergiß aber nicht, daß ich dessenungeachtet doch noch bei meinem Widerstreben beharre, ihm anzugehören, so lange er ein Feind meines Vaterlandes ist. Die gleiche Neigung, die aus unser Beider Herzen nicht weichen kann und wird, versucht jetzt wieder die Freundschaft zu verdrängen, die ich Dir gestern aus vollem Herzen anbot. Lasse dieses Bestreben aber in Dir nicht zur Geltung gegen mich kommen, wie ich es auch nicht will, und lasse uns als Freundinnen neben einander gehen, zwischen deren Glück nur Stephans Herz allein das Recht der Entscheidung hat. Willst Du das?

Josepha täuschte sich nicht so vollkommen wie ihre Nebenbuhlerin über die Widernatürlichkeit und Unhaltbarkeit eines solchen Verhältnisses, wie diese es vorschlug, aber sie vermochte auch nicht deren dargebotene Hand zurückzuweisen, denn sie erkannte ihre reine Absicht und ehrte das Bestreben allein, obgleich sie dessen lange Dauer bezweifeln mußte.

— Ich will es versuchen, Deinem großherzigen Beispiele zu folgen, sagte sie bange, aber ich fürchte, daß ich auf diesem Wege oft wanke

und ungerecht gegen Dich werde; ich bitte Dich im Voraus, mir dann zu verzeihen.

— Der feste Wille allein vermag viel, sagte Xaviera, ihre Freundin umarmend.

Nun blieb es ihr aber noch übrig, Josepha's Einwilligung zur Wiedereinführung ihres Bruders in ihr Haus zu erhalten; auf diese stützte sie ihre ganze geheime Hoffnung, nicht allein dem Bruder wieder das Herz des jungen Mädchens zu gewinnen, sondern auch jede ihrer eigenen Liebe drohende Gefahr zu entfernen, welche, wie sie sich tief verschwiegen gestehen mußte, sie doch von Josepha's fester Anhänglichkeit an Stephan fürchtete.

— Lasse uns ganz aufrichtig sprechen, sagte sie zu ihrer Freundin — würde es Dein Gefühl verletzen, meinen Bruder, den wir aus Rücksicht für Dich gestern in dem Hause der Wittwe aufsuchten, wieder hier zu sehen?

— Hat er von mir gesprochen und wünscht er selbst, hierher zurückzukehren? fragte Josepha statt der Antwort.

— Er hat mir das ganze Verhältniß zu Dir offen dargelegt und theilt meine Ansicht, erst Deinen Willen zu vernehmen, ehe er Dich wiedersieht. Er hegt noch die innigste Theil=

nahme für Dich und wird sich Dir ohne Groll und Haß nähern, erwiederte Xaviera.

— Aber hat er allen Ansprüchen an mein Herz entsagt? Täuscht er sich nicht mit der Hoffnung, daß dieses Wiedersehen eine neue Anknüpfung des gelösten alten Verhältnisses herbeiführen könne.

— Nein, erwiederte Xaviera bestimmt, obgleich sie das Gegentheil wußte; er kennt Deinen Charakter zu gut, um über die Erfolglosigkeit solcher Bestrebungen nicht ganz ohne Zweifel zu sein. Nach dem, was er mir gesagt hat, bin ich überzeugt, daß er weder die Vergangenheit mit einem Worte zu berühren wünscht, noch es wagen wird, in Dir eine Andere als die Freundin seiner Schwester zu sehen. Es wird also ganz von Dir abhängen, die Grenzen Eurer Annäherung zu bestimmen.

Josepha dachte eine Weile nach, dann sagte sie ängstlich:

— Ich fürchte nur, liebe Xaviera, daß dieses Zusammentreffen sowohl ihm wie mir manche bittere Empfindung bereiten wird, die besser ruhig begraben gelegen hätte, und daß uns Beiden kein Heil daraus entsprießt. Indessen steht er jetzt in einem so nahen Verhältnisse zu Dir, daß

weder meine Freundschaft noch die Gastlichkeit es dulden können, daß Eure Begegnung an einem anderen Orte als diesem hier stattfinde.

— Nein, kalte Rücksichten sollen Dich nicht zur Erfüllung meiner Bitte bewegen, von der ich dann abstehe, sagte ihre Freundin, wie es schien, etwas verletzt.

— Wir wollten ja Freundinnen sein, entgegnete Josepha bittend; darum darf dieser Zwiespalt nicht zwischen uns bestehen und ich bitte Dich jetzt aufrichtig, Deinen Bruder hierher zu führen; möge er aber nicht das Versprechen vergessen, das Du mir in seinem Namen gegeben.

Xaviera ging gern auf das Dringen ihrer Freundin ein, obgleich sie des Scheines wegen noch einige Einwendungen machte; es wurde beschlossen, daß Vincenz am anderen Tage, nachdem sie im Jägerhäuschen mit ihm zusammengetroffen wären, in das Schloß kommen und Josepha ihn daselbst sehen solle.

Seine Schwester war hocherfreut, dieses Zugeständniß erhalten zu haben, aus dem sich bald, wie sie hoffte, ihren Plänen noch günstigere Folgerungen ergeben sollten; Josepha aber blieb in der lebhaftesten Unruhe, deren ganze Stärke

sie sowohl der Freundin als den übrigen Mitgliedern der Hausgesellschaft verheimlichen mußte.

Auch Herr von Michalowski war von dem bevorstehenden Besuche Vincenzs in Kenntniß gesetzt worden und theilte im Geheimen die Hoffnungen Xaviera's. Diese war mit ihrer Pflegemutter zur bestimmten Zeit ausgefahren und als sie um die Mittagszeit zurückkehrten, befand sich Vincenz bei ihnen.

Der Hausherr ersparte ihm die Verlegenheit einer Entschuldigung, indem er ihn mit der offensten Herzlichkeit empfing und jede Aeußerung sorgfältig vermied, die auf seinen letzten Besuch deutete. Vincenz hätte sich bald wieder hier so heimisch und wohl wie früher gefühlt, wenn ihn nicht seine unruhig forschenden Blicke auf seine ehemalige Braut belehrten, daß diese sich durch seine Anwesenheit äußerst gepeinigt fand, denn obgleich Josepha äußerlich ihre Ruhe zu bewahren strebte, gelang ihr dies doch nicht so vollkommen, daß sie Aller Augen täuschen konnte.

Sie sprach wenig, war blaß und heftig aufgeregt. Bei seinem Eintritte hatte ihr Vincenz die Hand wie einer alten Bekannten geboten, zu der ihn kein anderes Gefühl als das der Freundschaft führte, aber Beider Hände zitterten un-

willkürlich in einander und ein einziger Blick hatte Josepha gesagt, daß Vincenz noch nicht so vollständig Herr seiner selbst war, wie seine Schwester es sie zu überreden versucht hatte.

Eine drückende Schwere lastete auf der allgemein geführten Unterhaltung, denn Jeder ahnte und verstand die Bewegung Josepha's und Vincenzs, und Xaviera bemühte sich vergebens, diese durch ihre Heiterkeit zu zerstreuen.

Es war etwa drei Uhr Nachmittags, als ein Diener des Herrn von Michalowski darauf aufmerksam machte, daß in der Richtung nach Wreschen zu die Sturmglocken auf den Dörfern in der Entfernung läuteten und ihr Signal von den näherliegenden aufgenommen würde. Allen war dieses Zeichen wohlbekannt; es deutete auf die Annäherung der preußischen Truppen und rief die Landleute zu den Waffen. Immer näher drangen die mahnenden Töne und bald erwiederte sie auch mit dumpfem Laute die Glocke von dem Kirchthurme des Dorfes, das zu dem Gute gehörte.

Die im Schlosse befindliche Gesellschaft war aufgesprungen und an die Fenster geeilt, wo man lange der Richtung zu lauschte, von woher das Zeichen ausgegangen war. Man konnte sehen,

wie ein rühriges Leben in die Einwohner des Dorfes gekommen war, wie die Männer von den Weibern und Kindern Abschied nahmen und, mit Flinten und Sensen bewaffnet, zu Pferde und zu Wagen ihre Häuser eilig verließen.

— Die Preußen rücken unzweifelhaft gegen Wreschen an! rief Vincenz heftig aufgeregt; sie müssen Nachricht erhalten haben, daß Mieroslawski in der vergangenen Nacht dort mit unseren Truppen eingerückt ist.

— Du willst uns verlassen? rief Xaviera erschrocken, als der junge Mann Anstalten machte, schleunig aufzubrechen.

— Ist dort nicht auch mein Platz, wo meine Brüder kämpfen? fragte er. Seht Ihr nicht, wie diese Landleute freudig Haus und Familie verlassen, um zu den Waffen zu greifen, und ich sollte ein unthätiger Zuschauer ihrer muthigen Aufopferung bleiben?

— Du hast schon so viel gethan in dieser blutigen Sache, Bruder, bat Xaviera, ihn fest umschlingend, während die Thränen in ihren Augen standen. Schone Dich nur jetzt eine kurze Zeit; wie leicht kann ein unglücklicher Zufall das Glück vernichten, das uns eben erst so schön erstanden ist.

Aber der junge Mann hörte nicht auf ihre Bitten und bereitete sich zur sofortigen Abreise nach Wreschen vor, zu der ihm der Herr von Michalowski auf seinen Wunsch ein Pferd zur Disposition stellte.

Auch Gräfin Sophie schien Xaviera's Angst zu theilen, aber sie faßte sich und sagte, mit innerer Freude auf Vincenz schauend:

— Du thust Recht; in diesem heiligen Kampfe müssen die theuersten Gefühle unseres Herzens schweigen. Ein Jeder von uns hat seine Schuld an das Vaterland und Deine Pflicht ist es, auf den Kampfplatz zu eilen. Wir werden für Deine Erhaltung beten, und der Himmel wird das heiße Flehen der Schwester und derer, die jetzt Deine Mutter aus voller Seele ist, erhören.

Vincenz beugte sich zu der Schwester nieder, die kraftlos in einen Sessel gesunken war, bebend und mit dem Ausdrucke der zärtlichsten Liebe auf ihn blickend.

— Das Schicksal kann nicht ein so grausames Spiel mit uns treiben, Xaviera, sagte er, uns jetzt wieder auf immer zu trennen, nachdem uns eine höhere Fügung so merkwürdig zusammengeführt hat; ich nehme diesen festen Glauben an eine schützende Hand der Vorsehung mit mir.

Xaviera umschlang seinen Hals fest und küßte ihn heiß; dann sagte sie gefaßter:

— Ich theile Deinen Glauben, denn mein Herz hat schon zu viel Qualen ertragen, als daß ihm noch diese, den Bruder so schnell wieder zu verlieren, aufbehalten sein sollte. Gehe, wie es der Himmel gebietet, in den Kampf.

Dann fügte sie noch die dringendsten Bitten, daß er sich schonen solle, so weit es seine Pflicht und die Ehre erlaubten, hinzu, ehe sie von ihm Abschied nahm.

Nachdem Vincenz sie umarmt und der Gräfin die Hand geküßt hatte, wandte er sich zu Josepha. Er konnte keine Worte für sie finden, denn seine Brust war zu gepreßt; stumm drückte er einen Kuß auf ihre Hand, und als sein Blick auf ihr Gesicht fiel, bemerkte er, daß eine Thräne, die sie nur mit Mühe zurückhielt, sich in ihr Auge drängte. Selig hoffend eilte er hinaus, Alle in der äußersten Bestürzung und Unruhe zurücklassend.

24.

Am Abend des 1. Mai hatte der polnische Generalissimus die obersten Offiziere seiner Trup-

pen, sowie viele hochgestellte Edelleute, die an den Kriegsoperationen besonders thätigen Antheil nahmen, um sich in dem uns schon bekannten Zimmer auf dem Schlosse zu Miloslaw versammelt; es war am Tage nach dem für die preußischen Truppen unglücklichen Gefechte bei dieser Stadt. Der durch ihre Ueberzahl und andere Umstände errungene Triumph hatte den Uebermuth der Polen auf das Höchste gesteigert und ungestüm verlangten sie von ihrem Oberfeldherrn, sie sofort wieder gegen den Feind zu führen.

Mieroslawski saß an demselben Tische, an dem wir ihn zuerst hier gesehen hatten, die Karte des Großherzogthums lag vor ihm ausgebreitet und er sprach lebhaft.

— Die Preußen concentriren sich zuverlässigen Nachrichten zufolge in und um Schroda, sagte er, die Plätze mit dem Finger auf der Karte bezeichnend; sie haben dort gegen achttausend Mann mit zwölf Geschützen zusammen und umgeben uns von Westen her in einem Bogen vom Ufer der Warthe an bis gegen Wreschen hinauf; von dort aus aber bedrohen uns die Corps des Generals Hirschfeld, welche Gnesen und Witkowo besetzt halten, so daß wir von

allen Seiten umschlossen sind und nur den Weg nach der Grenze des Königreichs offen haben, wo bereits starke russische Streitkräfte zusammengezogen sind. Wie Sie wissen, habe ich von Süden her, von Pleschen, alle unsere Truppen an mich gezogen; dennoch haben wir nur eine Stärke von etwa fünftausend Mann mit vier leichten Geschützen, wie diese Rapporte der Truppenbefehlshaber näher ergeben. Ich bin demnach der Ansicht, daß wir Miloslaw nicht länger halten können.

Ein dumpfes Gemurmel des Mißfallens über diese Aeußerung lief durch die Versammelten. Der Generalissimus unterbrach es mit den festen Worten:

— Wir dürfen uns nicht über den Erfolg, den unsere Waffen gestern errungen haben, täuschen, meine Herren, und müssen gestehen, daß uns vielfache Umstände zu Hülfe kamen. Ich verkenne keineswegs die Tapferkeit und die aufopfernde Vaterlandsliebe, die uns Alle bis zum gemeinen Manne herab glühend beseelt und die größere Anzahl unserer Gegner ersetzt; aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß wir es mit regulären und gut bewaffneten Truppen zu thun haben, denen wir mit Ausnahme unserer Ka-

vallerie und Jäger nur ungeübte und mit unvollkommenen Waffen ausgerüstete Leute gegenüberstellen können. Bei alle dem können Sie überzeugt sein, daß ich der Letzte bin, der das Uebergewicht des Feindes überschätzt und nur im Entferntesten daran denkt, ihm einen Platz wie diesen zu räumen, weil ich seinen Angriff fürchte. Miloslaw ist seiner Lage nach aber jetzt nicht mehr von Wichtigkeit für uns, da die Insurrektion hier auf einen eng umschlossenen kleinen Fleck der Provinz beschränkt ist, während man an anderen Orten nur des Anstoßes wartet, ebenfalls loszubrechen. Dies ist vorzüglich in Kujawien der Fall, was uns durch seine see- und waldreiche Gegend das beste Terrain zu einem kleinen Kriege bietet, in dem die Ueberzahl unserer Gegner den Vortheil für sie verliert. Deshalb ist mein Plan, so bald als möglich von hier aufzubrechen und längs der Grenze nördlich mich über Trzemeczno dorthin zu ziehen, wo man unsere Ankunft mit Jubel begrüßen und die ganze Bevölkerung aufstehen wird, sich mit uns zu vereinigen.

— Ich erkenne Ihre Gründe an, General, diese Stadt zu verlassen, deren Behauptung uns nicht länger mehr von Nutzen ist, begann ein

alter, wie es schien, in früheren Kämpfen ergrauter, kriegerisch aussehender Mann, der die Abzeichen eines höheren Offiziers trug; aber ich begreife nicht, warum Sie nicht einen schon lange gehegten Wunsch vieler Kriegsverständigen, die sich hier befinden, zur Ausführung bringen, uns nämlich auf Gnesen zu führen, das uns von der höchsten Wichtigkeit sein muß.

— Gnesen ist verhältnißmäßig stark besetzt, erwiederte Mieroslawski zögernd.

— Es hat aber einen hohen Werth für unser ganzes Volk seiner historischen Bedeutung wegen, unterbrach ihn der Andere, und sichert uns die Verbindung mit Kujawien. Der moralische Eindruck, den die Nachricht, daß diese alte berühmte Stadt in unsere Hände gefallen, auf unsere Landsleute machen wird, ist unberechenbar und wird uns vollständig den Verlust ersetzen, der uns bei einem entschlossenen Angriff freilich bevorsteht.

— Nach Gnesen! tönte es lebhaft von mehreren Seiten aus der Versammlung, und man drängte sich um den Generalissimus theils mit Bitten, diesem Wunsche, theils mit dem dringenden Verlangen, der Majorität der Führer nachzugeben. Dieser, der nicht derselben Ansicht

wie die meisten Uebrigen war, sah sich in einer schlimmen Lage, denn der aus ihrer freien Wahl hervorgegangene Führer hatte schon öfter mit den verschiedenen Parteien, die seinen eigenen Willen beeinträchtigten, zu kämpfen gehabt und mußte die Uneinigkeit fürchten, deren böses Beispiel sich auch leicht auf die wenig disciplinirten Untergebenen übertragen konnte.

In diesem Augenblicke wurde ihm aber eine eben von Wreschen eingegangene Depesche, die Eile hatte, überreicht. Er erbrach sie und theilte ihren Inhalt, nachdem er sie gelesen hatte, sogleich mit.

— In Wreschen ist von dem preußischen Landrathsamte eine starke Einquartierung von königlichen Truppen für heute Nacht angesagt. Ein neues Hinderniß für unseren Marsch nach Gnesen, fügte er hinzu.

Aber der Uebermuth der Meisten war dadurch keineswegs gebrochen.

— Dann werden wir so bald als möglich von hier abrücken müssen, um den Preußen in ihren Quartieren zuvorzukommen, die wir ja schon vorbereitet finden, rief einer der Offiziere. Wir können sie in Wreschen eben so gut schlagen, wie hier.

Stürmischer Beifall folgte diesen prahlerischen Worten.

— Nach Wreschen und von da nach Gnesen! rief man von allen Seiten noch dringender.

— Wir müssen bedenken, wandte der General ein, dessen Stimme kaum noch den Lärm zu durchdringen vermochte, daß wir jetzt allem Anscheine nach zwei Gefechte zu bestehen haben, ehe wir dort hineingelangen können.

Aber er wurde überstimmt und Alle vereinigten sich gegen seinen früheren Plan und bestanden auf den Marsch nach Gnesen.

— Nun, so sei es, wie Sie alle es wünschen, sagte Mieroslawski, sich unmuthig erhebend; wir werden noch heute Nacht von hier aufbrechen. Treffen Sie alle Anordnungen, daß sich die Leute bereit halten, ich werde Ihnen noch am Abend meine weiteren Befehle für den Marsch zugehen lassen. Wir werden morgen in Wreschen ruhen und die nächste Nacht den Weg nach Gnesen fortsetzen.

Ein beifälliges Gemurmel billigte seinen Entschluß und die Führer begaben sich zu ihren Truppen, welche die Nachricht mit lautem Jubel begrüßten und siegesmuthig die preußischen Trup-

pen schmähten, mit denen sie voraussichtlich bald wieder zusammentreffen sollten.

Noch in derselben Nacht traten die Polen den Marsch nach Wreschen an, erreichten es am Morgen des 2. Mai zum allgemeinen Schrecken der dortigen Deutschen und da sich hier erwies, daß die erwarteten Truppen noch nicht eingetroffen waren — die Ansage der Einquartierung war, wie sich später ergab, eine List gewesen, die Polen von dem Zuge nach der Stadt abzuhalten — schloß man, sie seien durch in Gnesen ausgebrochene Unruhen an ihrem Marsche verhindert worden, und Mieroslawski fühlte sich deshalb eher geneigt, dem Wunsche seiner Offiziere und Soldaten gemäß die nächste Nacht auf jene Stadt zu marschiren.

Stephan von Willing hatte mit Koniecki von Schroda aus seinen Weg nach Posen fortgesetzt und war daselbst Tages darauf glücklich eingetroffen; seine Geschichte erregte dort allgemeine Theilnahme.

Koniecki bereitete nun Alles zu der beabsichtigten Reise nach der Schweiz vor, die er so bald als möglich antreten wollte; er hatte Stephan aus Freundschaft und auch seiner eigenen größeren Sicherheit wegen gebeten, bei ihm zu

wohnen, und dieser war gern auf seinen Vorschlag eingegangen.

Eines Tages wurde der junge Offizier, der sogleich wieder seinen Dienst angetreten hatte, eilig zu seinem General gerufen.

— Ich bedaure, mich von Ihnen auf einige Zeit trennen zu müssen, redete ihn dieser freundlich an. Das General-Kommando hat, wie mir eben zugegangen ist, befohlen, daß Sie sich als Adjutant zu dem Corps begeben sollen, das jetzt in und um Gnesen kantonnirt, da Sie in Ihrer bisherigen Dienstleistung bei mir augenblicklich entbehrt werden können, dort aber die Anwesenheit eines mit den hiesigen Verhältnissen vertrauteren Offiziers gewünscht worden ist. Wir müssen uns also auf eine kurze Zeit trennen, mein junger Freund, indessen hoffe ich, daß Sie bald zurückkehren werden, da man jetzt entschlossen ist, mit allem Ernst gegen die Rebellen aufzutreten und die Insurrektion wohl in Kurzem unterdrückt sein wird.

Stephan sprach dieselbe Hoffnung aus.

— Sie werden noch nicht wissen, fuhr der General fort, daß Truppenverstärkungen nach Schroda schon morgen abgehen und daß im Verein mit den Truppen, die im Norden der

Provinz stehen, am 3. Mai ein Angriff auf Mi- loslaw, dem Hauptsitze der Insurrektion, statt- finden soll. Wir haben den gemessenen Befehl erhalten, die Aufrührer dort auseinanderzuspren- gen und sie in die Warthe oder über die rus- sische Grenze zu werfen, und unsere Truppen sind in jener Gegend jetzt so stark, daß die Aus- führung dieses Planes wohl keinem Zweifel mehr unterliegt. Sie werden vielleicht, voraussichlich sogar, dort auf einen blutigen Widerstand stoßen, der aber bald überwältigt sein wird, und ich gratulire Ihnen, Theilnehmer dieser Operation sein zu können, die uns endlich Ruhe schaffen wird.

Stephan verabschiedete sich bei seinem Vor- gesetzten, von dem er ungern schied, denn er sollte bereits am anderen Morgen seinen Weg nach Gnesen antreten und sich dort dem Befehlshaber der Truppen zur Disposition stellen. Der alte Herr drückte ihm herzlich die Hand und ermahnte ihn, seine Abenteuerlust zu bezwingen und sich nicht unnützer Lebensgefahr auszusetzen.

Als Stephan zurückgekehrt war und seine Sachen zur morgenden Reise einpackte, kehrte Koniecki eben in seine Wohnung von einem Aus- gange zurück. Als er die bevorstehende Tren-

nung von seinem jungen Freunde erfuhr, war er schmerzlich bewegt.

— Wir werden nun wohl den letzten Abend zusammen verleben, sagte er trübe, denn ehe Sie zurückkehren, habe ich wahrscheinlich schon meine Reise angetreten, und das Schicksal führt Sie so bald wohl nicht in jene Gegend. Ich bin alt und fühle, daß ich den Schmerz der Trennung von meinem Vaterlande nicht lange überleben werde, denn diese letzten Tage haben meine Kräfte unglaublich schnell erschöpft.

Stephan lachte, um Koniecki von diesen Ahnungen abzuziehen, und sprach die Hoffnung aus, daß sie sich noch einmal glücklich wiedersehen würden, wenn der Lauf der Zeit ihnen die jetzigen trüben Verhältnisse ferner gerückt hätte.

Aber Koniecki schüttelte schmerzlich den Kopf und beharrte bei seinem Glauben.

— Ich bedarf der Luft dieses Landes, die ich von Jugend auf geathmet habe, zum Leben, wie die Pflanze der Tropen des Bodens, dem sie entwachsen ist. Wenn ich die Sprache meines Volkes nicht mehr hören kann, wird meine unverlöschliche Sehnsucht mich verzehren, und die reichste Pracht der Natur in einer anderen Gegend wird mir die Wälder und Seen des Va=

terlandes nicht ersetzen. Hier bin ich herangewachsen, Alles ruft hier die Erinnerung an die schönen, sorgenlosen Tage der Kindheit in mir wach; hier habe ich dereinst für die Freiheit meines Vaterlandes gefochten und jetzt nennt mich mein eigenes Volk — —

Er brach ab, als scheue er sich, das Wort auszusprechen; dann fügte er hinzu:

— Und jetzt soll ich das Alles meiden, was mir so theuer und so vollständig mit meinem Herzen verwachsen ist. Nein, ich bin überzeugt, daß wir uns nicht wiedersehen werden, und Sie denken es wohl auch, ungeachtet Ihrer Worte des Trostes.

Stephan fühlte sich gerührt; er vermochte nicht mehr, wenn auch nur gezwungen, zu scherzen.

Eine Weile wechselten Beide kein Wort, dann begann der Pole wieder:

— Sie kehren jetzt wieder in die Gegend zurück, in der auch Sie manche verhängnißvolle Tage verlebt haben; ich sehe Sie nicht gern dorthin gehen.

Stephan fragte nach dem Grunde dieser Besorgniß.

— Sie werden sich erinnern, was ich vor einigen Tagen, an dem Abende, als wir uns

in Schroda zusammen befanden, mit Ihnen über die Neigung Ihres Herzens sprach, der nach meiner Ansicht keine glückliche Zukunft bevorstehen kann. Es ist leicht möglich, daß Sie das Schicksal wieder in die Nähe derer führt, deren Anblick Ihre unglückliche Leidenschaft von Neuem reizen wird; deshalb bin ich besorgt um Sie. Sie haben es mir damals erlaubt, offen als Freund zu Ihnen zu sprechen, und Ihre Bewegung, als Sie meine Worte hörten, sagte mir, daß Sie meine reine Absicht für Ihr Glück nicht verkannten. Jetzt, wo wir am Vorabend der Scheidung für das Leben stehen, fühle ich den unbezwinglichen Drang in mir, Ihnen noch einmal alles das in das Gedächtniß zurückzurufen, was Ihre Zukunft bedroht; sehen Sie darin nur meine innige Theilnahme an Ihrem Wohl.

Der Pole sprach lange warm und eindringlich zu Stephan und bestürmte ihn, ihm zu seiner Beruhigung das Versprechen zu geben, daß er seiner Liebe zu Xaviera entsagen wolle.

— Die Leidenschaft verblendet Sie, sagte er zu ihm, sonst könnten Sie nicht in Zweifel darüber sein, daß Xaviera Sie nicht von ganzer Seele liebt. Ein tief fühlendes, ächt weibliches Gemüth stellt seine Liebe über alle anderen Ge-

fühle und Rücksichten und findet die süßeste Genugthuung darin, ihr diese freudig zum Opfer bringen zu können. So viel ich Xaviera durchschaue, treibt sie ein gefährliches Spiel mit Ihnen und sich selbst, und das einer Idee wegen, die in einem weiblichen Herzen mir als Schwärmerei erscheint; sie steht jetzt so wenig auf dem ihr von der Natur angewiesenen Platze, als sie ihn je wird ausfüllen können, wenn ihr süßere Pflichten auferlegt werden sollten. Ich verdamme sie nicht, denn diese Schwärmerei, von Jugend auf durch die Pflegemutter in sie gepflanzt und genährt, hat sich zu vollkommen in ihr ganzes geistiges Sein verwoben, als daß sie sich von ihr losreißen könnte; ich halte sie für unglücklich, aber bin auch überzeugt, daß sie dieses Unglück auf Jeden übertragen wird, dem sie einst die Hand reicht, vorzüglich aber auf Sie, der mit ihren Gesinnungen so durchaus gar nicht übereinstimmt. Ihr Schweigen sagt mir, daß Sie meine Befürchtungen theilen; fassen Sie also den festen Entschluß, der schon lange in Ihnen kämpft, wie ich dessen sicher bin, das Mädchen aufzugeben, das Ihre Grundsätze und Ihre Ehre zum Preise ihrer Liebe verlangt.

Koniecki täuschte sich nicht, wenn er behaup-

tete, Stephan denke in seinem tiefsten Innern gleich ihm und Xaviera's Benehmen müsse auch seine glühende Leidenschaft schon mehr erkaltet haben. Auch der junge Offizier hatte sich schon oft ernst gefragt, wohin ein Bündniß, das unter solchen Auspicien geschlossen worden, in Zukunft führen müsse, dann aber war er bang vor seinen eigenen Gedanken zurückgeschreckt, in denen er ein Unrecht an Xaviera zu begehen glaubte. Erst die letzten Tage seiner Gefangenschaft, in denen er sich oft der Stunde nahe glaubte, die allen Wünschen und Neigungen seines Herzens ein Ende machen würde, hatten ihn zu einem klareren Einblick in sein Inneres geführt; er hatte sich später gefragt, was Xaviera wohl gethan haben würde, wenn sie während ihres Aufenthaltes in Miloslaw, seine Gefahr kennend, nicht in der Täuschung begriffen gewesen wäre, daß er ihr Bruder sei, und er hatte aus ihrem ganzen Wesen den Schluß gezogen, daß sie es als eine Verletzung ihrer Pflicht angesehen haben würde, dem Feinde ihres Vaterlandes thätige Hülfe zu leisten, wenn solche in ihrer Macht stand. Was aber den tiefsten bleibenden Eindruck, der seine Neigung schwächte, auf ihn gemacht hatte, war ihr Verhalten auf dem Schlosse

des Herrn von Michalowski, wo sie wissen mußte, daß er der höchsten Gefahr ausgesetzt sei, und dennoch keiner ihrer Blicke, kein Wort Theilnahme an seinem Schicksal verrieth.

Koniecki's Rathschläge hatten diesen still in sich gehegten und oft unmuthig zurückgewiesenen Gefühlen zuerst Worte gegeben und sie ihm dadurch zum klareren Bewußtsein geführt; er hatte seitdem fast fortwährend daran gedacht, Vergleiche zwischen Xaviera und Josepha angestellt, die er unbewußt immer weniger ungern zu der Letzteren Vortheil ausfallen sah, und ein unbefangeneres Urtheil über Erstere erlangt. Jedes Wort, was Koniecki nun heute zu ihm sprach, drang tief in seine Seele und fand seinen Wiederhall darin, und als dieser weiter mit überzeugender Wahrheit in ihn drang, konnte er endlich die zu seiner Rettung ausgestreckte Hand ergreifen und mit voller Ueberzeugung sagen:

— Ich will Xaviera vergessen.

Koniecki, den nur die aufrichtigste und uneigennützigste Theilnahme an dem Glücke des jungen Mannes bewegte, war zufriedengestellt.

Als Stephan am anderen Morgen abreiste, nahmen Beide einen wehmüthigen Abschied, denn hatten sie sich auch vor noch nicht langer Zeit

ernst kennen gelernt, so waren die ereignißreichen Tage, die sie zusammen verlebt hatten, doch geeignet gewesen, ein enges und dauerndes Freundschaftsband zwischen ihnen zu knüpfen.

An demselben Tage traf Stephan am Abend in Gnesen ein und meldete sich zum Antritt seines neuen Dienstes. Er fand die Truppen hier in voller Vorbereitung zu dem auf den 3. Mai festgesetzten Angriff auf Miloslaw; sie sollten am folgenden Tage, dem 2. Mai, bis Wreschen marschiren, dort Quartier beziehen und am 3. Morgens den Marsch auf Miloslaw antreten, welches gleichzeitig von der anderen Seite die bedeutend stärkere übrige Macht der zu dieser Expedition bestimmten Truppen erreichen mußte.

An diesem Abende befand sich Stephan mit mehreren seiner neuen Kameraden, deren Bekanntschaft er schnell gemacht hatte, in einem Gastzimmer und hörte hier zufällig von der Entführung der Tochter des Herrn von Michalowski. Wie gewöhnlich hatte sich das Gerücht davon mit noch abenteuerlicheren Zusätzen in der ganzen Gegend schnell verbreitet und erregte Aufsehen und allgemeine Theilnahme.

Auf das Aeußerste erschreckt und erregt, schloß er richtig, daß ein gemeiner Raubanfall

hier nicht stattgefunden habe; denn hätten die Räuber auch das junge Mädchen vielleicht deshalb aus dem Wagen entführt, um sie an einem abgelegenen Orte zu berauben, weil sie das Hinzukommen von Menschen fürchteten, so konnte ihnen doch an ihrer Person nichts liegen und sie wäre am anderen Morgen nach Hause zurückgekehrt. Hatte aber der Anschlag ihrer Person gegolten, so konnte man sich einer solchen That nur von herumstreifenden übermüthigen Polen versehen, und Stephan fand diese Erklärung des Vorfalls für wahrscheinlicher. Dann mußte sich, der Vermuthung nach, Josepha in dem polnischen Lager, wo dergleichen Zügellosigkeiten nicht allein geduldet wurden, sondern auch etwas ganz Gewöhnliches waren, befinden, hatten doch erst die Nachrichten über die letzte Anwesenheit der Insurgenten in Wreschen ergeben, welche unmenschlichen Gräuel dort, vorzüglich an den deutschen und jüdischen Frauen und Mädchen der Stadt, verübt worden waren.

Stephan schauderte, wenn er an das Loos Josepha's dachte, aber es blieb ihm nichts übrig, als seine ganze Hoffnung zu ihrer Rettung auf die übermorgen beabsichtigte Erstürmung von Miloslaw zu setzen.

25.

Nach einer in banger Unruhe um Josepha's Schicksal durchwachten Nacht brach der Morgen herein und nahm Stephans volle Thätigkeit zu dem um elf Uhr Vormittags festgesetzten Ausmarsche der Truppen in Anspruch.

Von den zurückbleibenden Kameraden und den deutschen Einwohnern Gnesens herzlich beglückwünscht, während die Polen mit verbissenem Groll auf sie blickten, traten die Truppen ihren Marsch an, der durch eine drückende Hitze erschwert wurde. Das ganze Corps, bei dem sich Stephan befand, bestand aus zwei Bataillonen Infanterie, zwei Escadrons Husaren und vier Geschützen, zusammen aus etwa achtzehnhundert Mann. Ein kleiner Theil dieser Truppen, der bisher in Witkowo, einem seitwärts der Straße liegenden Städtchen, gelegen hatte, stieß erst auf dem halben Wege zu ihnen; es hatte den Befehl gehabt, sich direkt nach Wreschen zu begeben, um sich dort erst mit den Uebrigen zu vereinigen, war aber benachrichtigt worden, daß diese Stadt bereits von den Insurgenten besetzt sei.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nach-

richt von Mund zu Mund unter den Soldaten, die, sich des Gefechtes und der dabei an den Polen zu nehmenden Rache freuend, muntere, kriegerische Lieder sangen und trotz der drückenden Hitze unverdrossen fortschritten.

Auf dem weiteren Wege fand man alle Dörfer von den Männern verlassen, nur Weiber und Kinder blickten neugierig und besorgt aus den Fenstern auf die durchziehenden Truppen; hatten diese kaum den Ort hinter sich, so hörte man deutlich die Sturmglocken daselbst läuten, deren Schall sich schnell über die von der Straße entlegeneren Dörfer forttrug und die ganze Gegend alarmirte. Hin und wieder sah man auch reitende Boten in der Richtung nach Wreschen über die Felder sprengen, die wohl die Nachricht von dem Anrücken und der Stärke der Truppen dorthin brachten, sich aber von den Kavalleristen, die große Lust bezeigten, Jagd auf sie zu machen, in sicherer Entfernung hielten.

Gegen vier Uhr Nachmittags hatte man das eine kleine halbe Meile vor der Stadt Wreschen an der Landstraße liegende Dorf Gulczewko erreicht, als ein Husar, deren sich ein Theil an der Spitze des Zuges befand, eilig zurückgesprengt kam und dem kommandirenden Offizier

die Meldung brachte, das auf dem halben Wege bis zur Stadt liegende Dorf Sokolowo sei von den Insurgenten besetzt.

Sogleich wurde der Befehl zum Angriff auf das Dorf gegeben.

Dies erstreckte sich wohl über tausend Schritte weit in einer geraden Linie größtentheils auf der linken Seite der Landstraße quer über das Feld und bot mit seinen kleinen Häusern und den frisch grünenden Gärten, zu denen sich von der Gnesener Seite her die Höhen sanft niedersenkten, ein Bild der einladendsten, freundlichsten Ruhe dar. Die Sonne schien mit aller Pracht eines warmen Frühlingstages auf die niedrigen Häuschen der Bauern und die größeren weißen Gebäude des Herrenhofes, der mitten in denselben lag, blitzte aber auch gleichzeitig in tausendfältigen Strahlen auf den blanken Helmen und Bayonneten der Truppen, die in wenigen Stunden diesen friedlichen Ort in den Schauplatz blutiger Thaten und das Grab manches tapferen Mannes verwandeln sollten.

Eine dumpfe Stille hatte sich auf die Kolonnen gelegt, als sie seitwärts von der Landstraße aufmarschirten; der frohe Gesang und das heitere Lachen verstummten, denn Jeder fühlte,

er stehe unmittelbar vor einem für ihn wichtigen Ereignisse, vielleicht dem letzten seines Lebens. Man hörte nur das Kommandowort und das Rasseln der Ladestöcke in den Läufen, welche die Patronen noch einmal fest aufsetzten, ehe der blutige Gebrauch der Waffe begann.

In den Gärten der zum Dorfe gehörigen Häuser zeigten sich polnische Jäger hinter den Zäunen, nur der Annäherung der Ankömmlinge wartend, um ihr wohlgezieltes Feuer aus den sicheren Büchsen zu beginnen.

Drüben bei den Preußen, die eben noch dicht gedrängt zusammenstanden, lösten sich jetzt einzelne Züge der Infanterie auf, und die langen, dünnen Linien der Schützen näherten sich immer mehr dem Dorfe und dem Schußbereiche seiner Vertheidiger.

Erwartungsvoll schlagen alle Herzen, denn noch ist der erste Schuß nicht gefallen, der alle bösen Leidenschaften der Kämpfer plötzlich entfesselt und sie, nur von dem einen mächtigen Gefühle des Hasses und dem Wunsche, den Gegner zu vernichten, beseelt, auf einander zuführt; dann ist jede weiche, menschliche Regung in der Brust verstummt und die Zwietracht schwingt frohlockend ihre blutige Fahne.

Jetzt fällt ein Schuß hinter einem der Gartenzäune; einen Augenblick bleibt es noch still, als seien Alle über dieses Signal zum Kampfe bestürzt, dann blitzen an allen Stellen der langen Schützenlinie kleine Flämmchen auf, ein bläulicher dünner Rauch erhebt sich in die Luft und ein weithin schallendes Geknatter des Kleingewehrfeuers beginnt, um so bald nicht wieder zu schweigen. Der Rauch nimmt auf beiden Seiten zu und man kann kaum noch die Angreifenden mit dem Auge verfolgen, die sich in allen Stellungen, um den Körper gegen das feindliche Geschoß zu decken, auf der flachen Ebene fortbewegen; dann ertönt ein Hornsignal aus der langen Linie, ein langgezogenes, ermuthigendes „Hurrah!" schallt zu den Kameraden zurück, und als sich der Pulverdampf einen Augenblick später hebt und einen freieren Blick gestattet, sind die preußischen Schützen im Dorfe, und ihre Gegner fliehen in der größten Eile über die sumpfigen Wiesen der kleinen Birkenschonung zu, die etwa tausend Schritte rückwärts zwischen dem Dorfe und der Stadt liegt. Auf dem Felde vor dem Dorfe aber liegt mancher brave Soldat entweder ruhig im Todesschlafe, oder jammernd sich in seinem Blute wälzend.

Noch andere Infanterie-Kolonnen folgten nun nach der Einnahme des Dorfes schnell durch dasselbe und setzten sich auf den jenseitigen Wiesen zu beiden Seiten der Landstraße fest, von wo aus sie mit den Polen in der Birkenschonung und in den Gehöften, die näher an die Stadt hinan am Wege lagen, Schüsse wechselten. Man konnte bemerken, daß von Wreschen her große Insurgentenhaufen anrückten, man dort also zu einem ernstlichen Widerstande entschlossen zu sein schien.

— Wir müssen sie nöthigen, alle ihre Kräfte zu entwickeln, um klar sehen zu können, was wir vor uns haben, hatte der preußische General gesagt, und ließ die Geschütze durch das Dorf auf einen Platz hinterwärts der Landstraße auffahren, von wo man beabsichtigte, die am Wege nach der Stadt liegenden Gehöfte, welche die Polen vertheidigten, in Brand zu werfen.

Als der erste Kanonenschuß fiel, kam neues Leben in die ganze Scene; Jeder wußte jetzt, daß mehr als ein leichtes Gefecht bevorstehe. Die Granaten beschrieben einen weiten Bogen durch die Luft und schlugen mit dumpfem Krachen durch die Dächer der Häuser. Bald darauf drang zuerst ein dünner Rauch zwischen den

Dachsparren hervor, und endlich stieg eine breite Feuersäule gen Himmel, so daß die Polen die Gebäude verlassen mußten, die in Kurzem niedergebrannt waren.

Wie man erwartet hatte, entwickelten nun auch die Polen ihre ganzen Streitkräfte. In der Nähe der brennenden Gehöfte fuhren schnell vier kleine Geschütze auf, die sogleich ein heftiges Feuer gegen die preußische Artillerie und die in ihrer Nähe aufgestellten Husaren eröffnete; starke Abtheilungen Kavallerie und Infanterie zeigten sich bei dem dicht vor der Stadt gelegenen Windmühlenberge, und sowohl Jäger als Sensenmänner besetzten in großer Anzahl das Birkenwäldchen, das den Preußen zunächst lag; sie waren letzteren an Anzahl unverhältnißmäßig überlegen.

— Auf diese Weise werden wir nie in die Stadt gelangen, so brav sich unsere Truppen auch schlagen mögen, sagte ein anderer Offizier zu Stephan, auf die Stärke des Feindes deutend. Ich hoffe, daß der General diesen Plan aufgiebt, da überdies die Polen durch ihre Stellung äußerst begünstigt sind.

Dies hätte aber Stephans Wünschen gar nicht entsprochen, denn er glaubte jetzt sicher an-

nehmen zu dürfen, daß Josepha in Wreschen gefangen gehalten würde, wohin die Polen nun ihr Hauptlager verlegt hatten.

— Unsere Truppen in der Nähe von Schroda müssen den Kanonendonner gehört haben und werden wohl schon den Marsch hierher angetreten haben, erwiederte er; ich hoffe doch noch, daß wir Wreschen heute nehmen.

Indessen hatte sich die Absicht der Insurgenten, das Dorf Sokolowo wieder zu nehmen, immer deutlicher herausgestellt, denn ihre Hauptmacht zog sich dem Birkenwäldchen zu auf das Dorf. Mieroslawski leitete in eigener Person den Angriff; in seinem Gefolge befand sich Vincenz, der eben von dem Gute des Herrn von Michalowski auf schäumendem Pferde eingetroffen war. Ohne sich Zeit zu lassen, sein Pferd zu wechseln, begab er sich sofort auf den Kampfplatz und stellte dem Generalissimus seine Kräfte zur Disposition.

— Wir müssen mit unserer ganzen Stärke auf der Landstraße vorgehen und den Eingang des Dorfes nehmen, während wir von der Birkenschonung aus dem Feinde in die Flanke fallen, sagte Mieroslawski zu seiner Umgebung. Vor allem muß der Herrenhof im Dorfe in un-

sern Händen sein, denn dann sind die Preußen genöthigt, das Dorf zu verlassen, weil wir ihren Rückzug von dort aus bedrohen. Lassen Sie die Geschütze auf die Straße bis zu den brennenden Gehöften vorgehen, wandte er sich zu Vincenz; sie sollen ein heftiges Feuer auf den Eingang des Dorfes eröffnen; um der Infanterie Bahn zu machen.

Vincenz sprengte wie ein Sturmwind fort und brachte dem Befehlshaber der Artillerie die Ordre des Generalissimus, die sogleich befolgt wurde.

Er befand sich noch im Gespräch mit dem Führer, als ein Shrapnellschuß der Preußen sein Geschoß so wirksam auf die enggedrängte Menge warf, daß Alle entsetzt auseinanderstoben. Vincenz hatte noch nicht begriffen, welche Gefahr über ihm schwebe, als sein Pferd unter ihm zusammenstürzte und ihn im Todeskampfe zu erdrücken drohte.

Halb betäubt und durch den Fall erschüttert, gelang es ihm dennoch, sich von dem Pferde loszumachen und wieder aufzuspringen. Die Verwüstung, welche das feindliche Geschoß angerichtet hatte, war furchtbar. Ein Geschütz der Polen war vollständig demontirt und mußte ganz

aufgegeben werden; die übrigen verließen, als sich ihre Führer vom ersten Schreck erholt hatten, eilig den gefährlichen Platz, und stellten sich weiter rückwärts auf; mehrere Todte und Schwerverwundete blieben an der Stelle des Unglücks zurück.

Vincenz sah sich nach einem andern Pferde um, denn das seinige war tödtlich getroffen und wälzte sich sterbend auf dem Boden; da er keins fand, so eilte er zu Fuß schnell über das Feld nach der Birkenschonung zurück, dem Generalissimus den Unfall zu berichten. Erst jetzt fühlte er, daß er aus einer nicht unbedeutenden Wunde am Kopfe stark blutete, nahm aber keine weitere Notiz davon.

Bei seiner Ankunft in dem Wäldchen geschah von dort aus eben der Angriff auf den Herrenhof, den man um jeden Preis erlangen mußte. Ein aus etwa dreihundert Jägern und Sensenmännern bestehender Haufen brach in diesem Augenblicke aus der Schonung vor. Diese Leute gingen unter Führung eines Geistlichen, der ein Crucifix, an dem die polnische Fahne befestigt war, hoch schwang, mit der äußersten Entschlossenheit schnellen Laufes über die Wiesen auf das Dorf zu.

Die preußische Infanterie, die ihnen in geringer Anzahl seitwärts gegenüberstand, gab sogleich mehrere Salven auf sie; aber ohne zu stutzen, drangen sie vor. Ein Kartätschenschuß der Artillerie traf gerade mitten in sie hinein, aber die fanatisirten Leute ließen sich nicht aufhalten, obgleich gegen ein Drittel von ihnen todt oder verwundet liegen blieb. Sie erreichten wirklich das Vorwerk, und trotz einer zweiten Gewehrsalve, die sie hier noch auf dem Hofe traf, drangen sie in die Gebäude ein und setzten sich dort fest.

Auch die Preußen mußten einsehen, welche Gefahr ihnen von dieser Seite drohe, denn sogleich wandten sie sich mit starken Kräften gegen diese Gebäude, die mittlerweile in Brand gerathen waren. Stephan hatte den Befehl zu diesem Angriffe gebracht; ohne Bedenken dem Gefühl der Menschlichkeit nachgebend, das ihn zur Schonung der Polen, deren Vernichtung jetzt bevorstand, aufforderte, sprengte er selbst auf den Hof des Vorwerks und rief ihnen in polnischer Sprache zu, sich zu ergeben. Die Antwort wurde ihm in mehreren Schüssen aus den Fenstern ertheilt, so daß die Kugeln dicht um ihn herum einschlugen; glücklicher Weise verletzte ihn

nicht eine einzige, bis er, die Erfolglosigkeit seines Bestrebens einsehend, den Hof verlassen hatte.

Ein furchtbarer Tumult brach mit der Annäherung der preußischen Truppen los, die rachebegierig, da sie den meuchlerischen Anfall auf Stephan bemerkt hatten, jetzt in die Gebäude einbrachen. Dichte schwarze Rauchwolken von dem in den leichten Gebäuden schnell um sich greifenden Feuer verhüllten die Schauderscenen, die jetzt stattfanden; nur selten hörte man einen Schuß fallen, denn die pommerschen Musketiere gebrauchten Kolben und Bayonnet in dem blutigen Einzelnkampfe, der sich entsponnen hatte. Nur einige wenige Gefangene wurden aus den brennenden Gebäuden herausgeschleppt; der ganze übrige Theil der dreihundert Mann stark gewesenen polnischen Kolonne fand den Tod durch die Hand der Soldaten oder kam in den Flammen um.

Den Polen war das traurige Schicksal ihrer Genossen nicht entgangen.

— Seht dort Eure Landsleute in den Flammen! Wollt Ihr sie vor Euren Augen niedermetzeln lassen? rief Mieroslawski mit starker Stimme. Hierher, wer ein Herz für seine Brüder hat!

Augenblicklich sammelten sich wieder einige hundert Mann um die rothe Fahne mit dem weißen Adler, die er ergriffen hatte und hoch in der Hand hielt.

Ein bis dahin in seiner Begleitung gewesener junger Edelmann war auf einen Wink von ihm vom Pferde gesprungen.

— Ich vertraue sie Ihnen an, sagte der Generalissimus ernst und feierlich, ihm die Fahne übergebend. Führen Sie diese braven Leute, die ihre Pflicht thun werden.

Ein lauter Ruf der Begeisterung begrüßte seine Worte und den jungen Führer, der muthig auf die Ebene hinaus den Freiwilligen, die ihn begleiten wollten, voraus schritt.

Eine starke Abtheilung preußischer Infanterie, welche, die Absicht der Polen erkennend, sich schnell gesammelt hatte, ging ihnen entschlossen entgegen und gab ihnen auf hundert Schritte eine wohlgezielte Salve. In demselben Augenblick riß wieder ein Kartätschenschuß ganze Reihen der Insurgenten nieder. Der Eindruck, den dies und das Jammergeheul der Gefallenen auf sie übte, war so mächtig, daß sie stutzten.

— Vorwärts! Mir nach, Brüder! rief unerschrocken der Fahnenträger.

Eine zweite Ladung Kartätschen folgte; der Führer sank zu Boden, ehe er einige Schritte vor den zögernden Haufen gelangt war.

Vincenz, der sich bisher in seiner Nähe befunden hatte, begriff, daß dies der entscheidende Moment sei und daß schnelles, kühnes Handeln den gesunkenen Muth seiner Landsleute wieder beleben müsse. Mit einem Sprunge hatte er den sterbenden Fahnenträger erreicht, ihm die Fahne entrissen und rief, sie schwingend, mit donnernder Stimme:

— Wollt Ihr Euren Adler den Preußen lassen?

Dabei war er schnellen Schrittes vorgeeilt, während ein Theil der Polen sich schon zur Flucht in den Wald zurückgewendet hatte. Aber Vincenz stürmte ohne Aufenthalt auf das Vorwerk zu, so daß er sich einige Augenblicke später über hundert Schritte vor seinen Begleitern sah.

Diese hatten sich indessen wieder gesammelt und eilten muthig zu ihrer Fahne zurück, als die Artillerie noch einmal ihre tödtlichen Geschosse auf sie sandte. Die Fahne sank zum zweiten Male — die Polen flohen aufgelöst in das Gehölz zurück.

Ueber Vincenzs Augen hatte sich plötzlich

ein trüber Schleier gelegt; er fühlte einen unerträglich stechenden Schmerz in der Seite und die Fahne entfiel seinen Händen, als er mit dem Ausrufe: „Jesus Maria!“ zu Boden sank. Wie im Traume hörte er hastige Tritte neben sich, vernahm, wie eine rauhe Stimme neben ihm rief: „Steche ihn nieder, Kamerad!“ und sah eine Bayonnetspitze auf seine Brust gerichtet, aber ein anderer Soldat schlug das Gewehr bei Seite und sagte:

— Pfui, Du wirst doch nicht einen Verwundeten niederstechen? Der hat genug!

Dann schlossen sich des jungen Mannes Augen vollkommen und er verlor gänzlich das Bewußtsein.

Noch ein drittes Mal versuchten die Polen den Sturm auf den Herrenhof, aber wieder vergebens.

Inzwischen war die Nacht hereingebrochen; es war nach sieben Uhr gewesen, als der letzte Angriff auf das in vollen Flammen stehende Vorwerk abgeschlagen wurde, das nun auch die Preußen der großen Hitze wegen verlassen mußten. Mieroslawski änderte jetzt seinen Plan und zog alle entbehrlichen Truppen gegen den rechten Flügel des Feindes zusammen; ihre einzelnen

Schützen näherten sich bedeutend den Preußen, wurden aber durch Kavallerie wieder zurückgetrieben.

Stephan befand sich während des Gefechtes meistentheils an der Seite seines Generals, oder mußte dessen Befehle zu den einzelnen Truppenabtheilungen bringen. Er dachte nicht mehr an die ihn umgebende Gefahr; mit unsäglicher Angst sah er den Einbruch der Nacht sich nähern, und noch immer traf keine Unterstützung von Schroda ein, welche allein die Einnahme der Stadt möglich machen konnte. Die Preußen hätten ihrer geringen Anzahl wegen nur mit der äußersten Gefahr weiter vordringen können; der General gab daher seiner Umgebung den Entschluß kund, das Gefecht abzubrechen.

— Die Schrodaer Kolonne rückt nicht an, sagte er, und die Nacht bricht herein, die jedes Uebergewicht unserer Mannszucht über diese irregulären Truppen aufhebt. In der ganzen Umgegend dieses vollständig insurgirten Landes tönen die Sturmglocken und führen unsern Gegnern immer neuen Zuzug herbei, während Gnesen in unserem Rücken nur schwach besetzt ist. Dies Alles führt mich zu dem Entschlusse, dort-

hin umzukehren; wir haben wenigstens durch dies Gefecht die Stärke des Feindes kennen gelernt und ihm einen, wie ich glaube, bedeutenden Verlust zugefügt.

Stephan mußte dieses Verfahren als Soldat billigen, aber er fühlte sein Herz von einer grenzenlosen Verzweiflung ergriffen, jetzt jede Hoffnung auf Josepha's Befreiung aufgeben zu müssen.

Der Befehl zum Rückzuge wurde an die einzelnen Truppentheile gegeben.

In der vollsten Ordnung traten die königlichen Truppen nun den Rückmarsch auf Gnesen an, während ein Theil noch das Dorf Sokolowo besetzt hielt. Als auch diese das Dorf verließen, beschloß Mieroslawski, ihnen zu folgen, zu welchem Behufe er Sokolowo umging, vorzüglich auf den linken Flügel des Feindes drängend. Seine Kavallerie, nachdem sie einer von den Husaren versuchten Attaque nicht Stand gehalten hatte, sprengte nun theilweise um den Flügel der Preußen herum nach Gulczewko zu und steckte dieses Dorf, das jene noch zu passiren hatten, in Brand.

Die Flammen schlugen prasselnd gen Himmel und verbreiteten sich mit furchtbarer Schnellig-

keit über die leichten, mit Stroh gedeckten Häuser; das brennende Dorf gewährte in der Dunkelheit des Abends ein prachtvoll schauerliches Schauspiel.

Indessen hatte die preußische Artillerie das Unglück gehabt, daß ihr ein Munitionswagen in den sumpfigen Wiesen hinter dem Dorfe stecken geblieben war, den man nicht in den Händen der Polen zurücklassen wollte. Diese hatten den Unfall bemerkt und ein Haufen Sensenmänner und Jäger von beträchtlicher Anzahl brach schleunig aus dem Dorfe vor, um sich dieses Wagens zu bemächtigen.

— Lassen Sie die beiden Husaren-Eskadrons auf jene Kolonne einhauen! rief der General eilig Stephan zu, der ihm gerade zunächst war.

Freudig, seinem bitteren Gefühle gegen die Polen noch einmal genügen zu können, flog dieser auf die Kavallerie zu und brachte ihr den mit Jubel aufgenommenen Befehl. Muthig trabten die Husaren, denen sich Stephan angeschlossen hatte, auf den Feind zu, der sich schnell in ein festes Quarrée formirte, dessen vorderste Glieder die Sensen fällten, während die inneren feuerten.

Aber es war eine schwere Aufgabe, deren

Erfüllung sich die Husaren unterzogen hatten; es war so dunkel, daß die Reiter auf dem aufgeweichten Boden, der überdies, wie es in der Provinz allgemein üblich, in schmale Felder mit dazwischen liegenden sehr tiefen Furchen abgetheilt war, die äußerste Gefahr liefen, zu stürzen, welchem Schicksale mehrere auch nicht entgingen. Dann hatten die Polen ihre Stellung hinter einem breiten Graben genommen und schlugen innerhalb des Quarrée's klirrend mit ihren Sensen aneinander, daß die dadurch scheu gemachten Husarenpferde nur mit Mühe vorwärts gebracht werden konnten. Indessen wurde dem Befehl gefolgt.

Die Trompeter schmetterten das Signal zum Galopp, zur Attaque, und brausend flog die dunkle Schaar mit vorgehaltenen Säbeln auf den Feind zu, der sie mit heftigem Feuer empfing. Wie es zu erwarten war, drangen die Husaren nicht durch, und die Polen standen fest; im wilden Getümmel überschlugen sich die Pferde, und viele brave Reiter erhielten durch Sensenhiebe schwere Wunden.

Auch Stephan, der in der vordersten Reihe war, traf ein Sensenhieb über den Kopf, daß er einen Augenblick im Sattel schwankte und sich verwun=

det glaubte; aber der Helm hatte die Kraft des Hiebes gebrochen, und einen Augenblick später taumelte sein Angreifer, von einem Säbelhiebe tödtlich getroffen, blutend zurück und sank sterbend um.

Die Lage der Kavalleristen war in der That bedenklich. In diesem Augenblicke aber blitzte es in nicht weiter Entfernung hell auf und eine Gewehrsalve sendete schnellen Tod in die Reihen der Insurgenten; sie ging von einer rasch zur Hülfe herbeigeeilten Infanterie-Kompagnie aus. Die Polen ließen von den Husaren ab und gaben ihre Absicht gegen den mittlerweile geretteten Munitionswagen auf; sie zogen sich schnell in das Dorf zurück, und auch die Husaren, unter denen sich Stephan wohlbehalten, die Erschütterung durch den erhaltenen Hieb abgerechnet, befand, trabten nach dem Wege zurück und setzten den Rückmarsch fort.

Noch eine Weile folgten die Polen und beunruhigten den Theil der Infanterie, der den Rückzug deckte; bald aber gaben sie jede weitere Verfolgung, die sich doch als nutzlos herausstellen mußte, auf.

Das Gefecht von Sokolowo war beendet; es hatte die Preußen viele Todte und Verwun-

dete, die Polen jedoch eine unverhältnißmäßig größere Anzahl derselben gekostet; man giebt den Verlust der letzteren auf fünfhundert Menschen an.

Die preußischen Truppen waren äußerst ermüdet, aber sie marschirten in der größten Ordnung nach Gnesen zurück, nachdem sie auf dem halben Wege eine kurze Zeit gerastet hatten.

Stephan ritt trüben Gesichts und schweren Herzens unter ihnen; jede Aussicht, Josepha wiederzufinden, war ihm abgeschnitten, denn die Operationen gegen die Insurgenten waren noch nicht beendet und verhinderten ihn, so thätig, wie er es wünschte, sich für das Schicksal des geliebten Mädchens zu interessiren. Verzweifelnd malte er sich alle die möglichen Gefahren, denen sie jetzt ausgesetzt sein konnte, in den schwärzesten Farben aus, und mit jeder neuen Befürchtung, die sich ihm aufdrängte, fühlte er immer klarer, wie stark seine Neigung zu ihr sei. Er machte sich jetzt bittere Vorwürfe, dem armen Mädchen, von dessen heißer Leidenschaft für ihn er vollkommen überzeugt war, durch seine Kälte, die aus dem Bestreben, Xaviera die Treue seines Herzens zu bewahren, entsprungen war, so viele

trübe Stunden bereitet und sich in seiner Selbsttäuschung ein reines Glück verscherzt zu haben, nach dem er jetzt sehnend blickte.

Als er in Gnesen eingetroffen war und sich nach seinem Quartier begeben hatte, fühlte er wohl das Bedürfniß der körperlichen Ruhe, denn die Anstrengung des Tages nach der durchwachten vorigen Nacht war zu groß für ihn; aber dennoch gönnte er sich nicht eher den Schlaf, als bis er eine, wie es ihm erschien, heilige Pflicht erfüllt hatte, sofort an den Herrn von Michalowski zu schreiben und mit ziemlich klarer Andeutung seiner früheren Bekanntschaft mit dessen Tochter und seiner Gefühle für dieselbe ihm alle seine Kräfte zu deren Rettung anzubieten; er hoffte, dadurch wenigstens sicherer zu erfahren, wo man ungefähr Josepha vermuthete und welchen Gründen man ihre Entführung zuschrieb, weil er, mit den Verhältnissen der Familie zu wenig bekannt, aus letzteren durchaus gar keinen Schluß ziehen konnte.

Dann warf er sich auf sein Lager, und bereits am andern Morgen war sein Brief an den Herrn von Michalowski unterweges. —

Wir haben Vincenz Wedzynski verlassen, als er in Folge der erhaltenen Wunde ohnmächtig

niedersank und das Gefecht bei dem Vorwerk wild um ihn tobte.

Lange lag er unbeachtet auf dem Felde, denn Niemand hatte, so lange der Kampf währte, Zeit, sich um die Todten oder Todtgeglaubten zu kümmern. Erst als die Nacht bereits tief hereingebrochen war, traf man Veranstaltungen, sie in die Stadt zu schaffen. Der junge Mann, der kein Lebenszeichen von sich gab, wurde zu andern Todten auf einen Wagen geworfen, und erst im Lazareth zu Wreschen entdeckte ein Arzt noch eine Spur von Leben in ihm; deshalb schaffte man ihn auf ein Lager und untersuchte seine Wunde. Es ergab sich, daß diese, von einer Flintenkugel herrührend, so viel edle Theile in seiner rechten Seite verletzt hatte, daß an eine Rettung des Verwundeten nicht mehr zu denken war.

Während der Operation schlug Vincenz die Augen auf und blickte wild und mit schmerzverzerrtem Gesicht um sich. Mehrere seiner Bekannten, die sich für sein Schicksal interessirten, umstanden sein Lager, und als er sie erkannte, kehrte auch die Erinnerung an alles jüngst Erlebte in ihm zurück.

— Haben Sie große Schmerzen? fragte der Arzt besorgt.

Vincenz nickte bejahend, dann sagte er matt und mit ersterbender Stimme:

— Geben Sie sich keine Mühe mehr um mich, es ist vorbei mit mir. Da werden noch viele Andere sein, die Ihre Hülfe besser brauchen können.

Man versuchte nicht mehr, ihn mit Hoffnungen zu täuschen, denn Alle fühlten, daß seine Leiden schnell beendet sein würden.

— Haben wir gesiegt? fragte er etwas lebhafter.

Man bejahte es, um ihn zu beruhigen. Dankend richtete er den Blick zum Himmel und sagte:

— Dann will ich gern sterben.

Er hatte einen seiner besten Freunde zu sich herangewinkt, denn das Sprechen wurde ihm schon sauer.

— Reite morgen sogleich nach dem Gute des Herrn von Michalowski, sagte er zu ihm leise und abgebrochen; Xaviera, die Pflegetochter der Gräfin Ostrowska ist meine Schwester; sage ihnen Beiden, daß ich brav gewesen und für das Vaterland gefallen bin; Gott segne sie!

Dann fügte er leiser mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes hinzu:

— Bringe auch Josepha Michalowski meinen letzten Gruß — ich zürne ihr nicht mehr — möge sie für mich beten.

Er schloß erschöpft die Augen. Nach einer langen Pause begann er wieder:

— Laßt mich den weißen Adler noch einmal sehen.

Man brachte ihm eine polnische Fahne; er drückte sie fest an seine Lippen, und als er hierauf wieder in die Kissen seines Bettes zurücksank, flüsterte er:

— Ich sterbe gern — es gab hier kein Glück mehr für mich.

Einige Minuten später war er verschieden. Man deckte die Fahne über ihn, und als seine Freunde sich von der Leiche fortbegaben, zerdrückte mancher von ihnen eine Thräne in seinem Auge.

26.

Die am Nachmittage des 2. Mai auf dem Schlosse des Herrn von Michalowski von Vincenz zurückgelassene kleine Gesellschaft konnte nicht

lange in Ungewißheit über die Bedeutung der durch die Sturmglocken verkündeten Gefahr bleiben, denn das Geschützfeuer dröhnte bis zu ihnen herüber und sagte ihnen, daß bei Wreschen ein ernstliches Gefecht stattfinden müsse. Jeder Zweifel wurde aber vollständig gehoben, als mit dem Dunkelwerden einzelne Verwundete eintrafen, die das Schlachtfeld vor der Entscheidung verlassen hatten.

Die Gräfin saß ernst und in sich gekehrt und lauschte gespannt auf den Geschützdonner, als wolle sie daraus den Gang des Kampfes errathen; Xaviera dagegen hatte jetzt hauptsächlich nur Gedanken für den Bruder. Bald vergoß sie heiße Thränen und betete laut für seine Erhaltung, dann sprang sie wieder auf und schickte die Diener in das Dorf, sich zu erkundigen, ob und welche Nachrichten von Wreschen eingetroffen seien.

Vergeben bemühte sich Josepha und ihr Vater, sie zu beruhigen und damit zu trösten, daß Vincenz ja schon manchen heißen Kampf mitgemacht habe und stets unverletzt geblieben sei; es war, als ob das unglückliche Mädchen ahnte, welches Schicksal ihrem Bruder bevorstand, denn sie blieb taub gegen jeden Trost.

Es wurde Nacht; der Kanonendonner war drüben verstummt, und jetzt, wußte man, müsse es sich doch bald entscheiden, welches das Loos Vincenzs gewesen sei, denn es ließ sich sicher darauf rechnen, daß er ungeachtet seiner Ermüdung gewiß nach Beendigung des Gefechtes auf das Schloß kommen würde, wenn er unverletzt sei, um die Schwester zu beruhigen.

— Er kommt nicht; seht Ihr, daß mich meine Ahnungen nicht täuschen? klagte Xaviera unter Thränen, als es immer später geworden war und immer mehr der Kämpfer in ihre Heimath zurückkehrten.

Josepha suchte sie zu trösten, aber Xaviera nahm kein Trosteswort an, und als endlich nach sehr langer Zeit, wie es ihr schien, der Morgen anbrach, bestand sie fest darauf, nach Wreschen zu fahren, um sich dort selbst Gewißheit zu verschaffen. Alle Vorstellungen des Herrn von Michalowski und Josepha's, die Bitten und selbst das Verbot der Gräfin, die gleich Jenen fürchtete, daß im Falle eines Unglücks die Nachricht davon Xaviera dort schonungsloser und härter treffen würde, vermochten nicht, den entschiedenen Willen des jungen Mädchens zu brechen, und Gräfin Sophie sah sich genöthigt, ihrer

Tochter nachzugeben und sie zu begleiten. Josepha forderten sie weder auf, ihnen Gesellschaft zu leisten, noch wünschte diese, Zeugin des Schmerzes zu werden, den sie ahnend für Xaviera vorbehalten sah; die beiden Damen reisten also allein ab.

Der Abend rückte heran und sie waren noch nicht zurückgekehrt, was Josepha äußerst beunruhigte; es wurde immer wahrscheinlicher, daß Vincenz ein Leid zugestoßen wäre.

Indessen hatte ihr Vater einen reitenden Boten nach Wreschen gesendet, um dort Erkundigungen über den Ausfall des Kampfes bei einem seiner dortigen Bekannten einzuziehen; als dieser am Abend zurückkehrte, brachte er einen Brief von der Post mit.

Josepha war ihm entgegengeeilt und befragte ihn, ob er in der Stadt nichts von der Gräfin und ihrer Tochter gehört habe; der Mann verneinte es. Als sie mit dem Briefe die Treppe hinaufging, ihn dem Vater zu übergeben, fiel es ihr plötzlich ein, daß Xaviera oder Gräfin Sophie vielleicht geschrieben hätten; sie sah deshalb auf die Adresse, aber bestürzt traute sie kaum ihren Augen.

Das hatte Stephan geschrieben; seine Hand-

schrift war ihr genau bekannt, denn sie hatte oft in dem Hause der alten Wittwe während seiner Krankheit Papiere von ihm in Händen gehabt, und sie hätte die Form dieser Schriftzüge nie vergessen, denn sie waren ihr theuer, wie alles, was mit ihm in Verbindung stand. Klopfenden Herzens blieb sie stehen und prüfte noch einmal die Schrift, aber sie konnte sich unmöglich täuschen, und tausend bange und freudige Vermuthungen, was dieser Brief wohl berge, durchzuckten sie in einem Augenblicke.

Eben rief der Vater, ungeduldig über die Zögerung seiner Tochter, ihren Namen. Sie eilte in sein Zimmer, und ihre Wangen glühten in tiefer Röthe, als sie ihm schweigend das Billet übergab.

Der alte Herr bemerkte weder ihre Verlegenheit, noch wie sie mit ängstlicher Spannung auf sein Gesicht blickte, um aus dessen Ausdruck den Inhalt des Schreibens zu errathen. Er schien sehr erstaunt über das, was er las, und einen Augenblick unentschieden nachzudenken, ob er seiner Tochter Mittheilung davon machen solle; dann lächelte er und schob ihr das Papier über den Tisch hin mit den Worten zu:

— Vielleicht interessirt Dich der Inhalt, Josepha.

Josepha ergriff zögernd den Brief; eine selige Freude überstrahlte ihr Gesicht, als sie las, was Stephan, von seiner Täuschung befangen, für sie zu thun beabsichtige und welche innigen Gefühle für sie dieses Schreiben klar an den Tag legte. Sie konnte nicht begreifen, was diese Veränderung in ihm hervorgebracht habe, aber das kümmerte sie in diesem Augenblick der reinsten Seligkeit auch nicht, genügte es ihr doch, hoffen zu dürfen, was sie schon lange so heiß ersehnte. Von Xaviera erwähnte er kein Wort; es ließ sich wohl annehmen, daß er von ihrer Anwesenheit auf dem Schlosse keine Nachricht hatte; was Josepha aber am meisten auffiel, war, daß er sich ihrem mit der Gräfin Sophie so bekannten Vater gegenüber nicht scheute, in solcher Weise offen und klar das Interesse auszusprechen, das er an einer Anderen als Xaviera nahm.

Dem alten Herrn von Michalowski konnte die tiefe, freudige Bewegung seiner Tochter nicht entgehen. So wenig Freund der Preußen und besonders des zur Zeit im Kampfe mit seinen Landsleuten begriffenen Militärs er auch war,

sprach doch andererseits sein Vaterherz zu laut für das Glück der geliebten Tochter, als daß er sich nicht auch der für sie erblühten Hoffnung gefreut haben sollte, hatte ihn doch die letzte Zeit belehrt, daß das Leiden in Josepha's Herzen, unter dem sie langsam hinwelkte, nur durch des Offiziers Gegenliebe Heilung finden könne.

Als Josepha gelesen hatte, blieb sie eine Weile in Gedanken versunken sitzen, dann sprang sie mit verschämt glühendem Gesichte auf, denn sie bemerkte die forschend auf ihr ruhenden Blicke des Vaters, und schlang ihre Arme zärtlich um seinen Hals.

— Soll ich ihm denn antworten? fragte der Alte mit freundlichem Scherz.

— Gewiß, Vater, das mußt Du, denn er hat es doch gut gemeint und macht sich gewiß große Sorgen.

— Meinst Du? fragte der Vater lächelnd das betroffene Mädchen.

— Er schreibt es ja, flüsterte sie. Du bist doch nicht böse darüber, Papa? fragte sie nach einer Weile.

— Nein, erwiederte der Alte, sie herzlich küssend — ich freue mich, wenn Du glücklich bist, mein Kind.

Josepha, die nun ganz zufrieden und beruhigt gewesen wäre, wenn die Besorgniß um Xaviera und ihren Bruder nicht zuweilen einen trüben Schatten auf ihre Heiterkeit geworfen hätte, ließ jetzt dem alten Herrn keine Ruhe, sogleich wieder an den Offizier zu schreiben und ihm das Mißverständniß aufzuklären. Sie selbst holte Papier und Schreibmaterial herbei, legte es vor den Vater hin, der lächelnd meinte, die Antwort habe doch nicht so große Eile, und bestürmte ihn mit Bitten.

— Damit ich nicht zu viel oder zu wenig sage, wird es gut sein, wenn Du mir diktirst, scherzte dieser, als er die Feder in die Hand nahm.

Josepha lachte, aber wollte doch auf diesen Vorschlag nicht eingehen; dagegen hatte sie sich anmuthig über die Schulter des alten Mannes gelehnt und verfolgte sein Schreiben mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, während heitere Zufriedenheit und wehmüthiger Ernst auf ihrem ausdrucksvollen Gesicht wechselten.

Als Gräfin Sophie und ihre Tochter in die Stadt Wreschen einfuhren, zeigten sich bald die Spuren des gestern stattgehabten Kampfes auf mancherlei Weise, vorzüglich in den vielen Leu-

ten, die der Verband als nur weniger schwer Verwundete kenntlich machte. Fast jeden dieser Leute fragten sie nach Vincenz Wedzynski, aber keiner konnte ihnen Auskunft geben, da der aus dem Königreich herübergekommene junge Mann den Einwohnern dieser Gegend zu wenig bekannt geworden war. Endlich trafen sie auf einen Edelmann und richteten an ihn dieselbe Frage.

— Er ist im Lazareth, so viel ich weiß, erwiederte dieser.

— Ist er gefährlich verwundet? riefen beide Frauen zugleich in bangem Schrecken.

Der Edelmann merkte an der innigen Theilnahme der Damen, daß sie Vincenz sehr nahe stehen müßten und von seinem Tode noch keine Kenntniß hätten; er fühlte sich aber nicht berufen, ihnen diese zu geben, welche wohl eine herzzerreißende Scene herbeigeführt hätte; daher erwiederte er:

— Ich kann Ihnen wirklich nicht angeben, welcher Art die Verwundung des Jünglings ist, der sich gestern durch seine Tapferkeit allgemeine Hochachtung erworben hat, aber ich bin gern bereit, Sie nach dem Lazareth zu führen und

Ihnen dort zu seiner Auffindung behülflich zu sein.

Zitternd folgten ihm die beiden Damen, deren Verhältniß zu Vincenz Jener jetzt erfuhr.

Der Freund, dem Vincenz seine letzten Aufträge an die Seinigen gegeben hatte, befand sich eben bei der Leiche, als er von dem Edelmann gerufen und ihm das Eintreffen der Damen mitgetheilt wurde. Es ließ sich nun nichts mehr verheimlichen, aber Jener wollte wenigstens versuchen, Xaviera so schonend als möglich auf die traurige Begebenheit vorzubereiten, ehe er sie zu dem Todten einließ. Daher begab er sich in das Vorzimmer, in dem die beiden Damen, in Thränen aufgelöst, warteten, und stellte sich ihnen als ein Freund ihres Verwandten vor.

— Verheimlichen Sie uns nichts und führen Sie uns zu meinem Bruder, bat Xaviera dringend; es wäre Grausamkeit, uns noch länger in Ungewißheit zu lassen, wenn sein Zustand bedenklich ist.

— Das ist er in der That, sagte der Pole, der sich in großer Verlegenheit befand, wie er den Damen die Wahrheit mittheilen solle. Sie würden besser thun, ihn jetzt nicht zu sehen, bis eine Entscheidung eingetreten ist.

— O, mein Gott, jammerte Xaviera, er liegt im Sterben? Lassen Sie mich zu ihm, damit ich ihm in den letzten Augenblicken zur Seite stehen kann.

Der junge Mann zuckte schmerzlich die Achseln und sagte leise:

— Ich fürchte, es wird zu spät sein.

Jetzt erst verstand ihn Xaviera ganz; sie begriff, daß Vincenz todt sei.

— Ich will ihn sehen, sogleich! rief sie so gebieterisch, daß sich der Pole unwillkürlich ihrem Willen beugen mußte und voran nach dem Zimmer schritt, in das man die Leiche gebracht hatte.

Die Gräfin dachte hauptsächlich nur an Xaviera, obgleich der Schmerz mit kalter Hand ihr eigenes Herz angegriffen hatte; sie versuchte, sie zurückzuhalten, aber das junge Mädchen folgte schnell dem Polen. Sie stürzte sich auf den Körper, der noch mit der polnischen Fahne bedeckt war, riß diese herab und warf sich, keines Wortes mächtig, unter Weinen und Schluchzen über den Bruder; sie küßte ihn heiß und flehte endlich in leisen, klagenden Lauten zu ihm, daß er erwache und zu seiner verzweifelnden Schwester zurückkehren möge.

Gräfin Sophie war neben dem Todten niedergekniet und schien zu beten, während die Thränen durch ihre Hände rannen, in die sie das Gesicht verborgen hatte. In einiger Entfernung stand Vincenzs Freund und blickte trübe auf dieses Bild der tiefsten Trauer.

Es war todtenstill im Zimmer geworden, denn Xaviera hatte aufgehört zu jammern, da sie die Nutzlosigkeit ihrer Klagen einsehen mußte; noch immer über den Bruder gebeugt, weinte sie nur leise.

Erst nach langer Zeit erhob sie sich und wandte sich zu ihrer Mutter; ihre Thränen waren versiegt, aber ihre Augen brannten in einem glühenden, verzehrenden Schmerze; man fühlte, wenn man sie ansah, wie grenzenlos ihr Elend sei und wie es aller Hoffnung und allen Trostes entbehre. Ihr Blick flog gen Himmel, als sie endlich von dem Todten ließ, aber nicht die fromme Ergebung in eine höhere Fügung, sondern der bittere Vorwurf gegen dieselbe schien darin zu liegen.

— Ich kann nicht mehr weinen, Mutter, sagte sie, als sie deren Hals umschlang. Der Himmel ist noch nicht befriedigt dadurch, daß er mir diesen unerträglichen Schmerz zu den vielen übrigen

auf mein Herz gelegt hat, er hat mir auch die erleichternden Thränen versagt.

Die Gräfin erwiederte ihre Liebkosung, aber sie sprach nicht, denn sie wußte nicht, welchen Trost sie geben sollte.

Xaviera wandte sich jetzt an den jungen Polen, der ihr Vincenzs That, die ihn in den Tod führte, erzählen mußte. Während er sprach, veränderte sich keine Miene ihres Gesichts, und als er geendet hatte, sagte sie:

— Er ist glücklich, denn er hat seine Pflicht erfüllt und ist als braver Krieger für das Vaterland gestorben; was aber soll nun aus mir werden?

Gräfin Sophie mußte ihren Schmerz über Xaviera's Leiden vergessen; klagte diese auch nicht mehr laut, so sagte doch ihr ganzes Wesen, daß sie unendlich mehr litt, als sich aussprechen ließ. Sie war durch alles Bitten nicht von der Leiche ihres Bruders zu entfernen und hatte bestimmt ausgesprochen, ihn nicht eher wieder verlassen zu wollen, bis er zur Erde bestattet würde, was am andern Tage geschehen sollte.

— Laß mir dieses letzte Glück, Mutter, die Züge des theuren Bruders noch so lange als möglich ansehen zu dürfen, bat sie die Gräfin;

meine letzten Wünsche und Hoffnungen werden ja mit ihm in das Grab gesenkt und dann bleibe ich allein auf der weiten, öden Welt zurück, auf der mir keine Freude mehr blühen wird.

— Du wirst nicht allein sein, meine theuere Xaviera, sagte die Gräfin unter Thränen; wie ich Dir von Kindheit an Deine Familie ersetzt habe, so ruhe auch jetzt an meiner treuen Mutterbrust aus, die Deine Leiden wie die eigenen fühlt; die Liebe und das Vertrauen zu ihr werden mit der Zeit die Wunden schließen, die Dir das Geschick so grausam geschlagen hat.

Xaviera schüttelte wehmüthig den Kopf.

— Ich werde nie wieder glücklich werden, Mutter, sagte sie bestimmt.

Wirklich verließ sie nicht das Zimmer, in dem sich Vincenz befand; sie saß neben ihm, stumm und blaß, das thränenlose Auge stets mit demselben starren Ausdruck hoffnungsloser Verzweiflung auf sein Gesicht gerichtet, ein Bild des tiefsten Schmerzes. Wenn sich die Gräfin ihr näherte, um sie zu trösten, wies sie mit einer abwehrenden Handbewegung sie stumm, aber sanft zurück. Niemand konnte errathen, welchen Gedanken sie sich hingab, aber es mußte gewaltig in ihrer Brust wogen, denn oft drückte sie

die Hand auf das Herz, als fühle sie darin einen heftigen Schmerz, und ihre bleichen Lippen zuckten krampfhaft.

So verging die Nacht, ebenso der Morgen, bis man kam, die Leiche zu holen, die mit mehr als hundert anderen im Gefecht Gefallenen unter Zulauf einer großen Volksmenge feierlich begraben werden sollte. Sie selbst hatte den Lorbeerkranz auf die bleiche Stirn des Todten gesetzt, ehe man den Sarg zunageln wollte; als man ihr mittheilte, daß dies jetzt geschehen müsse, bat sie alle Anwesenden, bis auf Gräfin Sophie, sich noch einige Augenblicke zu entfernen. Man ehrte ihren Schmerz und gehorchte.

Als sie sich mit ihrer Pflegemntter allein am Sarge des Bruders befand, erhob sie sich plötzlich heftig und ihr Auge strahlte in einem unnatürlichen Feuer, so daß die Gräfin erschrocken zurückfuhr. Xaviera ergriff ihre Hand und führte sie an den Todten heran, dann legte sie die ihrige auf dessen Brust und sagte feierlich:

— Hier, Mutter, an dem Sarge des Liebsten, was ich auf der Welt hatte und was sie mir unerbittlich entrissen haben, hier schwöre ich, die Hand auf die Todeswunde des Gemordeten gelegt, daß ich allen Wünschen, die dieses Herz

noch hegt und die an diesem Sarge verbrecherisch sind, für ewig entsagen will und sollte ihre Erfüllung mir auch ein himmlisches Paradies auf Erden verheißen. Hier schwöre ich ferner, daß ich fortan nur der Rache leben, daß ich jede weiche, süße Empfindung aus dem Herzen reißen will und daß nur ein Gefühl, der glühende, unbegrenzte Haß gegen alle Feinde des Vaterlandes, welchen Namen sie auch führen mögen, in mir herrschen soll. Keine Freude der Welt mehr soll mich reizen und ich will diesen Schwur vollkommen erfüllen.

Ermattet sank sie neben dem Sarge nieder und bedeckte die Leiche mit Küssen; dann wandte sie sich nach einem langen, schmerzlichen Abschiedsblicke von ihr ab und trat an das Fenster.

— Lasse Vincenz zum letzten Ruheplatz tragen, ich habe Abschied von ihm genommen, sagte sie abgewandten Blickes zu der erschrockenen Gräfin, die ihrem Wunsche Folge leistete.

Als draußen die gedämpften Töne des Chorals erschallten, welcher die Todten auf dem letzten Wege geleitete, verhüllten beide Frauen ihr Gesicht. Erst am späten Abend, nachdem sie noch einmal den frischaufgeworfenen, mit Blumen geschmückten Grabhügel besucht hatten,

kehrten sie auf das Gut des Herrn von Michalowski zurück.

Indessen war auch dahin bereits die Kunde von Vincenzs Tode gedrungen. Der alte Edelmann sprach nicht darüber zu seiner Tochter; er begriff, wie schmerzlich jedes darauf bezügliche Wort diese treffen mußte; aber er blickte trübe vor sich hin und bedauerte aus vollem Herzen den Jüngling, der ihm einst so nahe gestanden und auf den er früher so viele Hoffnungen für das Glück seiner Tochter gesetzt hatte.

Josepha hatte sich auf ihr Zimmer zurückgezogen und ihre Thränen flossen auf das Bild ihres früheren Bräutigams nieder, das sie schon lange von seinem alten Platze fortgenommen und an einem versteckten Orte aufbewahrt hatte, wo ihre Blicke nicht unwillkürlich darauf fallen konnten. Jetzt hatte der Tod die vollständige Aussöhnung mit Vincenz herbeigeführt und mit tiefem Schmerze hängte sie das Portrait wieder an den alten Platz und deckte einen schwarzen Flor darüber. Vincenz lebte in ihrer Erinnerung jetzt nur noch mit allen den edlen Eigenschaften fort, die einst ihr Herz zu ihm gezogen hatten, mußte sie sich doch gestehen, daß nur der Bruch ihres Verhältnisses zu ihm auch die rauhen

Saiten seines Charakters mißtönend angeschlagen habe. Josepha fühlte ihr Herz zu rein von jedem absichtlichen Falsch gegen ihn, die unwiderstehliche Macht, die sie zu jenem Bruche getrieben hatte, zu klar, als daß sie sich hätte gerechte Vorwürfe machen dürfen, und kein bitteres Gefühl der Selbstanklage konnte sich in die aufrichtige Trauer ihres Herzens mischen und die Erinnerung an ihn trüben.

Wie man erwartet hatte, trafen Gräfin Sophie und Xaviera Abends von Wreschen ein.

Josepha hatte geglaubt, sie in Thränen und Verzweiflung zu finden; war dies aber auch bei der ersteren der Fall, so erschien ihr die Freundin doch auf den ersten Blick zu ihrer Verwunderung fast kalt und gleichgültig; bald aber hatte sie die Ueberzeugung gewonnen, daß ihr Schmerz zu groß für eine Klage sein müsse. Weder Josepha noch ihr Vater wagten, die Ankommenden zu fragen, denn sie fürchteten, daß jede Erwähnung der traurigen Vorfälle neue Ausbrüche des Schmerzes herbeiführen könnte.

Als sie in die Zimmer hinaufgegangen waren, zog sich die Gräfin sogleich zurück, um, unbeobachtet von ihrer Tochter, endlich dem lange gefühlten Bedürfniß, ihrem Schmerze freien Lauf

zu lassen, genügen zu können. Xaviera blieb stumm und gedankenvoll neben ihrer Freundin sitzen, die sie nicht zu stören wagte.

Nach einiger Zeit begann sie leise zu zittern, so daß Josepha bang auf ihr Gesicht blickte; es war gleich starr, aber neben dem geistigen sprach sich auch das körperliche Leiden jetzt so deutlich darauf aus, daß sie die Frage nicht unterlassen konnte:

— Bist Du krank, Xaviera?

— Ja, Josepha, erwiederte diese, ich glaube, zum Tode krank. O, Du glaubst nicht, wie sehr mich mein Herz schmerzt.

Xaviera's Kräfte waren vollständig erschöpft, und jetzt, wo die äußerlichen Aufregungen vorüber waren, machten sich die Forderungen des Körpers erst geltend; sie wankte und sank in die Arme ihrer Freundin.

— Mein Gott, rief diese, auf das Höchste beunruhigt, was fehlt Dir?

— Bringe mich zu Bett, bat Xaviera, ich kann mich nicht mehr aufrecht erhalten.

Dies geschah; ein Bote flog zu Pferde nach der Stadt, den Arzt zu holen; die Gräfin und der Herr von Michalowski gingen rathlos klagend umher, denn sie fürchteten für das Leben

des jungen Mädchens, und Josepha saß an ihrem Bett und kühlte die Stirn der in den wildesten Fieberphantasien Rasenden. Bald glaubte diese sich selbst in den schaudervollen Kampf an die Seite ihres Bruders versetzt und rief in begeisterten Worten ihre Landsleute zum muthigen Standhalten an, dann brach sie wieder in erleichternde Thränen aus und sprach weich und flehend zu Stephan, wie heiß sie ihn liebe und wie sie allen ihren früheren Verlangen entsagen wolle, wenn er nur verzeihe.

Der Arzt kam und schüttelte den Kopf; er hielt Xaviera's Zustand für höchst gefährlich und gab seine Verordnungen, deren Ausführung er selbst die ganze Nacht überwachte und leitete.

— Wird sie sterben? fragte ihn Josepha mit angsterstickter Stimme.

— Ich hoffe, daß es nicht der Fall sein wird, aber der Himmel muß mehr helfen, als ich es vermag, erwiederte der Arzt zweifelnd.

27.

Stephan hatte den Tag, an welchem er den Brief an Herrn von Michalowski absandte, nicht

in geduldiger Erwartung einer Antwort in Gnesen zubringen können; sobald es sein Dienst erlaubte, warf er sich auf sein Pferd und eilte in die Umgegend hinaus, eine Spur von Josepha zu suchen. Natürlich aber hatten seine Nachfragen keinen Erfolg und ermüdet kehrte er Abends spät zurück.

Am nächsten Tage traf ein Diener des Herrn von Michalowski zu Pferde ein und überbrachte ihm dessen Brief.

— Habt Ihr noch keine Nachrichten vom Fräulein? fragte er diesen athemlos, ehe er das Schreiben erbrach.

Der Diener blickte ihn verwundert an, und als Stephan seine Frage noch dringender wiederholte, sagte er:

— Das Fräulein hat mir diesen Brief selbst übergeben.

— Fräulein Josepha?

— Ja wohl; das fremde Fräulein aber, das man vor einigen Tagen überfallen hatte, ist bereits wieder nach Wreschen abgereist.

Stephan vermochte sich diese Worte nicht zu erklären; gespannt fragte er:

— Wen nennst Du das fremde Fräulein?

— Die Comtesse Ostrowska, die mit der

gnädigen Frau seit Ende vorigen Monats bei uns ist.

— Und ihr ist jener unglückliche Zufall zugestoßen? nicht Fräulein Josepha?

Das Mißverständniß klärte sich nun aus der Erzählung des Dieners auf, durch den Stephan zu seinem höchsten Erstaunen auch erfuhr, Xaviera habe ihren wirklichen Bruder wiedergefunden und befinde sich, um nach dessen Schicksal im Wreschener Gefecht zu forschen, augenblicklich in dieser Stadt. So großen Antheil er auch immer noch an Allem, was sie betraf, nahm, fühlte er sich doch vorzugsweise glücklich, daß seine Befürchtungen um Josepha ganz grundlos gewesen seien; dagegen konnte er sich der Bangigkeit nicht erwehren, in welcher Weise ihr Vater sein Anerbieten aufgenommen habe und welchen Eindruck sein offenes Schreiben sowohl auf ihn, als auch auf das junge Mädchen gemacht haben müsse. Zögernd erbrach er den erhaltenen Brief.

Der alte Edelmann schrieb ihm in der freundlichsten und vertrautesten Weise, in welchem Irrthum er befangen gewesen, daß aber seine Tochter sowohl, als er selbst von diesem Beweise inniger Theilnahme hocherfreut seien und daß er sich für seine Person glücklich schätzen würde,

Stephan auf seinem Gute zu sehen, wenn dessen Zeit es gestattete, persönlich daselbst seinen Dank in Empfang zu nehmen.

Ueberglücklich legte er den willkommenen Brief fort und dachte allen Ernstes daran, so bald als möglich nach dem nicht fernen Gute hinüber zu reiten. Stephan fühlte eine so reine, ungetrübte Seligkeit in seiner Brust, wie sie derselben lange Zeit während seines Verhältnisses zu Xaviera nicht zu Theil geworden war; freudig gestand er sich, Koniecki habe doch Recht gehabt.

Seiner Absicht, das Haus des Herrn von Michalowski bald zu besuchen, traten aber neue Hindernisse in den Weg, denn schon am nächsten Tage traf die Nachricht ein, daß Mieroslawski von Wreschen aufgebrochen sei, und die Truppen, bei denen sich der Offizier befand, wurden bestimmt, ihm zu folgen.

Indessen ging es im polnischen Lager wild und aufgeregt zu. Die Polen hatten sich mit der Behauptung geschmeichelt, im Gefechte von Sokolowo Sieger geblieben zu sein, aber ihr bedeutender Verlust und die Einsicht, wie wenig sie den königlichen Truppen gewachsen seien, hatten auf Alle doch einen tiefen Eindruck gemacht, so daß sich die allgemein herrschende Muth- und

Vertrauungslosigkeit nur durch prahlerische Worte übertäuben ließ. Immer näher zogen sich die Truppen um sie zusammen, und selbst dem Kühnsten mußte sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß man ihrer Macht nicht lange mehr erfolgreich widerstehen könnte; in dieser Noth blickten Alle mit dem Verlangen zu Mieroslawski auf, das Unwahrscheinliche zur Ausführung zu bringen, sie zu retten und die Preußen zu schlagen; dieser befand sich in einer schlimmen Lage, denn er mußte sowohl die ihn umschließenden Truppen, als den Ausbruch einer Meuterei unter seinen eigenen Leuten fürchten.

Wreschen war nicht länger mit Aussicht auf Erfolg zu halten; er verließ es daher am 4. Mai und ging nach Trzemeszno, das durch seine Lage mehr Widerstandsfähigkeit hatte und von wo sich sein früherer Plan, nach Kujawien zu ziehen, leichter ausführen ließ.

Um diese Zeit traf in Gnesen bei dem dortigen Truppenbefehlshaber die Nachricht ein, Mieroslawski beabsichtige nach Bromberg zu ziehen und dies anzugreifen. Darum erhielt das kleine Corps, bei dem sich Stephan befand, den Befehl, diese Operation des polnischen Feldherrn zu verhindern.

Am 5ten Nachmittags verließen diese Truppen Gnesen und legten in der Nacht bis Morgens drei Uhr einen Marsch von sechs Meilen zurück, so daß sie vor Bromberg standen und den Insurgenten vollständig den Weg dorthin abgeschnitten hatten. Bromberg, in dem bereits die größte Bestürzung über den möglichen Einfall der Polen herrschte, war gerettet. Aber man wußte nicht, wo die Polen geblieben waren; es hieß, sie sollten in Mogilno oder dessen Umgegend stehen; deshalb wurden starke Patrouillen in diese Gegend entsendet, Nachrichten über ihr Verbleiben einzuziehen.

Wirklich befanden sich auch am 6. Mai die etwa noch viertausend Mann starken Insurgenten in dem genannten Orte, um hier eine kurze Ruhe zu halten. Es war in den Morgenstunden, als Mieroslawski, schon zum Weitermarsche gerüstet, an dem Fenster seines Zimmers stand und nachdenkend auf die Straße hinaus blickte. Er war bleicher als gewöhnlich, denn die letzten Tage hatten alle seine Kräfte in Anspruch genommen, diesen einzigen Ausweg, der noch ein Gelingen der ganzen Insurrektion versprach, mit Vorsicht und Entschlossenheit zu verfolgen.

Einer seiner vertrautesten Offiziere saß in der

Stube und beendete in der größten Eile eben sein Frühstück.

— Wir werden heute Nacht in Bromberg sein, sagte Mieroslawski mit einem erleichternden Athemzuge, und wir werden dadurch einen unermeßlichen Vortheil erreicht haben.

— Es ist auch hohe Zeit dazu, erwiederte der Offizier, denn die Gesichter unserer Leute sehen von Stunde zu Stunde drohender aus. Ich fürchte nur, daß wir Mühe haben werden, sie bis Bromberg zu bringen, denn der Marsch ist noch lang.

— Sie müssen, sie mögen wollen oder nicht! rief Mieroslawski, heftig mit dem Fuß stampfend. Wir müssen sie durch Hinweisung auf die dort zu erwartende Beute reizen und werden unseren Versprechungen theilweise nachkommen können, denn die königliche Kasse wird morgen in unseren Händen sein. Du glaubst nicht, wie überdrüssig ich dieses Kommando's bin, fügte er bitter hinzu. Ich soll aus diesen rohen Massen ohne Gehorsam, selbst ohne Vertrauen, eine feste, reguläre Truppe schaffen, und welche Mittel habe ich dazu in Händen? Es fehlt uns an Geld, an Waffen, an Allem, und was schlimmer als das ist, ich habe mit der Uneinigkeit und Eifersucht von zehn

Anderen zu kämpfen, die zum Theil gar nicht Soldaten sind und sich doch vermessen, jeden meiner Schritte zu bekritteln. Sie tragen den Aufruhr unter die Leute und entmuthigen sie mehr, als die Preußen mit ihrer Macht. Aber es soll und muß anders werden! Die ganze Gegend um Bromberg, ganz Kujawien wird aufstehen und zu meinen Adlern strömen, und dann will ich den Fuß auf den Nacken dieser inneren Feinde setzen und mit eiserner Strenge verfahren. Ich will Generalissimus in der That sein oder ich sage mich von dieser Sache los.

Sein Freund ließ diesen Sturm der Heftigkeit vorübergehen, dann sagte er bedenklich:

— Wenn uns nun aber die Preußen zuvorkommen?

Mieroslawski lächelte ruhig.

— Weißt Du, daß sie in Gnesen vielleicht noch unbesorgt stehen und nichts von unserem Plane ahnen? Wenn dem aber doch so wäre, so haben sie mit ihren Schneckenmärschen heute noch lange nicht den halben Weg bis zu den Netze-Uebergängen erreicht und die Straße nach Bromberg liegt offen vor uns.

In diesem Augenblicke sprengte ein Uhlanen-Offizier über die Straße, parirte vor dem Hause

des Generals und trat gleich darauf unangemeldet athemlos in das Zimmer.

— Die Preußen sind in Barczin und haben die Uebergänge über die Netze abgebrochen, berichtete er.

Mieroslawski sah ihn ungläubig an, aber er konnte seine Betroffenheit nicht ganz verbergen.

— Das ist unmöglich! rief er heftig. Wer hat Ihnen dieses Märchen erzählt?

— Ich habe sie mit meinen eigenen Augen gesehen, erwiederte der Offizier verletzt, als ich auf Ihren Befehl eine Patrouille gegen die Netze hin machte. Wir sind auf starke preußische Husaren-Detachements gestoßen, die bis auf anderthalb Meilen von hier streifen.

Auch Mieroslawski's Vertrauter war bestürzt aufgesprungen.

— Wie ist ihnen das aber möglich geworden? fragte er zweifelnd.

— Ich will selbst sehen, ehe ich diesen Zug aufgeben muß, sagte der Generalissimus mit erregter Stimme. Du bleibst hier mit unseren Truppen, wandte er sich an seinen Freund; ich werde in einigen Stunden wieder zurück sein.

Gleich darauf saß er auf seinem Pferde und ritt in Begleitung des Offiziers und einiger Uhla-

nen aus der Stadt, während man ihn von allen Seiten mit Fragen bestürmte, was geschehen sei.

— Seid ruhig, Kinder, tröstete er mit anscheinend unbesorgtem Gesicht; es sollen ein paar Preußen hier in der Gegend sein, aber wir werden doch heute Nacht in Bromberg eintreffen und reiche Beute machen.

Der kleine Zug ritt schweigend in der von häufigen Waldungen durchzogenen öden Gegend dahin; lustig flatterten die weiß-rothen Fähnchen der Uhlanen im Morgenwinde, während sie sich ihre Vermuthungen leise mittheilten und ihre Blicke forschend auf dem Mann ruhten, der ihr Schicksal jetzt in der Hand hielt.

Man hatte beinahe die Uebergänge über die Netze erreicht, als man in noch weiter Entfernung die rothen Dolmans der preußischen Husaren sah; es war eine kleine Patrouille von nur einigen Pferden. Mieroslawski rieb sich verzweifelnd die Augen, als befinde er sich in einer bösen Täuschung, die er um jeden Preis entfernen wollte; aber es blieb kein Zweifel, er hatte Preußen vor sich, die er ruhig in Gnesen vermuthete. Schweigend ritt er an dem Waldrande vorwärts und ließ die Uhlanen die Lanzen

senken, damit die daran befestigten Fähnchen sie nicht jenen verriethen.

— Wir gehen zu weit vor, General, warnte der Offizier an seiner Seite besorgt; Sie setzen sich zu sehr aus, denn wir können, ohne es zu wissen, gerade in die Feinde hineinreiten.

Mieroslawski warf einen stolzen, nichtachtenden Blick auf ihn und setzte schweigend seinen Weg fort. Man hatte den am östlichsten liegenden Uebergang bei dem Dorfe Woydahl nur noch eine kurze Strecke vor sich. Der General hatte seine letzte Hoffnung darauf gestützt, daß man ihn seiner Abgelegenheit wegen vergessen haben könnte.

— Dort steht preußische Infanterie, wagte der Offizier, der bisher geschwiegen hatte, wieder zu bemerken und zeigte auf einen Doppelposten, der nur noch einige hundert Schritte entfernt war.

— Dann wollen wir sehen, ob uns nicht nur eine kleine Patrouille täuscht, sagte Mieroslawski und sprengte gerade auf den Posten zu.

Man hatte ihn und seine Begleiter, die ihm nur widerstrebend folgten, bemerkt. Ein Schuß knallte ihnen entgegen, ohne Einen zu verletzen. Aber schon wurde es lebendig drüben; eine starke Abtheilung Infanterie ließ sich in der Nähe des

Dorfes im schnellen Anrücken bemerken und aus dem seitwärts liegenden Walde sprengte eine bedeutend stärkere Abtheilung Husaren, als die der Polen war, heran.

Zögernd wandte der General sein Pferd; seine Lippen zuckten krampfhaft, als er rief:

— Nach Mogilno zurück!

Die Preußen konnten die Polen nicht erreichen, aber sie feuerten hinter ihnen her und tödteten einen Uhlanen. Gestreckten Laufes jagten die Pferde den Weg zurück, und selbst als Jene die Verfolgung als nutzlos aufgaben, denn sie ahnten wohl nicht, daß Mieroslawski selbst unter den Polen sei, hemmte dieser nicht eher die Eile seines Pferdes, als bis er in Mogilno eingetroffen war.

— Es ist Alles verloren! rief er ungestüm, als er wieder in das Zimmer zu seinem zurückgebliebenen Freunde trat. Die Preußen haben die Netze besetzt; ich begreife nicht, wie sie so schnell dorthin gelangt sind. Hier können wir nicht länger bleiben.

Sein Blick schweifte nachdenklich über die Karte, die er vor sich ausgebreitet hatte; nach einer Weile schien er einen Entschluß gefaßt zu

haben und ließ die polnischen Führer sogleich zu sich bestellen.

— Lasse die Truppen antreten, sagte er zu seinem Freunde; wir werden Mogilno verlassen.

— Wohin? fragte dieser.

— Du wirst es sehen, erwiederte er kurz; wir haben nur noch einen Weg und zwar einen sehr gefährlichen.

— Wir können nicht mehr nach Bromberg, redete er die bald um ihn versammelten Polen mit düsterem, strengen Blicke an, denn er war schon auf ihre Einwendungen gefaßt. Die Preußen haben uns den Weg abgeschnitten; ich habe sie selbst gesehen.

Allgemein gab sich Ueberraschung und Schrekken zu erkennen.

— Wir haben nur noch einen Weg und werden diesen sogleich einschlagen. Wir gehen über Gembice und Mielczyn nach Miloslaw zurück. Werden wir unterwegs gedrängt, so werfen wir uns in die Kujawischen Wälder zur Rechten und ich werde dann das Weitere verfügen.

— Nach Miloslaw? fragte man von allen Seiten erstaunt und sichtlich mißgestimmt; mitten in die preußischen Truppen hinein?

— Es ist der einzige Ort, den wir mit einiger Aussicht halten können, erwiederte Mieroslawski fest. Die Bevölkerung ist dort für uns gestimmt und wir werden uns bis auf den letzten Mann schlagen.

Man wollte noch Einwendungeu machen.

— Gehen Sie zu Ihren Abtheilungen, meine Herren, unterbrach er diese streng; es bleibt bei meinem Befehle.

Murrend verließen die Führer das Zimmer und ebenso unwillig nahmen die Leute, die ihr deutlich an den Tag gelegtes Mißfallen bemerkten, den Befehl auf.

— Man verräth uns! man führt uns den Preußen in die Hände! ging es dumpf und drohend durch die Reihen, und als Mieroslawski zu Pferde erschien, begrüßte ihn kein freudiger Zuruf. Aber noch gehorchte man, als sein Blick gebieterisch und mit dem Ausdrucke unbeugsamer Entschlossenheit über die meuterische Menge flog.

Schon auf dem Marsche zeigten sich die eingerissene Insubordination unter den Insurgenten und das Mißtrauen zu Mieroslawski noch deutlicher. Ungeachtet seiner strengen Befehle verließen sie haufenweise die Landstraße, auf der sie marschirten, und plünderten die nahe gelegenen

Orte. Von einem wirksamen Einschreiten dagegen seinerseits konnte keine Rede sein, denn die Führer unterstützten ihn nicht und bei den Leuten stieß er zuweilen auf offenen Widerstand und laute Drohungen. Besorgt blickten seine Freunde auf ihn und bestürmten ihn mit Bitten, der unaufhaltbaren Zügellosigkeit lieber freien Lauf zu lassen, als sein Leben selbst bei dem Versuche, ihr zu steuern, in Gefahr zu bringen.

Seine Heftigkeit war endlich der Einsicht gewichen, daß er hier nichts mehr zu thun vermöge; gleichgültig, aber mit dem Ausdrucke des tiefsten Mißvergnügens und inneren Schmerzes ritt er schweigend neben seinem vertrauten Freunde.

— Du siehst, daß meine Macht nicht mehr hinreicht, diese ungeregelten Haufen in Ordnung zu halten, sagte er bitter zu ihm; es ist meinen Widersachern gelungen, mir unter diesen Leuten entgegen zu arbeiten, und das Unglück hat dazu beigetragen, mir ihr Vertrauen ganz zu rauben. Du weißt, mit welcher Liebe ich dieses Kommando übernommen und gehofft habe, es zum Heile des Vaterlandes zu führen. Jetzt aber fühle ich mich nicht mehr im Stande, es weiterzuführen. Die allgemeine Auflösung steht uns nahe bevor; bereits jetzt verlaufen sich die Leute bei der Plün-

derung, mit der sie unsere heilige Sache brandmarken, und verbergen sich muthlos in den Wäldern; das nächste Zusammentreffen mit den Preußen wird den Rest auflösen, wie ich bangend voraussehe. Es wird mir schwer, im Unglücke die Leute, die man mir anvertraut hat, zu verlassen, aber unter diesen Umständen bleibt mir nichts Anderes übrig.

— Du willst von uns gehen? fragte sein Freund erschrocken. Wohin aber? Deine persönliche Sicherheit ist auf's Höchste gefährdet.

— Ich werde mich vorläufig zu einem bekannten Gutsbesitzer auf das Land begeben, wo man meinen Aufenthalt nicht vermuthen wird; von dort gedenke ich später, wenn Alles ruhiger ist, nach der Schweiz oder Frankreich zurückzukehren. Mein Entschluß steht unerschütterlich fest, denn ich sehe, daß ich dem Vaterlande hier nicht mehr von Nutzen bin.

— Und wann beabsichtigst Du, uns zu verlassen? fragte Jener.

— Heute noch, erwiederte Mieroslawski kurz.

Wirklich führte er diesen Plan aus und verließ noch an demselben Tage die schon halb aufgelöste Insurgentenschaar. An seiner Stelle erwählte man, als seine Entfernung bekannt

wurde, einen Obersten Brzezanski zum Oberbefehlshaber.

Indessen hatten sich die preußischen Truppen den Insurgenten immer mehr von Gnesen und Schroda aus genähert und machten ihr Entkommen fast unmöglich. Mit Mieroslawski's Entfernung war auch der Muth der Polen vollständig gebrochen und alles Vertrauen an ihre Sache verloren gegangen; am folgenden Tage schrieb deshalb der neue Befehlshaber an den preußischen Truppen-Kommandeur und schlug ihm eine Unterhandlung vor, um dem Blutvergießen ein Ende zu machen.

Letzterer konnte darauf nicht eingehen, weil er sich weder den Insurgenten, die er als Rebellen betrachten mußte, gleichstellen und auf Unterhandlungen mit ihnen überhaupt einlassen konnte, noch die so günstige Gelegenheit, sie ganz zu erdrücken, aus den Händen lassen wollte. Er erklärte daher entschieden, daß er die Feindseligkeiten nicht unterbrechen würde, wenn sie nicht ohne alle Bedingungen die Waffen niederlegten und sich den königlichen Truppen ergäben. Die Polen marschirten aber weiter auf Schroda zu, und ihr Führer benachrichtigte selbst den preußischen General hiervon, sowie, daß er alle Ein-

wirkung auf die vollständig meuterischen Truppen verloren habe, und schloß am 9. Mai zu Bardo eine Convention ab, wonach die Polen bei Piatkowo czarne, einem Dorfe bei Miloslaw, die Waffen niederlegen und in ihre Heimath entlassen werden sollten. Hier fanden sich aber nur wenige waffenlose Leute zur festgesetzten Stunde ein; sie brachten die Nachricht mit, daß die Meuterei gegen die Anführer im polnischen Lager offen und höchst bedrohlich ausgebrochen sei, als der Abschluß der Convention dort bekannt wurde, daß die Edelleute hatten fliehen müssen und die Leute sich in die Wälder zerstreuten, um ihre Heimath zu erreichen.

Bis zum 11. Mai hatte man auch den Rest der einstigen polnischen Armee, sowie ihre Geschütze in der Gegend von Rogalin bei Posen aufgefangen; damit war die Insurrektion der Provinz vollständig unterdrückt. Einige Zeit noch durchzogen die Truppen in kleinen Abtheilungen das Land, überall Entwaffnungen vorzunehmen und die Edelleute zu schützen, welche von ihren Bauern jetzt gefährlich bedroht wurden, da man ihnen das über die Provinz gekommene Elend zuschrieb; nirgends aber kam es mehr zu einem ernsten Zusammenstoße.

Am 12. Mai wurde auch Ludwig von Mieroslawski gefangen, später aber entlassen, worauf er im nächsten Jahre wieder als Führer bei dem Kampfe im Großherzogthum Baden auftrat.

Stephan hatte sich in der letzten Zeit bei seinem Corps befunden und war dort so beschäftigt, daß es ihm nicht möglich wurde, seinen Wunsch, das Michalowskische Gut zu besuchen, jetzt zur Ausführung zu bringen. Sehnsüchtig wartete er des Augenblickes, der die Insurrektion ganz beendete, aber erst in der Mitte des Monats Mai durfte er auf seinen früheren Posten nach Posen zurückkehren.

28.

Nachdem Xaviera einige Tage in der größten Lebensgefahr geschwebt hatte, besserte sich ihr Zustand; an die Stelle der wilden Fieberrasereien trat eine vollständige Ermattung aller Kräfte, die sie dann sichtlich, aber nur langsam wiedergewann. Der Arzt hatte gesagt, daß die Krisis der Krankheit vorüber sei, und empfahl die sorgsamste Pflege und besonders die Schonung ihrer Gefühle dadurch, daß man des stattgehabten Un=

glücksfalles so selten als möglich erwähnte und ihre Gedanken in eine andere Richtung zu lenken suchte.

Josepha unterzog sich dieser Sorge mit dem liebevollsten Eifer, saß stets neben dem Bette ihrer Freundin und bemühte sich, diese zu zerstreuen und zu erheitern. Wirklich schien es auch, als ob ihre Bestrebungen den gewünschten Erfolg hätten, denn Xaviera klagte nicht mehr über den Tod des Bruders, als sie ihr vollständiges Bewußtsein erlangt hatte; man fühlte wohl, wenn man ihr trübes, oft nachdenkliches Gesicht ansah, daß der Schmerz in ihrer Brust noch nicht erloschen sei, aber sie schien sich vorgenommen zu haben, sich zu beherrschen, und dies gelang ihr auch.

Die Gräfin bemerkte mit innerer Beruhigung ihrer Pflegetochter Fassung und stille Ergebung; sie setzte alle ihre Hoffnung darauf, daß es ihr mit der Zeit gelingen werde, durch eine zärtliche Liebe Xaviera den erlittenen Verlust zu ersetzen und sie dann durch äußere Zerstreuungen ganz zu heilen, deren Aufsuchung ihre hohe Stellung und Wohlhabenheit nicht beschränken konnten. Sie hielt es für ein gutes Zeichen, daß ihre Tochter schon wieder mit äußerster Aufmerksam-

keit und lebhaftem Interesse den weiteren Schritten der Insurrektion folgte, leider aber konnte sie, so viel sie auch zu verheimlichen suchte, ihr nicht ganz verhehlen, auf welchem wenig versprechenden Wege dieselbe sei. Als sie nach einigen Tagen ihr den Abschluß der Convention in Bardo, die allen weiteren Bestrebungen der polnischen Partei ein Ziel setzte, mittheilen mußte, war Xaviera tiefbetrübt. Durch ihre Krankheit schien aber die feurige Erregung gedämpft zu sein, die sie sonst beseelte; sie fühlte Alles, was das geliebte Vaterland betraf, noch ebenso tief und innig, wie früher, aber ihre Auffassung war kaltblütiger geworden, nachdem der Sturm des Leidens so rauh und vernichtend über ihr Herz gefahren war.

— Dann wird wohl auch unser Verbleiben in dieser Gegend von keinem Nutzen mehr sein, Mutter? fragte sie.

— Ich überlasse Dir, mein Kind, ganz die Bestimmung darüber, erwiederte Gräfin Sophie; ich werde jeden Augenblick bereit sein, abzureisen, wenn es Dein Wille ist, vorausgesetzt, daß der Arzt Deinen Gesundheitszustand für gesichert genug dazu erklärt.

— Dann lasse uns bald von hier fortgehen,

liebe Mutter, bat Xaviera lebhaft. In dieser Gegend ruft mir Alles die bösen Erinnerungen an die letzte Zeit zurück und ich fürchte mich auch außerdem vor der Schwäche meines Herzens.

— Ich werde mit dem Arzt reden, versprach die Gräfin, und sobald Du nur die Reise antreten kannst, will ich unverzüglich Deinem Wunsche folgen.

Xaviera war befriedigt; mit einem Blick der innigsten Dankbarkeit drückte sie die Hand der Gräfin.

— Und wohin werden wir zunächst gehen, Mutter?

— Wohin Du willst; mich fesselt jetzt nichts mehr an diese Gegend, in der ich mein Vaterland neu erstehen zu sehen glaubte, erwiederte Gräfin Sophie. Auch ich wünsche diese lästigen Erinnerungen an die Hoffnungen, die auf der Herreise mein Herz bewegten, im Strudel der Zerstreuungen zu tödten und ich schlage Dir als Ziel unserer nächsten Reise einen besuchten Badeort Deutschlands oder Frankreichs vor.

— Nein, um Gotteswillen nicht, entgegnete Xaviera erschrocken. Wie könnte ich jetzt das Vergnügen aufsuchen? Das wäre eine Verhöhnung des unglücklichen Geschicks, das mich ge-

troffen hat. Mein Herz muß in einer friedlichen, stillen Zurückgezogenheit ausbluten und aus seinem Innern heraus heilen. Lasse uns an irgend einen abgelegenen Ort gehen, wo ich aus der reinen, schönen Natur den Trost schöpfen werde, daß es für mich auch noch eine milde Hand des Schöpfers giebt, die meine Wunden schließen wird; nicht unter die Menschen will ich, die mir so unendlich wehe gethan haben.

Die Gräfin gab ihrer Tochter nach; es wurde verabredet, zunächst eine Reise nach dem südlichen Frankreich zu machen und dort erst einen weiteren Entschluß zu fassen, ob und wann man sich nach Brüssel zurückbegeben wolle.

Wie sie es Xaviera zugesagt hatte, sprach sie auch noch an demselben Tage mit dem Arzt, und dieser, der ebenfalls der Ansicht war, daß man den Wünschen der Leidenden entsprechen müsse und dies am besten die Wiedererlangung ihrer Gesundheit beschleunigen würde, gab seine Erlaubniß, daß sie in kurzer Zeit die Reise antreten könne.

Xaviera war hocherfreut darüber; nur hin und wieder wurde sie nachdenklicher und schien noch mit alten Erinnerungen zu kämpfen, die sie schmerzlich berühren mußten. Ihre Pflegemutter

glaubte, ihre Gedanken gälten dann dem Heimgange des Bruders; aber sie täuschte sich, wenn auch der Schmerz um ihn Xaviera's Brust noch schwer drückte. Nur Josepha verstand sie. Obgleich die beiden Mädchen in letzter Zeit nicht über Stephan gesprochen hatte, ahnte sie doch, daß sein Bild nicht so schnell und ohne eine schmerzende Spur zu hinterlassen aus dem Herzen der Freundin würde weichen können.

Indessen war kein Gefühl der Feindschaft oder nur der Abneigung gegen Xaviera in ihr, denn deren Leiden hatten sie mit tiefem Mitleid und zärtlicher Hingebung für dieselbe erfüllt. Josepha kannte aus Erfahrung die vernichtende Macht der Seelenschmerzen zu gut, als daß sie nicht den innigsten Antheil an ihnen auch bei Andern genommen haben sollte.

Die Luft war jetzt so milde, die Sonne strahlte so prächtig auf die neu erwachte Natur nieder, daß Xaviera verordnet wurde, ihr Zimmer zu verlassen und mäßige Spaziergänge zu machen, um sich zu der beabsichtigten Reise vorzubereiten. Gewöhnlich begleitete sie Josepha hierbei, denn die Gräfin war durch ihre Verabschiedung von bekannten Familien der Umgegend und die Ordnung ihrer Verhältnisse, da sie nach Brüssel so

bald nicht zurückzukehren gedachte, ganz in Anspruch genommen.

Als beide Mädchen eines Tages durch die in frischem Grün lachenden Wiesen und Felder des Gutes gingen, begann Xaviera plötzlich, als bringe sie eine schon lange gehegte Absicht mit schnellem Entschlusse zur Ausführung:

— Hast Du nie wieder eine Nachricht über Stephan von Willing erhalten?

Josepha war bestürzt; sie wußte nicht, ob sie ihr die ganze Wahrheit erzählen sollte, denn sie fürchtete, diese könne sie verletzen und aufregen.

— Ich sehe es Dir an, daß Du mir etwas verheimlichen willst, fuhr Xaviera fort, und Du thust dies wahrscheinlich in der Befürchtung, daß mich Deine Mittheilung erregen und meiner Gesundheit schaden könnte; aber ich kann Dich versichern, daß mich jetzt kein Schlag mehr härter treffen kann, als der Verlust des Bruders und die abermalige Unterdrückung des Vaterlandes; also sprich unbesorgt, ich bitte Dich darum.

— Ich kann wirklich nicht angeben, wo er augenblicklich sein mag, erwiederte Josepha befangen, und weiß nur, daß er in den ersten Tagen dieses Monats sich in Gnesen befand; wie

wir aber gehört, sind die dortigen Truppen schon am 5. Mai ausgerückt.

— Und er that seinen Dienst dort wieder und war unverletzt? fragte Xaviera.

— Ja, nach dem, was er schrieb.

— Er hat geschrieben? — an Dich? fragte Xaviera verwundert und mit lebhafter Ungeduld.

— Wie kannst Du doch glauben, daß er an mich schreiben würde? entgegnete Josepha erröthend; er schrieb vor einiger Zeit an den Vater.

— Aber sprich doch deutlich, Josepha, drängte Jene; in welcher Verbindung steht er, der preußische Offizier, mit Deinem Vater?

Josepha konnte ihre Verlegenheit immer weniger verbergen, denn sie wünschte keineswegs, der Freundin die Hoffnungen anzuvertrauen, die sie aus Stephans Briefe geschöpft hatte und die sie jetzt so sehr beglückten; darum erwiederte sie ausweichend:

— Er hatte von dem räuberischen Ueberfalle auf Dich an jenem Abende gehört und bot dem Vater seine Unterstützung bei den Nachforschungen deswegen an, da er noch nicht wußte, daß Du glücklich zu uns zurückgekehrt warest.

— Meinetwegen? fragte Xaviera träumerisch, und die innere Befriedigung darüber konnte sich

äußerlich nicht verleugnen. Nach einer Pause des Nachdenkens fuhr sie fort:

— Wie konnte Stephan aber wissen, daß ich hier sei?

— Nein, das wußte er in der That nicht, erwiederte Josepha noch verwirrter; er hatte von jenem Unfalle gehört und glaubte mich von ihm betroffen.

Xaviera's Blicke gaben nicht kund, was in ihr vorging, als sie anscheinend ruhig sagte:

— Also nicht mir, sondern Dir galt seine Theilnahme.

— Er konnte ja, wie Du eben selbst sagtest, nicht wissen, daß Du hier bei uns seiest, suchte ihre Freundin zu entschuldigen, während ihre Wangen dunkel glühten.

Xaviera hatte ihre Verwirrung bemerkt; eine Weile schwieg sie und über ihre Stirn hatte sich eine trübe Wolke gelagert; dann aber mußte die Ueberlegung das unwillkürlich in ihr erstandene Gefühl verdrängt haben, denn sie schlang ihren Arm um Josepha und sagte wehmüthig:

— Ich will Dir Stephan nicht rauben und ich wünsche, daß Du glücklich mit ihm werden mögest. Es ist gut, daß sich mir eine Gelegenheit geboten hat, mich einmal wieder offen mit

Dir über ihn aussprechen zu könnnen, ehe ich von hier scheide. Wir wollen uns aber dort in dem Garten auf eine Bank niedersetzen, denn ich bin müde geworden.

Sie hatten den Schloßpark erreicht, und Josepha folgte dem Wunsche ihrer Freundin; sie zitterte in banger Erwartung vor dem, was ihr Xaviera sagen wollte. Als sie sich niedergelassen hatten, zog diese das junge Mädchen freundschaftlich näher an sich heran und begann ernst, aber von weichem Gefühle beseelt:

— Ich weiß nicht, ob Du Stephan mit derselben glühenden Leidenschaft liebst, wie ich ihn geliebt habe; aber ich glaube es, denn warum sollte Dein Herz nicht dieselbe Tiefe und Innigkeit des Gefühls in sich schließen, wie das meinige, zumal Du nicht eine andere Liebe so heilig und treu daneben trägst, wie ich von Jugend auf die zu meinem Vaterlande? Wenn Du ihn so liebst, dann wirst Du auch begreifen, welchen schweren Kampf es mich gekostet hat, ihm zu entsagen, einem andern Manne, den ich nicht lieben konnte, die Hand zu reichen, um ohne Neigung ein ganzes Menschenleben an ihn gekettet zu sein, und als das Schicksal endlich dieses unnatürliche Bündniß zerriß, auch da noch nicht dem heißesten

Wunsche nachzugeben, weil eine andere Pflicht es mir verbot. Manchem weichen Gemüth mag mein Handeln unbegreiflich und hart erscheinen und es der Ansicht sein, ich hätte Stephan nicht tief genug geliebt; aber Gott sieht in mein Herz und ist mein Zeuge, daß dem doch so war. Ich habe, jener Pflicht zu genügen, ihm entsagen wollen — ich konnte es nicht vollständig, denn ich mußte immer deutlicher einsehen lernen, wie wenig ihr mein Herz gewachsen und wie schwach es für die Neigung zu Stephan sei. Ich habe Dir, die ich als Nebenbuhlerin ansah, meine Freundschaft angeboten, denn ich täuschte mich in meinem überwallenden warmen Gefühl mit dem Glauben, ich könne Stephans Herz allein die Wahl zwischen uns überlassen, weil ich in meinem Innersten überzeugt war, es würde zu mir hingezogen werden; ich sprach damals in aufrichtiger Absicht zu Dir, aber ich fühlte schon anderen Tages, daß ich Dich willenlos getäuscht hatte. Ja, gewiß, ich habe ihn über alles geliebt und mein armes Herz wäre früher oder später doch dem grausamen Kampfe unterlegen, zu dem es sich vermessen hatte; ich war in diesem Zwiespalte sehr unglücklich. Da gab mir das Schicksal meinen Bruder wieder, ihn, um

den ich seit meiner Jugend trauerte, und überglücklich drückte ich ihn an meine Brust, denn ich glaubte, alle die Lieben, deren Verlust mir jenes Rachegefühl gegen die Feinde meines Landes vorzüglich in das Herz gelegt hatte, in ihm wiedergefunden zu haben. Mein Glück war nur von kurzer Dauer, wie Du weißt, aber Vincenzs Tod liegt jetzt nicht allein als ein unübersteigbares Hinderniß zwischen mir und einem Manne, dessen Landsleute ihn getödtet haben, er hat auch mein Herz gegen jede solche weiche Regung überhaupt versteinert. Könnte ich einem Manne die Hand reichen, der vielleicht selbst den Befehl gegeben, meinen Bruder niederzuschießen, oder der es wenigstens sicherlich gethan haben würde, wenn ihn der Zufall an jenen Platz ihm gegenüber geführt hätte?

Xaviera's Worte wurden durch ihr lautes Schluchzen unterbrochen; Josepha beschwor sie, sich zu schonen, aber sie wies sie sanft zurück und sagte:

— Nein, ich fühle das Bedürfniß, mich einmal auszusprechen; es erleichtert mich. Du siehst, Josepha, fuhr sie nach einer Weile fort, daß ich Stephan nie angehören kann, und was ich auf den Leichnam meines ermordeten Bruders ge-

schworen habe, will ich fest und heilig halten. Ich werde nie einem Manne angehören, denn mein Herz konnte nur einmal lieben, und ich habe meine Kraft nicht überschätzt, wenn ich gelobte, mich keinem Glück mehr, das mir die Welt bieten könne, hinzugeben. Ich habe vollständig mit dieser Welt abgeschlossen und ich werde den Tag segnen, der mich von ihr nimmt. Mein Herz ist todt und kann nicht mehr so schöne Blüthen treiben, wie die Liebe zu Stephan; ich fühle das mit überzeugender Gewißheit. Darum sagte ich vorher, ich wolle Dir ihn nicht rauben und Eurem Glück nicht länger im Wege stehen, denn jetzt kann ich mit Wahrheit ohne Selbsttäuschung so sprechen. Nach diesem Bekenntnisse aber will ich nie wieder seinen Namen hören; mag er todt für mich sein, wie ich für die ganze Welt gestorben bin.

Heftig erhob sie sich, drückte Josepha die Hand und ging schnell auf das Schloß zu; als diese sie erst an der Treppe erreichte, war ihr Gesicht wieder so ruhig, als sei nichts Besonderes vorgefallen, das sie erregt habe.

Der zur Abreise festgesetzte Tag, der 15. Mai, war herangekommen, und die in letzter Zeit im Schlosse vereinigte Gesellschaft saß zum letzten

Male beim Frühstück zusammen. Alle waren traurig gestimmt, denn sie hatten sich liebgewonnen und viel Bitteres zusammen erlebt, was fremde Herzen gewöhnlich am schnellsten aneinander knüpft. Der Wagen fuhr vor; das Rollen der Räder und die Meldung des Dieners erschütterte Alle mit bangem Schmerze der nahen Trennung.

Nochmals dankte die Gräfin dem Herrn von Michalowski für seine Gastfreundschaft, küßte Josepha und bat sie, ihr jedenfalls recht bald Nachricht von ihrem und des Vaters Wohlergehen zu geben.

Xaviera war ungewöhnlich blaß und große Thränen standen in ihren Augen, was man seit ihrer Krankheit nie wieder gesehen hatte, als sie Josepha um den Hals fiel und sich gar nicht wieder von ihr losreißen konnte.

— Du wirst glücklich leben, ich will für Dich beten, flüsterte sie ihr zu; wenn aber alle Deine Wünsche erfüllt werden, dann vergiß auch die arme Xaviera nicht, und wenn Ihr von ihr sprecht, dann thut es mit Liebe und Nachsicht.

Dann machte sie sich schnell von der weinenden Josepha los und eilte zu ihrer Mutter in den Wagen, der bald von dem Hofe auf den

Weg nach Posen hinaus rollte. Vater und Tochter blickten noch lange den Abreisenden nach und winkten ihnen mit ihren Tüchern Abschiedsgrüße zu; auch Jene lehnten sich noch oft aus dem Wagen hinaus und blickten nach der Stätte ihrer vielen Leiden und Freuden zurück.

Herr von Michalowski beabsichtigte, sich nach der Entfernung seines Besuches wieder eifrig seinen Wirthschaftsangelegenheiten zu widmen und in denselben nachzuholen, was während der letzten aufgeregten Zeit vernachlässigt worden war, weil fast sämmtliche Männer des Dorfes ihre Arbeit verlassen hatten und zu dem polnischen Lager geströmt waren. Seine persönliche Gegenwart war zu diesem Behufe um so nöthiger, weil die Leute, durch das Nichtsthun verwöhnt, ungern und murrend an die Arbeit gingen.

Noch immer gährte es unter der Landbevölkerung der Provinz; hatten die Bauern früher zu den Waffen gegriffen, sie gegen die Regierung zu führen, so wandte sich nach dem verunglückten Unternehmen ihre Wuth jetzt gegen die Edelleute, denn sie behaupteten, diese hätten sie verrathen und den Preußen in die Hände geliefert. An mehreren Stellen der Provinz fanden offene Angriffe auf die polnischen Gutsbesitzer statt; das

böse Beispiel fand schnell Anklang an anderen Orten und die königlichen Truppen hatten jetzt ihr Augenmerk hauptsächlich auf diese zwar nicht sie selbst bedrohenden, aber doch ungesetzlichen Bewegungen zu richten.

Herr von Michalowski glaubte auf seinem Gute dergleichen Excesse nicht fürchten zu müssen; er war stets ein milder, guter Herr gegen seine Unterthanen gewesen und hatte ihrer Noth abgeholfen, wo er konnte, worin ihn seine bei den Leuten allgemein beliebte Tochter kräftig unterstützte.

Mochte nun aber die Scheu vor der ihnen bevorstehenden Arbeit oder die Aussicht, auf dem Schlosse gute Beute zu finden, einige unruhige Köpfe aufregen, auch hier fehlte es nicht an einzelnen gewissenlosen, rohen Menschen, die bemüht waren, die Bevölkerung des Dorfes gegen den milden Herrn aufzuregen.

Es war am Abend des Tages, an dem die Gräfin Sophie mit ihrer Tochter das Gut verlassen, als sich eine verdächtig aussehende kleine Gruppe in der Dorfschenke zusammengefunden hatte, die flüsternd offenbar nichts Gutes verhandelte. Sie bestand aus vier Männern, zwei Leuten des Dorfes und zwei Fremden.

Wie es schien, war einer der Letzteren auch ein Landbewohner, den eine tiefe, noch frische Narbe von einem Säbelhiebe als einen Theilnehmer an dem letzten Kampfe bezeichnete. Er hatte ein rohes, vom Branntweingenuß stark gefärbtes Gesicht und seine Augen blitzten unter dunklen, starken Brauen listig und böse hervor. In dem vierten Mann erkennen wir den alten Juden Isaac Wolff wieder, den früheren Besitzer des rothen Kruges.

Um die halbleere Branntweinflasche in einer zurückgezogenen Ecke der Schenke sitzend, führten diese vier Leute ihre Unterhaltung, die das häufige Zusprechen zu dem Getränke noch lebhafter machte.

— Und wo liegen Deine Kameraden augenblicklich? fragte einer der Landleute den Mann mit der Narbe.

— 's ist gar nicht weit von hier; sie haben's sich im rothen Kruge so bequem gemacht, als es das alte verfallene Gebäude erlaubt, entgegnete Jener mit rauher Stimme. Ist's doch ein Obdach nach mancher kalten Nacht, die wir auf freiem Felde zugebracht haben, seitdem wir uns in den Mielczyner Wald in Sicherheit brachten, als Mieroslawski zum Teufel ging und uns den Preußen überließ.

— Es geht den armen Leuten aber schlecht, daß sich Einem das Herz im Leibe erbarmen muß, fügte der Jude hinzu, und es wird hohe Zeit, daß sie wieder einmal eine gute Beute auf dem Schlosse eines dieser verrätherischen Edelleute machen, die Euch in das Unglück gebracht haben.

— Ja, das haben sie wirklich, sagte einer der Landleute vom Gute, derselbe Ignaz, den die beiden Damen vom Schlosse besucht hatten als er verwundet worden war; er trug den Arm noch in einer Binde. Aber unser Herr ist immer gut gegen uns gewesen, und wenn ich's mir recht überlege, so haben wir wohl eigentlich keinen Grund, an ihm Rache für das Elend der gemeinen Leute zu nehmen.

Dabei warf er einen fragenden Seitenblick auf seinen Landsmann, der in gleichen Zweifel versunken schien.

— Das sind gerade die schlimmsten, diese scheinheiligen Herren, flüsterte der Jude tückisch; während Ihr Euch für das Vaterland herumgeschlagen habt, haben sie warm und bequem auf ihren Schlössern gesessen und Ihr habt den Brei essen müssen, den sie Euch vorher eingerührt haben. Euch zieht man jetzt das Fell über die Ohren und Ihr werdet den Schaden tragen,

den Ihr in den Städten und Dörfern angerichtet habt; Eure Landsleute, die Landwehrleute waren, schleppt man auf die Festungen, und die Edelleute sitzen nach wie vor auf ihren Geldsäcken und lassen sich's wohl sein. Was geht's mich aber an? Bin ich doch nicht von Eurem Volke; thut, was Ihr wollt. Wünscht Ihr noch ein Glas zu trinken, Ignaz? Ich bezahle Alles.

Die Gläser gingen wieder herum, die Augen der Bauern glühten immer starrer und glanzloser.

— Fürchtet Ihr Euch, daß man Euch viel thun wird, wenn Ihr dem Alten sein Nest ansteckt? fragte der Kerl mit der Narbe wieder spöttisch. Verdient haben's die Gutsbesitzer; das wissen die Behörden auch, sie können ihnen nur nicht so ankommen, wie sie möchten, denn es fehlt ihnen an Beweisen. Hasenherzen seid Ihr, die nichts Besseres werth sind, als von den Edelleuten mit Füßen getreten zu werden, denn Ihr habt gar nichts zu fürchten, geht es im ganzen Lande doch noch drüber und drunter; wer fragt da nach einem Edelmann, an dem seine eigenen Leute die gerechte Strafe ausgeübt haben?

— Aber der alte Michalowski hat uns gar nicht aufgefordert, gegen die Preußen in's Feld zu ziehen, wandte der eine Bauer ein.

— Er wird sich auch hüten, das so offen zu thun; hat er es aber nicht im Stillen begünstigt? hat er Euch gewarnt und gesagt, was daraus werden müsse? sagte der Jude wieder und schob Jenen von Neuem die Gläser zu. Wißt Ihr nicht, daß die Edelleute aus dem Königreiche ebenso gut bei ihm verkehrten, wie bei mir im rothen Kruge, wenn sie ihre Pläne schmiedeten?

In dieser Weise suchte man die mehr als halb angetrunkenen Bauern zu bearbeiten, bis sie sich den Plänen der Fremden geneigter zu zeigen anfingen.

— Und wie denkt Ihr's denn nun eigentlich zu thun, Pallacz? fragte Ignaz.

— Ebenso, wie es an vielen anderen Orten schon der Fall gewesen ist, erwiederte der Angeredete, der mit der Narbe. Am besten ist's, wir führen's heute Nacht aus, so etwa, wenn die Morgendämmerung heraufkommt, dann haben wir den ganzen Tag vor uns. Wir werden vom rothen Kruge aus schon zur rechten Zeit da sein; die Hauptsache ist nur, daß Ihr noch ein paar von Euren Nachbarn unserer Sache geneigt macht. Sehen die anderen Leute aus dem Dorfe, daß Ihr dabei sind, so findet sich Alles schon von

selbst. Also abgemacht, Morgens zwei Uhr, wenn's Euch recht ist.

Die beiden Landleute gaben ihm noch etwas zögernd ihre Hände. Man schickte nach einigen anderen guten Bekannten aus dem Dorfe, die bald eintrafen. Die Debatte über den nichtswürdigen Anschlag wurde noch einmal geführt; derselbe drang aber dieses Mal eher in die berauschten Köpfe der Bauern, da sie einige ihrer Nachbarn schon vollkommen damit einverstanden fanden.

— Mir ist's ganz gleich; was die Anderen thun, thue ich auch, sagte mehr wie Einer mit dem gewöhnlichen Leichtsinn und der sorglosen Abgestumpftheit der dortigen Bauern.

Etwas später erklärte Pallacz seine Absicht dahin, sich jetzt nach dem rothen Kruge verfügen zu wollen, um seine Genossen zu benachrichtigen. Ehe er fortging, zog er den Juden bei Seite und sagte leise zu ihm:

— Lasse nur die Kerle nicht aus den Augen und traktire sie ordentlich mit Branntwein, daß sie nicht anderen Sinnes werden, wenn sie ihren Rausch ausgeschlafen haben. Du mußt sie bis zwei Uhr in der Schenke zusammenhalten.

— Werdet Ihr mich aber auch nicht betrü-

gen und werde ich meinen gleichen Antheil an der Beute bekommen? fragte der Jude ängstlich.

— Wie wir es abgemacht haben, erwiederte Pallacz kurz und wollte sich entfernen.

— Und Ihr steht mir dafür, daß mein Name nicht bekannt wird? Ich bin sonst ein geschlagener Mann und komme um meine ganze Wirthschaft in Santomysl, sagte der Jude dringend, ihn am Rockschoß festhaltend.

— Lasse mich zufrieden, Jude, und sei kein Narr mit Deiner Furcht! rief der Pole barsch und riß sich von ihm los.

Der Jude blieb einen Augenblick stehen, dann rieb er sich die Hände vergnügt und sagte leise vor sich hin:

— Sie sollen's mir auf dem Schlosse bezahlen, daß ich meine Wirthschaft im rothen Kruge Hals über Kopf verlassen mußte; wäre das Weibsbild nicht auf den Gedanken gekommen, den Preußen zu holen, so hätte ich ihn ruhig begraben und säße dort noch im Wohlstande.

Dann kehrte er in die Stube zu den Bauern zurück und wandte freigebig Alles an, sie in einen noch stärkeren Rausch zu versetzen.

29.

Stephan war kaum nach Posen zurückgekehrt, als er dem Drange seines Herzens, das ihn auf das Michalowskische Gut zog, nicht länger widerstehen konnte und einen Urlaub für den Tag nach seiner Ankunft erbat, der ihm leicht bewilligt wurde.

Freudig erregt durch die Hoffnung des Wiedersehens und der Erklärung, die sich vielleicht schon heute in Folge seines Schreibens zwischen Josepha und ihm entwickeln konnte, aber auf der anderen Seite auch in Besorgniß, welcher Art sein Empfang sein würde, ritt er am Morgen des 15. Mai von Posen aus. Er war so in seine Gedanken versunken, daß er, als ein Reisewagen, von Wreschen herkommend, an ihm vorüberfuhr, erst zu spät aufblickte, um die darin Sitzenden zu sehen; wohl aber bemerkte er die Diener in der ihm wohlbekannten Livrée der Gräfin Ostrowska und konnte nicht im Zweifel sein, daß sie, wahrscheinlich auch Xaviera, im Wagen sei.

Unwillkürlich warf er sein Pferd herum, dachte aber in demselben Augenblicke auch schon daran,

daß sein Benehmen, wenn er dem Wagen nachritte, auffällig und unpassend erscheinen müsse; er sagte sich auch, als er daher seinen Weg fortsetzte, daß er wohl auf dem Gute erfahren würde, wohin die Gräfin zu reisen gedenke. Seiner vorzüglichsten Besorgniß, vielleicht diese und Xaviera in Josepha's Hause zu treffen, was alle Theile in die drückendste Verlegenheit versetzt haben würde, war er also ledig geworden, dagegen beschäftigte ihn wieder die Erinnerung an Xaviera so lebhaft, daß sie ihm fast lästig wurde und er sein Pferd antrieb, um Josepha bald zu sehen.

Wie er es berechnet hatte, traf er am Nachmittage auf dem Gute ein, das er noch dieselbe Nacht wieder zu verlassen und in Wreschen zu bleiben gedachte.

Der alte Mathias, der zwar noch den Kopf verbunden hatte, aber sich doch schon so wohl fühlte, daß er wieder seinen Dienst angetreten hatte, kam ihm entgegen und sein Blick sprach von der lebhaftesten Freude, als er den jungen Offizier erkannte.

— Ist die Herrschaft zu Hause? fragte dieser.

— Ja wohl; ach, wie wird sich das gnädige Fräulein freuen, den Herrn Lieutenant wiederzusehen, sagte der alte Mann, dem damals

das zwischen dem Offizier und seinem geliebten Fräulein waltende innige Einverständniß nicht ganz fremd geblieben war. Ja, es ist hier böse und wild in der Umgegend zugegangen und wir haben Alle für das Leben des Herrn Lieutenant gefürchtet.

— Habt Ihr heute Besuch auf dem Schlosse gehabt? fragte Stephan.

— Die Gräfin Ostrowska mit ihrer Tochter waren längere Zeit hier; sie sind heute nach Posen abgereist.

— Und wann kehren sie wieder?

— So viel ich gehört habe, gar nicht mehr, erwiederte der alte Mathias, denn sie wollen nach Frankreich gehen, glaube ich.

Stephan konnte sich einer augenblicklichen Bestürzung darüber nicht erwehren, daß er Xaviera voraussichtlich nicht wiedersehen sollte; aber er hatte jetzt keine Zeit, diesen Gedanken weiter zu verfolgen, gab dem Alten die Zügel seines Pferdes und eilte die Treppe hinauf in das Schloß.

Der alte Edelmann saß gerade in seinem Sorgenstuhl, als er den Hufschlag des auf den Hof kommenden Pferdes vernahm.

— Sieh doch, Josepha, sagte er zu dieser, wer zu uns kommt.

Seine Tochter trat an das Fenster; sie erkannte Stephan auf den ersten Blick und stieß einen Ruf der Ueberraschung aus, während ihr Gesicht plötzlich in freudiger Röthe strahlte.

— Nun, was giebt's denn? fragte der Alte, sich neugierig erhebend.

— Stephan! rief Josepha außer sich und flog aus dem Zimmer, schnell ihre Toilette zu machen.

Der junge Offizier wurde gemeldet und der alte Herr empfing ihn auf das Freundlichste und sagte ihm seinen herzlichen Dank für die Theilnahme an dem Geschick seiner Tochter, als er diese entführt geglaubt hatte. Stephan hatte bald Vertrauen zu dem alten Manne gefaßt und zog aus seiner freundlichen Aufnahme die günstigsten Folgerungen für sich. Er wußte nicht, ob Josepha ihn schon von ihrem früheren Verhältnisse unterrichtet habe und wie er dies, sowie seine beabsichtigte Werbung um seine Tochter beurtheilen werde.

Bald darauf erschien auch Letztere wieder; sie begrüßte Stephan zwar befangen erröthend, aber doch leuchtete ihr Blick in solcher tiefen Herzlichkeit und innigen Glückseligkeit, daß ihm sogleich klar wurde, Josepha liebe ihn noch ebenso

wie früher; er mußte sich gestehen, wie überaus glücklich auch ihn diese Wahrnehmung mache. Als sie ihm die Hand reichte und ihn herzlich willkommen hieß, geschah dies mit einer so offenen, natürlichen Vertraulichkeit, daß Stephans frühere Vermuthung zur Gewißheit wurde, ihr Vater kenne bereits ihre Neigung zu ihm und billige sie.

Bald befanden sich die Drei in einer lebhaften und so ungezwungenen Unterhaltung, daß es Allen erschien, als sei der junge Mann schon lange in diesem Hause bekannt und sie ständen sich bereits vor der Welt so nahe, wie sie es wünschten.

Die Zeit bis zum Abende war schnell vergangen und der Edelmann ließ unter dem Vorgeben, daß seine Geschäfte ihn nöthigten, sie für eine kurze Zeit zu verlassen, absichtlich die beiden jungen Leute allein, denn er merkte an Beider Wesen, daß ihnen dies erwünscht sein und sie sich noch viel unter vier Augen zu sagen haben würden; er hatte, wie er schon früher zu Josepha aussprach, durchaus nichts gegen das Bedürfniß ihrer Herzen und nahm deshalb keinen Anstand, es auch seinerseits zu begünstigen.

— Sie haben Ihrem Vater gesagt, wie Sie

sich während meiner Verwundung des Feindes Ihres Landes annahmen und daß dieser Ihrer Sorge sein Leben verdankte? fragte Stephan, als der alte Herr das Zimmer verlassen hatte.

— Ja, erwiederte Josepha mit niedergeschlagenen Augen; ich wußte, daß er mein Verhalten billigen würde, weil in Ihrer hilflosen Lage der Unterschied der Nationalität nicht in Betracht kommen durfte.

Beide schwiegen wieder verlegen; sie wünschten von Herzen, den Eingang zu einer Unterhaltung zu finden, die ihnen Gewißheit über ihre gegenseitige Neigung gab; aber sie suchten vergeblich danach, weil sich keiner dem Anderen zuerst verrathen wollte.

— Sie hatten bis heute Besuch hier auf dem Schlosse? begann Stephan, in seiner Befangenheit nach dem ersten Stoffe greifend, der sich ihm zum Bruch des peinlichen Schweigens darbot, aber er erschrak schon in demselben Augenblick darüber, daß er auf Xaviera's Anwesenheit gedeutet hatte, was Josepha verletzten konnte.

Diese war ebenfalls betroffen darüber und glaubte in der Frage das warme Interesse zu erblicken, das er doch noch an ihrer Freundin nahm.

— Sie glaubten, Gräfin Ostrowska und ihre Pflegetochter hier zu finden? fragte sie bange.

— Nein, Josepha, ich wußte nicht, daß sie hier waren, und habe es erst auf dem Schlosse erfahren, erwiederte Stephan. Glauben Sie nicht, daß ich ihretwegen hierher kam, im Gegentheil würde mich die Kenntniß von ihrer Anwesenheit von meinem Besuche abgehalten haben.

— Und warum das? fragte Josepha leise.

— Weil ich die feste, innere Ueberzeugung gewonnen habe, daß mein Platz nicht an Xaviera's Seite ist und je sein kann, daß dieser vielmehr — —

Er stockte und Josepha fühlte alles Blut zu ihrem Herzen dringen, denn sie ahnte, daß das Eis gebrochen und er auf dem Punkte stände, sich ihr gegenüber offen auszusprechen.

— Sie sind stets meine aufrichtige Freundin gewesen, fuhr Stephan fort, der jetzt seinen Muth wiedergewonnen hatte, als er aus des jungen Mädchens sichtlicher Bewegung ihre Gedanken errieth; darum will ich auch jetzt ganz offen zu Ihnen sprechen, Josepha. Vergeben Sie mir, wenn mein Herz mich getäuscht und ich mich in einem Irrthum befunden habe, der mir selige Hoffnungen vorspiegelte. Ich liebe Xaviera nicht

mehr; Sie kennen mein ganzes Verhältniß zu ihr und es wird keiner weiteren Aufschlüsse bedürfen, Sie diese Erklärung begreiflich finden zu lassen. Xaviera's Bild mußte in meinem Herzen erbleichen; an seiner Stelle aber hat sich viel glänzender und reiner ein anderes erhoben, das ich Verblendeter bisher nicht sehen konnte, obgleich es schon lange darin wohnte. Es ist das der Retterin meines Lebens, der holden Pflegerin in meinen Leiden, das Ihrige, Josepha. Zürnen Sie mir deshalb? Verschmähen Sie die Neigung eines Mannes, der so lange, nur von dem Gefühle der innigsten Dankbarkeit allein geleitet, neben Ihnen hinwandelte, zu blind, um zu erkennen, daß Sie allein das Glück seines Lebens, das Ziel aller seiner Wünsche seien?

Das konnte ja aber Josepha nicht, wie er es auch schon lange wußte; Thränen des Glücks und der Freude füllten ihre Augen, als sie ihm sprachlos die Hand reichte, die er tiefbewegt an seine Lippen zog und mit heißen Küssen bedeckte.

— Und Du willst mein sein für das Leben? Die unglückselige Feindschaft unserer Völker soll nicht die aus dem Herzen kommende heilige Regung unterdrücken? fragte er, sie sanft an sich ziehend.

Josepha ließ ihn gewähren und erwiederte kaum hörbar:

— Ja, ich will es.

— Aber Dein Vater? fragte Stephan besorgt nach einer Pause, in der sie sich ganz dem Ausbruche ihrer seligen Gefühle hingegeben hatten; wird er kein Bedenken bei unserer Vereinigung haben?

— Ich habe ihm längst Alles gestanden, erwiederte sie; er will nur mein Glück.

Sie hatten Beide die ganze trübe Vergangenheit, die sie bisher fern gehalten hatte, vergessen, denn sie fühlten nur das Entzücken der Gegenwart und blickten vertrauungsvoll in die Zukunft, die ihnen ein noch herrlicheres Glück erschließen sollte.

Stephan begriff nicht, wie er so lange geschwankt haben könne, zwischen Xaviera's Kälte und Josepha's ihm bekannter glühender Neigung zu wählen; stand das Mädchen, das er jetzt umschlossen hielt, doch nun seinem Herzen so nahe, als habe es dasselbe schon lange beherrscht; Josepha's Gedanken waren alle in dem einzigen aufgegangen, daß er sie liebe, und sie hatte die Trübsal vergessen, die ihr seine Zurückhaltung bis jetzt bereitet hatte.

Als Herr von Michalowski wieder in das Zimmer trat, bemerkte er auf den ersten Blick, daß eine Erklärung, wie er erwartete, zwischen den Liebenden stattgefunden haben müsse. Seine Tochter ließ ihn auch nicht in Zweifel darüber, denn sie sprang auf, eilte ihm entgegen, und ihre Arme um seinen Hals schlingend, verbarg sie ihr glühendes Gesicht an seiner Brust und flüsterte:

— Wir haben uns Alles gesagt, Papa.

Auch Stephan hatte sich ihm genähert und zum zweiten Male erfuhr nun der alte Herr, was er schon lange wußte, und gab gern zu ihrer Verlobung seine Einwilligung, die ihm Josepha's und des jungen Offiziers heiße Bitten abnöthigten.

Glücklich saß die kleine Gruppe zusammen und man sprach von seinen Hoffnungen für die nächste Zeit. Die beiden Liebenden brauchten vor dem gütigen Vater ihren Gefühlen keinen Zwang aufzulegen und dieser blickte mit wohlgefälligem Lächeln auf das Kind seines Herzens und den Mann, dem er ihr Glück anzuvertrauen beschlossen hatte. Man sprach nicht von den politischen Verhältnissen, unter denen man sich befand, und dachte auch nicht daran, fühlten doch Alle, daß diese dem heiligen Gebote der Liebe

nachstehen mußten, daß sie Alle Kinder einer großen Nation, der ganzen Menschheit, seien, in deren Brust derselbe Zug des Herzens mächtig gebietet.

Es war spät geworden und der Offizier sprach seine Absicht aus, jetzt aufzubrechen, aber schon in wenigen Tagen zurückzukehren. Josepha wollte ihn nicht von sich lassen und sowohl sie wie ihr Vater bestürmten ihn mit Bitten, von ihrer Gastfreundschaft Gebrauch zu machen, aber er mußte diese zurückweisen, denn er sollte anderen Tages schon bei Zeiten in Posen sein.

So schwer den nun Vereinigten die Trennung auch wurde, mußten sie sich doch derselben fügen, und Stephan war eben im Begriff, auf dem Hofe, wohin ihn Josepha und der Vater begleiteten, sein Pferd zu besteigen, ohne der ersteren wiederholten Bitten, in so dunkler Nacht nicht den Weg anzutreten, nachgeben zu können, als eine Frau aus dem Dorfe eilig zu ihnen herankam und den alten Herrn dringend zu sprechen verlangte.

Dieser reichte Stephan nochmals die Hand zum Abschiede und wandte sich dann zu ihr, während Josepha, des Bräutigams Hand fest in der ihrigen haltend, fragte:

— Du kehrst sicherlich in drei Tagen zu uns zurück, wie Du es versprochen hast?

— Sei unbesorgt, erwiederte Stephan, den letzten Kuß auf ihre Lippen drückend, und setzte dann den Fuß in den Bügel; der Dienst erfordert meine Anwesenheit in Posen jetzt nicht mehr so dringend und mein General, der mir herzlich zugethan ist, wird mir einen kurzen Urlaub um so weniger verweigern, wenn er erfährt, was mich hierher führt.

Indessen hatte Herr von Michalowski die sehr aufgeregt scheinende Bauerfrau verwundert gefragt:

— Was ist Dir zugestoßen, Annapodola, daß Du noch in so später Nachtstunde hierher kommst?

— O, wenn es nur noch nicht zu spät sein möchte, gnädiger Herr! jammerte die Frau.

— Nun, beruhige Dich nur und sprich vernünftig, sagte der alte Herr ungeduldig; wenn ich Dir helfen kann, soll es geschehen. Ist Dein Mann, der Ignaz, wieder einmal betrunken und hat Dich geschlagen?

— Nein, Herr, viel schlimmer, als das! rief die weinende Frau. Betrunken ist er freilich, und glauben Sie sicher, das ist es allein, was

ihn auf solche Gedanken gebracht hat, denn er liebt Sie und weiß, was er Ihnen schuldig ist.

— Nun, so sage endlich, was Du eigentlich willst? brummte der Edelmann verdrießlich.

— Ja, Herr; aber erbarmen Sie sich meiner und der Kinder, die wir keine Schuld an seinen bösen Plänen haben! bat die Frau. Mein Mann war schon früh nach der Schenke gegangen, wie er es oft thut; sonst kehrte er doch immer Abends um neun Uhr zurück; aber heute blieb er viel länger aus und ich war in großer Angst, daß er wieder betrunken nach Hause kommen und dort toben würde, wie es so seine Art ist. Darum ging ich um eilf Uhr etwa selbst hin, um nach ihm zu sehen, und ließ ihn herausrufen. Er war sehr betrunken; er wußte wohl nicht recht, was er sagte, als er auf mich fluchte und dann meinte, ich solle nur ruhig nach Hause gehen, er käme noch lange nicht, denn um zwei Uhr würde die ganze Dorfschaft und anderes Volk, das im rothen Kruge läge, das Schloß überfallen und plündern und wir würden morgen viel Geld im Hause haben und brauchten nicht mehr zu arbeiten. Ich wollte ihn noch weiter fragen, aber er stieß mich zurück und ging wieder in die Schenkstube.

Der alte Herr war einen Augenblick bestürzt; dann aber lächelte er ungläubig und sagte:

— Ich danke Dir, Annapodola, daß Du mich benachrichtigt hast; gewiß aber hat Deine Angst und die Trunkenheit Deines Mannes Dich getäuscht, denn ich wüßte nicht, was die Leute von mir wollen könnten.

— Nein, gnädiger Herr! rief die Frau noch dringender. Ich bitte Sie um Gotteswillen, hören Sie mich weiter! Ich selbst glaubte meinem Manne nicht, aber ich wollte mich überzeugen, was sie drinnen vorhätten, und guckte durch das Fenster in die Schenke. Da saßen wohl an zwölf Männer aus unserem Dorfe und unter ihnen Einer, der viel zu ihnen redete; ich möchte schwören, daß es der alte Jude war, der früher auf dem rothen Kruge saß, der böse Kerl.

— Der Isaac Wolff ist wieder hier? rief der Edelmann erstaunt und die Wahrscheinlichkeit der Befürchtungen der Frau schien ihm damit einzuleuchten, denn er wandte sich zu Stephan um, der eben fortreiten wollte, und bat ihn, noch einen Augenblick zu warten, da er sogleich mit ihm sprechen müsse.

— Sie tranken eine Menge Branntwein, erzählte die Frau weiter, und Alle waren schwer

betrunken. Sie wissen aber, gnädiger Herr, was diese Menschen Alles thun, wenn sie im Rausche sind; da hört ihr Verstand auf. Hin und wieder sprach Einer so laut, daß ich einzelne Worte verstehen konnte, obgleich ihn der Jude immer wieder zur Ruhe rief. Da habe ich denn ganz deutlich vernommen, daß sie um zwei Uhr das Schloß stürmen und plündern wollen; denn sie meinen, es sei eine gerechte Strafe für die Edelleute, die sie verrathen hätten. Ach, Sie sind ja so gut, Herr, daß ich Ihnen Alles wiedersagen mußte; retten Sie sich nur und das gnädige Fräulein und denken Sie dann gnädig an die alte Annapodola und ihre Kinder; auch der Ignaz ist nicht von Natur so böse, der Branntwein hat ihm den Kopf verwirrt.

— Es ist gut, ich danke Dir und werde Dich nicht vergessen, sagte der alte Herr freundlich und anscheinend ruhig, obgleich ihn die Nachricht mit großem Schrecken erfüllt hatte. Gehe jetzt nur nach Hause und lege Dich ruhig nieder, damit Dein Mann nicht erfährt, daß Du hier gewesen bist. Wir werden uns vorsehen und Du brauchst nicht für uns zu fürchten.

Die Frau entfernte sich auf sein Gebot; er selbst aber bat Stephan, noch einmal vom Pferde

zu steigen und zu ihm in sein Zimmer zu kommen, da etwas Wichtiges vorgefallen sei. Der junge Offizier und Josepha folgten ihm betroffen und wurden von der größten Besorgniß ergriffen, als der Vater ihnen mittheilte, was ihm eben berichtet worden.

— Es wird am besten sein, daß ich mich selbst sogleich in die Schenke begebe, schloß er. Du, Stephan, bleibst indessen bei meiner Tochter. Wenn ich unter die Leute trete, werden Sie zur Vernunft kommen, und ich will dem verrätherischen Juden sein böses Handwerk legen.

— Um Gotteswillen nicht! rief Josepha erschrocken. Du darfst Dich nicht einer solchen Gefahr aussetzen, Vater; die Menschen sind wild und ohne Vernunft, wenn sie betrunken sind, wie Du weißt. Sie würden Dich nicht zu Worte kommen lassen und ihren Anschlag nur beschleunigen.

Auch Stephan stimmte ihr bei und suchte den Alten zum Aufgeben seines Entschlusses zu bewegen, was ihm schwer gelang.

— Es ist jetzt bald zwölf Uhr, sagte er; ein zuverlässiger reitender Bote muß sofort nach Wreschen, wo Kavallerie steht. Ich will ihm einen Brief an den dortigen Truppenbefehlshaber

mitgeben, der unzweifelhaft dessen Anordnungen beeilen wird; ich selbst kann Euch in dieser Gefahr nicht verlassen und werde Euch hier von größerem Nutzen sein. Ein gutes Pferd hat die Stadt in einer Stunde erreicht und längstens eine halbe Stunde später können die dortigen Uhlanen auf den Pferden und etwa um drei Uhr hier sein. Bis dahin müssen wir für uns selbst sorgen, so gut es geht.

Stephan schrieb sofort einige Zeilen an den Offizier in Wreschen und mit diesen jagte gleich darauf ein Bote, auf dessen Treue man vollständig rechnen konnte, nach der Stadt zu, während die Dienerschaft geweckt und nach des Offiziers Anordnungen alle Maßregeln getroffen wurden, das Eindringen der Bauern zu verhindern oder doch wenigstens zu erschweren.

Josepha entwickelte jetzt die ganze Stärke ihres Charakters und schien mit ihrer früheren Neigung zu dem Abenteuerlichen die Größe der bevorstehenden Gefahr gar nicht zu schätzen; ihr Herz konnte auch keine Furcht fühlen, so lange sie den Geliebten an ihrer Seite hatte, und sie fand einen süßen Reiz darin, die erwarteten Schrecknisse mit ihm theilen zu können. Selbst holte sie die schönen Jagdgewehre herbei, die sie

ehemals mit kunstgerechter Hand zu führen gelernt hatte, und ladete sie, ohne daß ihre Hand zitterte. Stephan blickte mit Stolz und Freude auf sie und unterbrach seine Anordnungen immer wieder dadurch, daß er einen Kuß auf ihren Mund drückte.

— Glaube nicht, daß ich mich fürchte, sagte sie mit einem strahlenden Blicke der Liebe auf ihn; neben Dir kenne ich keine Gefahr. Mich macht es nur besorgt, daß man unser Haus und die Nebengebäude verwüsten und dem Vater einen Schaden anrichten wird, der ihm sehr empfindlich sein muß.

— Ich hoffe, daß die betrunkenen Leute die Zeit des Angriffes nicht genau innehalten und sich verspäten werden, sagte Stephan. Wenn wir nur eine Stunde länger gewinnen, so sind wir gerettet, denn dann müssen die Uhlanen jedenfalls hier sein.

Man hatte alle waffenfähigen Leute des Schlosses, auf die man sich verlassen zu können glaubte, bewaffnet; es waren dies aber nur vier Männer, unter denen sich auch der alte Mathias befand.

Der Hof war von einer ziemlich hohen Mauer umgeben, in die nur ein einziger Eingang führte,

und diesen hatte man mit Wagen, Balken und Steinen gesperrt. Indessen konnte man nicht daran denken, dieses Thor längere Zeit zu vertheidigen, denn die Angreifer konnten, wenn auch mit einigem Zeitverlust, durch die Stallgebäude von anderen Seiten her auf den Hof dringen. In gleicher Weise war auch der Haupteingang des Schlosses selbst verrammelt worden, zu dem eine breite steinerne Treppe hinaufführte, ebenso die unteren Fenster, deren Läden man fest geschlossen hatte. Aus den Fenstern der oberen Etage wollte man auf die Angreifer feuern, wenn diese, durch die getroffenen Anstalten nicht abgeschreckt, bei ihrem Plane, in das Haus zu dringen, beharrten.

Es war ein Uhr, als alle die Anordnungen beendet waren, und in ängstlicher Spannung erwartete man nun, was sich ereignen würde. Josepha's heiterer, unbesorgter Blick ermuthigte selbst die Diener, denen sie unter freundlichem Zuspruche Wein und andere Erfrischungen reichte. Oft lauschte man aufmerksam nach dem Dorfe hin, aber noch ließ sich von dorther kein Laut hören, der auf die Ausführung des beabsichtigten Anschlages deutete.

30.

Es war schon eine Viertelstunde über zwei Uhr verstrichen; die Bedrohten im Schlosse athmeten leichter auf und fingen bereits an, sich der Hoffnung hinzugeben, daß man den Anschlag auf sie aufgegeben habe. Die Nacht war mild und warm, der Himmel klar und hell gestirnt und nichts unterbrach die Stille, als der durch die Zweige der Bäume rauschende sanfte Wind.

— Die Schurken haben entweder erfahren, daß wir auf ihren Angriff vorbereitet sind, oder sie haben sich so betrunken, daß sie sich zur Ausführung ihres Planes unfähig gemacht haben, flüsterte Stephan dem neben ihm befindlichen Herrn von Michalowski zu, als Beide hinter der Barrikade standen, die man vor dem Hofthor aufgebaut hatte.

In demselben Augenblicke aber drückte er fest dessen Arm und machte ihn durch ein Zeichen auf einen fernen, verworrenen Lärm aufmerksam, der aus dem Dorfe zu ihnen heraufdrang.

— Sie kommen, sagte der alte Herr und untersuchte noch einmal das Schloß der Büchse, die er in der Hand hielt. Gehe hinein, Josepha,

und erwarte uns im Hause, in das wir Dir bald folgen werden, fügte er, zu seiner Tochter gewendet, hinzu.

— Lasse mich hierbleiben, Papa, wo Du und Stephan sind, bat diese; ich fürchte mich gar nicht und am allerwenigsten neben Euch.

— Hier ist nicht Dein Platz und Du würdest uns nur hindern, sagte der alte Herr bestimmt. Ich will hier zuerst die Leute anreden, um sie durch vernünftige Vorstellungen von ihrem Vorhaben vielleicht abzubringen und unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Gehen Sie nicht darauf ein, so komme ich in das Schloß zurück.

Stephan erklärte, er wolle bei ihm bleiben, um durch seinen Anblick, da er die königliche Uniform trug, die Leute zu schrecken. Die übrigen Leute folgten der widerstrebenden Josepha, die nochmals den Vater und ihren Bräutigam flehend gebeten hatte, sich nicht zu kühn und vertrauungsvoll der Gefahr auszusetzen, in das Haus, nachdem sie angewiesen waren, sich bereit zu halten, gleich nach der Rückkehr der beiden Zurückgebliebenen die Thür zu verrammeln.

Das Geräusch, das man vorher im Dorfe vernommen hätte, näherte sich mehr und mehr dem Schlosse, und bereits konnte man deutlich

Stimmen und das laute Jauchzen der polnischen Bauern, das gewöhnliche Zeichen ihrer übermäßigen Trunkenheit, unterscheiden. Sie kamen auf dem Wege daher, der grade auf das Hofthor führte; so viel man in der Entfernung und Dunkelheit schätzen konnte, waren es etwa einige achtzig Männer, von denen der größte Theil die schon bei Seite gelegten Sensen, der übrige Schießgewehre führte; wie man später bemerkte, trugen einige dieser Leute noch zerrissene und beschmutzte Uniformen der ehemaligen polnischen Jäger und Uhlanen. Sie hatten ein paar Laternen auf langen Stöcken bei sich und Einer schwang mit wildem Geschrei eine aus Stroh und Theer bereitete Fackel.

Als sie nahe an das Hofthor gekommen waren, begannen sie mit von Branntwein heiseren Kehlen gemeinschaftlich das Lied: Noch ist Polen nicht verloren" zu singen; noch hatten sie die Verbarrikadirung des Einganges nicht bemerkt.

Die beiden hinter letzterer verborgen gewesenen Männer stiegen jetzt unerschrocken auf dieselbe, so daß sich ihre Figuren in der rothen Fackelbeleuchtung plötzlich überraschend den Kommenden darstellten. Diese brachen sofort ihren Gesang ab und erhoben ein drohendes Geschrei;

mochte sie aber der Anblick der Uniform stutzig machen, sie hielten wenige Schritte vor dem Thore unschlüssig an.

— Was wollt Ihr, Leute, daß Ihr die Nachtruhe stört und in diesem drohenden Aufzuge vor mein Haus kommt? rief Herr von Michalowski ihnen mit starker Stimme entgegen.

Niemand antwortete in der ersten Betroffenheit.

— Ich weiß, was Ihr beabsichtigt, und bin gegen Eure Anschläge vorbereitet, fuhr Jener fort; aber ich begreife nicht, was Euch zu dem Entschlusse geführt hat, mich zu überfallen, der ich keinen von Euch beleidigt, sondern ihm nur geholfen habe, wie und wo es in meinen Kräften stand. Erinnert Euch, daß Ihr keine gerechten Klagen gegen mich haben könnt, und kehrt von Eurem bösen Wege um, ehe Euch die Strafe des Gesetzes erreicht. Ich verspreche Euch, daß ich diesen Vorfall vergessen will und Ihr keine Strafe erleiden sollt, wenn Ihr Euch ruhig nach Hause begebt und Euren Rausch ausschlaft.

— Wer ist der alte Narr, der es wagt, so zu Euch zu sprechen? rief derselbe Mann, den wir unter dem Namen Pallacz kennen gelernt haben; ist es derselbe, der Euch betrogen hat, der Edelmann vom Gute?

Die Bauern waren unbeweglich geblieben und der wenige Verstand, der ihnen noch übrig geblieben war, wurde durch ihres Herrn Rede angeregt, über die Gefährlichkeit ihres Unternehmens nachzudenken. Pallacz errieth ihre Bedenken und es mußte ihm Alles daran liegen, diese zu übertäuben; deswegen gab er jene Antwort und auf seinen Ruf erhoben seine Gefährten, etwa vierzig in die Wälder verlaufene Insurgenten, ein drohendes Geschrei und näherten sich dem Thore noch mehr.

Ihr Beispiel wirkte auf die Bauern, die sich schon zu weit hatten fortreißen lassen, um so leicht wieder zur Umkehr bewegt werden zu können.

— Im Namen des Gesetzes fordere ich Euch auf, auseinanderzugehen! rief jetzt auch Stephan laut. Es liegen königliche Truppen, wie Ihr seht, im Schlosse, denn Euer nichtswürdiger Anschlag ist verrathen worden; wagt es nicht, näher zu dringen, oder ich lasse Feuer auf Euch geben.

Diese Worte, vorzüglich Stephans kühne Behauptung, wirkten um so mehr, als sie aus dem Munde eines Mannes kamen, der die königliche Uniform trug und dessen Anwesenheit man sich nicht auf eine andere Weise zu erklären wußte. Die Bauern und selbst Pallacz mit sei-

nen Genossen wichen betroffen zurück und schienen schnell zu berathschlagen, was jetzt zu thun sei.

Unglücklicherweise jedoch fiel das Licht der Fackel in diesem entscheidenden Momente so hell auf des jungen Offiziers Gesicht, daß der in dem Haufen versteckte Jude Isaac Wolff in ihm denselben wiedererkannte, der vor länger als einem Jahre in seinem Kruge verwundet und durch das Fräulein des Dorfes gerettet worden war. Somit erschien ihm desselben Anwesenheit im Schlosse leichter erklärlich und die Behauptung, daß Militair dort sei, verlor sogleich allen Glauben bei ihm.

— Glaubt ihm nicht! rief er daher mit seiner kreischenden Stimme; er lügt; es ist kein Militair hier, sondern nur er allein; er ist ein Freund des Weibsbildes im Schlosse.

Auf eine unvernünftige, tobende Menge übt eine mit Sicherheit ausgesprochene Behauptung, mag sie Wahrscheinlichkeit für sich haben oder nicht, gewöhnlich einen überzeugenden Einfluß aus; so auch dieses Mal. Pallacz hatte zuerst seine Fassung wiedererlangt.

— Wir wollen doch sehen, ob die Königlichen hier sind! rief er höhnisch und legte seine Büchse auf Stephan an.

Der Schuß knallte, aber die Kugel schlug dicht neben dem Offizier in das Holz der Hofthür ein. Keine Salve aus dem Schlosse konnte dieser Herausforderung antworten, wie es der ängstlichste Theil der Angreifer einen Augenblick erwartete; dem Herrn von Michalowski und Stephan blieb aber nichts übrig, als schnell ihren gefährlichen Posten zu verlassen und, von dem höhnenden Geschrei der Polen verfolgt, sich in das Haus zurückzuziehen, dessen Thür sogleich hinter ihnen geschlossen wurde.

Josepha stürzte ihnen schon angstvoll entgegen.

— Ihr seid Beide nicht verletzt worden? fragte sie athemlos.

— Nein, erwiederte Stephan eilig, während er mit Hand an die Verrammelung der Thür legte. Jetzt ist aber ein ernstlicher Kampf nicht mehr zu vermeiden; es wird nicht lange dauern, bis sie das Thor aufgeräumt haben.

Er hatte Recht. Die wüthenden Bauern machten sich sogleich an die Arbeit und versuchten unter furchtbarem Lärmen in den Hof zu dringen, woran sie doch eine geraume Zeit durch die Barrikade gehindert wurden.

— Gewalt gegen Gewalt! sagte Stephan ruhig, als sich Alle in den Stuben der oberen

Etage befanden und legte seine Büchse zum Fenster hinaus auf das Hofthor an. Der Schuß fiel und ein durchdringender Schmerzensschrei bewies, daß die Kugel gut getroffen habe.

— Gebt Ihnen ein tüchtiges Feuer, Leute! rief er den Uebrigen zu. Sie sind jetzt an dem engen Eingange dicht gedrängt und keine Kugel darf ihr Ziel verfehlen.

Des jungen Mannes Augen glühten vor wildem, kriegerischen Feuer und Josepha, die mit einer gewissen Scheu auf ihn blickte, mußte sich gestehen, daß er ihr in diesem Augenblicke schöner als je erschien. Er feuerte unablässig, ohne zu laden, denn sie reichte ihm, blaß, aber sich der Nothwendigkeit ihres thätigen Handelns bewußt, die Gewehre, die sie selbst ladete; Beide wechselten indessen kein Wort.

Es schien, als ob Stephans Schüsse allein einen Schaden unter den Angreifenden anrichteten, denn nur, wenn sie fielen, hörte man meistentheils einen Schrei, das Zeichen, daß sie ihr Ziel nicht verfehlt hatten. Die Hand des Herrn von Michalowski zitterte, denn er war schon alt und die Aufregung machte einen tiefen Eindruck auf ihn; nach den anderen Schützen, mit Ausnahme des alten Mathias, mußte der Offizier

aber oft einen mißtrauischen Blick werfen, denn er überzeugte sich immer deutlicher, daß sie absichtlich fehlschossen. War dies auch nicht Untreue gegen ihren Herrn, so hielt sie doch das Gefühl, auf die Leute zu feuern, die mit ihnen aus demselben Dorfe waren, ab, ihre volle Pflicht zu thun. Stephan theilte Josepha leise seine Bemerkung mit, aber auch ihr Zureden brachte keine Aenderung bei Jenen hervor.

Auch die Gegner feuerten heftig, vermochten aber nicht, die durch die Mauern gedeckten Leute im Schlosse zu treffen.

Es waren kaum zehn Minuten vergangen, als die Angreifer den Hof gewonnen hatten und nun im vollsten Laufe, um sich dem aus den Fenstern kommenden Feuer zu entziehen, über den freien Platz nach dem Hause zu rannten. Um sie hier zu erreichen, mußte man sich weit aus den Fenstern hinausbiegen und lief dabei selbst eine nicht unbeträchtliche Gefahr. Die drei polnischen Diener waren dazu nicht zu bewegen, nur der alte Mathias und Stephan selbst scheuten sich nicht, denn der alte Herr war vollständig ermattet in einen Sessel gesunken und bedurfte einer kurzen Erholung.

— Die Sache wird immer übler, wenn uns

nicht bald Hilfe kommt, sagte Stephan mit einem trüben Blicke zu Josepha. Es ist noch nicht drei Viertel auf drei Uhr und wir müssen uns um jeden Preis noch mindestens eine Viertelstunde halten.

— Herr Jesus! rief in demselben Augenblicke der alte treue Mathias und taumelte von dem Fenster zurück, aus dem er eben auf die Gegner gefeuert hatte; er war leichenblaß geworden.

— Bist Du verwundet, Mathias? fragten Josepha und Stephan zugleich in höchster Bestürzung.

— Ja, ich habe eine Kugel hier in die Schulter erhalten, erwiederte der Alte, sich fassend; aber ich will versuchen, ob ich's nicht länger aushalten kann.

Von Neuem ergriff er muthig die Büchse und schoß weiter.

— Es geht nicht mehr, sagte er nach einer Weile; der ganze Arm wird mir steif.

Josepha sprang zu ihm und beschäftigte sich eifrig, das Blut zu stillen, das in großen Tropfen immer stärker aus der Wunde rann. Der alte Mann war schwindlig geworden und mußte sich niedersetzen.

— Es ist weiter nichts, sagte er kleinlaut; wenn nur mein Arm nicht steif wäre.

— Ladet mir wenigstens die Gewehre, rief Stephan mit einem drohenden Blicke den anderen Dienern zu, die unthätig und furchtsam in der Stube standen, wenn Ihr zu feige seid, selbst zu helfen!

Sie gehorchten, aber nur mit auffallendem Widerstreben.

— Diese Schurken werden uns auch verrathen, sagte Stephan leise zu dem jungen Mädchen. Bringe Deinen Vater und Mathias in die oberste Etage; die Hausthür wird gleich gesprengt sein und ich allein kann die Treppe hier herauf nicht halten, wenn diese Menschen mich nicht unterstützen; ich werde Euch gleich folgen. Diese Drei hier können wir aber nicht mit uns nehmen, denn ihre Blicke werden mir immer bedenklicher; übrigens werden Sie wohl auch selbst keine Lust dazu haben. Wenn es nur erst drei Uhr wäre! fügte er ungeduldig hinzu.

Josepha folgte seinem Rathe und bald befanden sich ihr Vater und Mathias im obersten Stocke des Hauses, der keine bewohnte Zimmer, sondern nur noch kleine Dachräume enthielt und zu dem eine sehr schmale Treppe heraufführte.

Die Schläge an die Hausthür, welche man schon lange deutlich vernommen hatte, wurden immer heftiger und das Knarren und Aechzen der schweren Thür verrieth, daß sie nur noch eine kurze Zeit widerstehen könne. Stephan befand sich noch in der unteren Stube, als ein furchtbares Krachen das ganze Haus erschütterte; die Hausthür war den Andringenden gewichen und stürzte polternd in den Flur, die Polen sprangen über sie fort und eilten die Treppe hinauf.

Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Ein schneller Blick auf die drei Diener belehrte den Offizier, daß von ihnen nichts mehr zu hoffen sei; mit einem Satze hatte er die kleine Treppe zum obersten Stockwerk erreicht, aber schon hatten zwei der Angreifer dieselbe ebenfalls gewonnen und griffen ihn an. Ein Kolbenschlag streckte den Einen besinnungslos nieder, aber die Kolbe war dadurch von der leichten Jagdbüchse abgebrochen und Stephan hatte keine andere Waffe mehr in der Hand, als den schwachen Schaft mit dem Rohre. Seine Lage war so bedenklich, daß er sich selbst einen Augenblick für verloren hielt; der andere Pole, der sich neben ihm befand, hatte ihn an die Brust gepackt und schwang

rachebrüllend seinen Säbel über ihn; es war Pallacz, der Anführer der Plünderer.

Josepha hatte, die Gefahr des Geliebten vorhersehend, die Thür geöffnet, die jene Treppe von dem oberen Raume abschloß; sie war Zeugin des Vorfallenden und ihre Sinne schwanden fast bei diesem Anblicke. Aber die natürliche Entschlossenheit des jungen Mädchens verleugnete sich nicht in diesem kritischen Moment. Im Augenblicke hatte sie die Büchse des alten Mathias ergriffen, welche dieser mit sich genommen hatte, und legte an. Die beiden Ringenden bewegten sich so schnell, daß ihre Gestalten abwechselnd vor der Mündung ihres Gewehres schwankten. Josepha überlief ein eisiger Schauer; ihre Kugel brauchte nur um ein Geringes von der Richtung abzuweichen und sie konnte den Bräutigam treffen. Aber sie hatte ja oft auf einen Vogel oder ein Reh geschossen und selten gefehlt; es gab hier keine lange Ueberlegung und der Schuß fiel. Pulverdampf verhinderte sie, zu sehen, was geschehen war; sie sank halb ohnmächtig auf den Vater zurück, der eben aufgesprungen war, ihre Augen schlossen sich und ein entsetzlicher Krampf preßte ihr das Herz zusammen.

Im nächsten Augenblicke flog die Thür zu, Stephan umfing sie und rief mit freudigem Entzücken:

— Das war ein braver Schuß, Mädchen!

Der Pole, der ihn hatte aufhalten wollen, lag leblos auf der Treppe in seinem Blute.

Jetzt trat aber die ganze Gefahr, der sie noch ausgesetzt waren, deutlich vor Aller Seele. Die schwache Thür konnte nicht lange den Gegnern widerstehen und einen weiteren Ausgang gab es nicht für sie. Hatten Jene aber den Zufluchtsort der Schloßbewohner nicht in der Eile und Verwirrung genau bemerkt, oder wollten sie die ihnen doch sichere Beute noch aufsparen, sie drangen nicht auf der kleinen Treppe vor, sondern zerstreuten sich unter lautem Siegesgeschrei in die unteren Wohnzimmer.

— Es ist drei Uhr! rief Stephan tröstend der wieder ganz zu sich gekommenen Josepha zu.

Aengstlich und herzklopfend lauschten Alle nach der Wreschener Gegend hin, aber man hörte nichts von dem Hufschlage, den man schon hätte vernehmen müssen, wenn die Uhlanen ihren Ritt beschleunigten.

— Wenn sie nicht kämen! stöhnte Josepha, sich angstvoll an Stephan schmiegend.

— Sie müssen, sie werden kommen! erwiederte dieser, obgleich er selbst schon die Hoffnung auf Rettung aufgegeben hatte.

— Du wirst mich nicht in die Hände dieser Männer fallen lassen, sprich es aus, Stephan! Denke, was dann mein Schicksal sein würde!

Er erwiederte nichts, aber er drückte sie fest an seine Brust und lauschte von Neuem, ob die Rettung noch nicht nahe. Man wagte kein Wort mehr zu wechseln, denn Alle hofften, sie seien unentdeckt geblieben.

Zehn lange Minuten verstrichen in dieser furchtbaren Anstrengung aller Nerven. War der Bote nicht in Wreschen angekommen? Konnte oder wollte man von dort aus keine Hilfe senden? Allen blieb es ein Räthsel.

Die Bauern tobten indessen in den Wohnzimmern und man hörte deutlich, wie sie dort die Meubles und Fenster zertrümmerten.

— Sie haben uns wirklich vergessen, wie es scheint, flüsterte Stephan; wenn sie aber —

Er unterdrückte, um Josepha zu schonen, seine Vermuthung, daß man es nicht unterlassen würde, Feuer im Schlosse anzulegen, wenn die Plünderung beendet wäre, und dachte mit Entsetzen an das ihnen dann bevorstehende Schicksal.

Die Plünderer hausten wild in den Wohnzimmern; was sie der Mühe werth hielten, mitzunehmen, wurde zusammengepackt und von Einzelnen auf den Hof geschleppt, das Uebrige zerstört und verdorben; überall lagen zertrümmerte Meubles auf dem Fußboden umher und dazwischen die kostbarsten Gardinen und Teppiche, die man in roher Wuth zu Stücken zerrissen hatte.

Die drei Diener des Hauses, die so wenig Interesse für ihre Herrschaft an den Tag gelegt hatten, wurden trotz ihrer Versicherungen, wie theilnahmlos sie sich während des Kampfes verhalten hätten, doch nicht geschont. „Wer nicht mit uns ist, ist wider uns! meinten die Polen und drangen auf sie ein. Unter ihren Schlägen sanken zwei dieser Leute nieder, während es dem Dritten gelang, sich durch die Flucht ihrer Rache zu entziehen; die beiden ersteren blieben verwundet und bewußtlos liegen, da man sie für todt hielt.

Ihren Führer Pallacz hatten die Plünderer in eines der Wohnzimmer getragen; sie überzeugten sich aber bald, daß er gerade durch das Herz geschossen war, worauf sie sich nicht weiter um seinen leblosen Körper kümmerten.

Zuerst erinnerte sich der Jude Isaac Wolff, der einer der thätigsten Räuber war, wieder

der entkommenen Schloßbewohner, und zwar dadurch, daß er sich von Anfang an bemüht hatte, den Schmuck der Tochter vom Hause in seinen Besitz zu bekommen, was ihm auch gelang, und nun auf die Vermuthung gerieth, sie trage Kostbarkeiten an sich selbst. Daher rief er zuerst laut:

— Wollt Ihr denn aber den Edelmann selbst und seine Familie ganz vergessen, Ihr Leute, die uns vorher entwischt sind?

Diese Erinnerung fand bei einem großen Theile Anklang, besonders bei den Gefährten Pallaczs, die dessen Tod rächen wollten.

— Sie haben sich die kleine Treppe hinauf nach dem Boden gerettet! rief eine andere Stimme, und tumultuarisch setzte sich ein Theil der Plünderer in Bewegung, um diese zu suchen und zu ersteigen.

Sie wurden durch einen Mann aufgehalten, der mit dem Ausdrucke des größten Schreckens auf seinem bleichen Gesicht vom Hofe herauf in das Zimmer stürzte und mit gellender Stimme rief:

— Rettet Euch, Brüder! Die Preußen sind sogleich hier!

— Die Preußen? Wo sollen sie herkommen? rief man von allen Seiten ungläubig.

Aber schon hatte ein Blick durch die Fenster

die denselben Zunächststehenden von der Wahrheit der gekommenen Schreckenskunde überzeugt, denn deutlich konnte man bei dem ersten Grauen des Tages in nicht gar zu weiter Entfernung vom Gute eine ziemlich starke Abtheilung preußischer Uhlanen, die im scharfen Trabe sich dem Schlosse näherte, erblicken.

— Die Preußen! Die Preußen! rief man wild und erschrocken durcheinander und in wenigen Augenblicken waren die Zimmer des Schlosses geräumt und der größte Theil der Fliehenden war in solcher Eile, daß sie sogar die schon gewonnene Beute zurückließen.

Aber auch die Kavalleristen hatten bereits die Verwüstungen im Schlosse und ihre Urheber bemerkt, denn in einem Augenblicke löſten sich ihre geschlossenen Reihen und sie jagten den Flüchtlingen, die ihre Waffen fortgeworfen hatten, um schneller laufen zu können, über die Felder nach und machten einen großen Theil derselben, ohne auf Gegenwehr zu stoßen, zu Gefangenen. Die Uebrigen entkamen theils nach dem Dorfe, wo man sie in ihren Wohnungen später nicht leicht als Theilnehmer des Ueberfalles ermitteln konnte, theils in die nahen Wälder, wohin ihnen die Pferde nicht folgten.

Von dem Fenster des Bodenraumes aus, auf dem sich die vier Schloßbewohner befanden, konnte man nicht den Weg genau sehen, auf welchem die Uhlanen angerückt waren, und da diese nicht sogleich bis an das Schloß gelangten, sagte Jenen nur die eilige Entfernung der Plünderer, welche ihnen nicht entging, daß die Rettung nahe sein müsse. Bald gaben ihnen deren Ausrufe des Schreckens auch Gewißheit darüber.

Freudenthränen weinend, warf sich Josepha bald in die Arme Stephans, bald in die des Vaters und schüttete jetzt ihr schwerbedrücktes Herz in lauten Klagen über die ausgestandene Angst aus. Als man die Ueberzeugung gewann, daß die Eindringlinge sich gänzlich entfernt hatten, stieg man in die Wohnzimmer hinab und sah die schreckliche Verwüstung, die sie angerichtet hatten; aber der dadurch verursachte Schaden konnte jetzt, wo man selbst eben erst der drohenden Lebensgefahr glücklich entgangen war, nicht in Betracht kommen, und der alte Edelmann wurde noch mehr beruhigt, als er vernahm, daß die Polen die Nebengebäude, in denen sich die Pferde und auch kostbare Vorräthe befanden, in der Eile unberührt gelassen hatten.

Die nächste Sorge war nun, den alten Mathias, der heftige Schmerzen ausstand, sorgsam zu betten und dem treuen Diener jede mögliche Pflege angedeihen zu lassen; dann mußten die Diener, die sich wieder erholt hatten und ihre eigenen Schmerzen über die Furcht vor der ihnen drohenden Strafe fast vergaßen, in einigen Zimmern wenigstens die Ordnung wieder möglichst herstellen, damit sie wohnbar würden.

Als Josepha die Leiche des erschossenen Pallacz bemerkte, die man nicht so schnell hatte entfernen können, schauderte sie heftig zusammen und ihre Thränen brachen von Neuem aus. Stephan verstand ihr Gefühl und sagte, sie zärtlich an sein Herz drückend:

— Du hast mir jetzt zum zweiten Male das Leben gerettet, meine gute Josepha, denn ohne Deine entschlossene That ginge ich jetzt wohl nicht mehr an Deiner Seite.

Während man noch damit beschäftigt war, einige Ordnung in den verwüsteten Zimmern herzustellen, kehrten auch die Uhlanen zurück und führten viele Gefangenen, die sie noch eingeholt hatten, mit sich. Die armen Sünder, denen man die Hände mit den Fouragierleinen fest gebunden und sie auch übrigens sehr unsanft behandelt

hatte, blickten hoffnungslos vor sich hin, besonders einige Bauern vom Michalowski'schen Gute, unter ihnen auch Ignaz, der durch den Schreck vollständig entnüchtert war.

Die Geretteten sprachen den Soldaten ihren herzlichsten Dank aus und verpflegten sie mit dem Besten, was sich in der Eile herbeischaffen ließ. Als der Herr von Michalowski zu den Gefangenen auf den Hof hinaustrat, zeigten seine Bauern die tiefste Reue.

— Ich kann Euch jetzt nicht helfen, sagte er ernst zu ihnen, denn Ihr habt auf meinen wohlgemeinten Rath nicht hören wollen, der uns Allen manche Trübsal erspart hätte, und habt der Verführung willig Euer Ohr geliehen. Ihr müßt jetzt die gesetzliche Strafe erleiden; ich kann nichts thun, als Euch bedauern, denn ich bin überzeugt, daß der größte Theil von Euch ohne Besinnung im Rausche gehandelt hat.

— Gnädiger Herr, erbarmen Sie sich meines Weibes und meiner Kinder, bat Ignaz unter Thränen, wenn ich nach Posen abgeführt werde.

— Ich werde für sie Alle sorgen, erwiederte Herr von Michalowski, denn es kann nicht in meiner Absicht liegen, auch diese Unschuldigen Eure Schuld fühlen zu lassen.

Einer der Gefangenen verbarg sich auffällig hinter den Uebrigen und suchte eifrig sein Gesicht vor dem Herrn von Michalowski zu verstecken, aber dieser hatte ihn schon bemerkt und in ihm den Juden Isaac Wolff erkannt. Er sprach kein Wort zu ihm, unterließ es indessen nicht, ihn dem Offizier des Detachements als einen gefährlichen, verschmitzten Gauner zu bezeichnen, auf den man ein besonderes Augenmerk gerichtet halten müsse. Erst am Vormittage, nachdem man noch einige Verhaftungen unter den Dorfbewohnern vorgenommen hatte, verließen die Kavalleristen das Gut.

Auch Stephan wollte jetzt seinen Heimritt antreten, und zu seiner großen Freude erklärte der Herr von Michalowski, daß er ihn mit seiner Tochter nach Posen begleiten und dort eine kurze Zeit verweilen werde, bis sein Haus wieder ganz in wohnbaren Zustand gesetzt sei. Sowohl Stephan als Josepha nahmen diesen Entschluß mit der lebhaftesten Freude auf, da ihnen nun ein ungestörtes Zusammensein bevorstand.

Ganz befriedigt und heiteren Sinnes fuhr die kleine Gesellschaft am Nachmittage desselben Tages von dem Schlosse ab und erreichte Posen am Abende.

Was nun noch das spätere Schicksal der Gefangenen anbetrifft, so verfielen dieselben nach einer gerichtlichen Untersuchung ihrer gesetzlichen Strafe, die bei dem Juden wegen seiner früheren Missethaten, die jetzt auch theilweise an das Licht kamen, noch verschärft wurde. Ignaz kehrte mit seinen Kameraden vom Gute erst nach zwei Jahren, die sie in einem Zuchthause zugebracht hatten, in seine Heimath zurück; sie hatten Alle aufrichtig bereut und fanden noch mehr Grund dazu, als sie bei ihrer Zurückkunft hörten, daß der Herr von Michalowski ihre brodlosen Familien gütig unterstützt und vor dem Elende bewahrt hatte.

31.

Ein Jahr war seit den traurigen Ereignissen im Großherzogthum Posen verflossen. Die Felder grünten und blühten wieder in sommerlicher Pracht, von fleißigen Landleuten bestellt; die Sensen, die man aufgerichtet und als Waffen benutzt hatte, thaten wieder ihren friedlichen Dienst, und die Menschen, gleichviel welcher Nationalitäten, gingen freundlich nebeneinander her und reichten

sich die Hände, als habe nie ein so blutiger Kampf dort gewüthet, wie ihn das vergangene Jahr gesehen. Die preußischen Adler sah man wieder überall aufgerichtet, und unter ihren Flügeln fühlte sich das Volk wohl und zufrieden und hatte nicht mehr in solchem Maße, wie damals, über das allgemeine Elend zu klagen.

In dieser Zeit fuhr ein eleganter Reisewagen zwar nicht auf den Wegen des Großherzogthums, aber auf der Landstraße, die von Aix nach Marseille führt. In ihm saß ein junger, kräftiger Mann in Civilkleidung und hielt mit dem Blick der zärtlichsten Liebe seine Augen auf eine junge hübsche Frau gerichtet, die in der anderen Ecke des Wagens sanft eingeschlummert war. Beider Kleidung, sowie die Ausstattung des Wagens deuteten darauf hin, daß sie den höchsten Klassen der Gesellschaft angehörten, und das innige Verhältniß, in dem sie sich nebeneinander befanden, und der sorglose, heitere Gesichtsausdruck des jungen Mannes, daß sie ein junges Ehepaar seien, das auf einer Vergnügungsreise begriffen war.

Und so war es in der That. Stephan von Willing und Josepha von Michalowska hatten vor einem Jahre in Posen ihre eheliche Verbindung gefeiert und machten, nachdem ersterer sei-

nen Abschied aus dem Militärdienste genommen und sich auf das von seinem Pflegvater geerbte Gut mit seiner jungen Frau zurückgezogen hatte, eine Reise durch den Westen Deutschlands und Frankreich.

Es konnte selten ein schöneres und glücklicheres Paar geben, das nach so vielen bittern Prüfungen endlich sein gemeinschaftliches friedliches Ziel erreicht hatte, als dieses; mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit überwachte Einer die Wünsche des Andern und fand sein höchstes Glück darin, diese erfüllen zu können. Stephan hatte Xaviera, das Mädchen seiner ersten Liebe, freilich nicht vergessen können, aber die Erinnerung an sie verbreitete nicht mehr jene verzehrende Gluth der heißen Leidenschaft über seine Gefühle, die ihm ihren Besitz als das einzige Glück seines Lebens erscheinen ließ. Durch Josepha's spätere Mittheilungen hatte er erfahren, was Jene seinetwegen gelitten habe; jeder Vorwurf über ihre anscheinende Kälte war verschwunden und eine innige Theilnahme an dessen Stelle für die Unglückliche getreten, deren Herz so schmerzlich zwischen seiner Neigung und der als Heiligthum verehrten Pflicht geschwankt hatte. Die jungen Gatten sprachen oft von ihr, und fast immer sah Stephan dann eine

Thräne trüber Wehmuth in dem Auge Josepha's glänzen.

Diese blühte, als sie alle langgehegten und tiefverschlossenen Wünsche ihres Herzens erfüllt sah, von der schützenden Liebe ihres Mannes getragen, wie eine herrliche Rose auf und führte die ihr lieben Pflichten des Hausstandes mit einer solchen Lust und gewissenhaftem Eifer, wie man ihn wenige Jahre zuvor auf dem Gute ihres Vaters dem eigenwilligen, wilden Mädchen nicht zugetraut haben würde. Ein Abgott der Unterthanen ihres Mannes, von Allen, die mit ihrer holden Anmuth in Berührung traten, bewundert, war sie Stephan eine Lebensgefährtin geworden, in deren schönem, weichen Gemüthe jede seiner edlen Gesinnungen den reinsten Wiederklang fand, und mit Recht konnte er das Schicksal preisen, dessen unbegreifliche, finstere Wege ihm diesen Schatz zugeführt hatten.

Auf dem Außensitz des Wagens saß neben dem Kutscher ein anderer uns bereits Bekannter, der alte Mathias, der, von seinen Wunden wieder vollständig hergestellt, entschieden erklärt hatte, er wolle sein geliebtes Fräulein nicht verlassen, als sie von dem Gute ihres Vaters fortging, um dem Manne ihrer Herzensneigung zu folgen. Mit

ihrem Lieblingspferde war auch er nach ihrem neuen Wohnsitze gezogen, und seine treuen Augen leuchteten stets in Freude und Stolz, wenn er die junge Frau zu Pferde oder im Wagen begleiten durfte, welchen Platz er jetzt als erster Diener des jungen Paares beanspruchen konnte.

Josepha war von ihrem Schlummer erwacht und blickte lächelnd auf ihren Gatten, als dieser sagte:

— Du hast so fest geschlafen, daß Dir der Anblick der schönen Gegend um uns herum ganz entgangen ist, aber doch konnte ich es nicht über das Herz bringen, Dich zu wecken, wenn ich auf Dein liebes zufriedenes Gesicht blickte.

— Wie schön es doch hier ist! sagte die junge Frau, neugierig aus dem Wagen blickend.

— Ja, diese üppige, frische Natur des Südens ahnen wir in unserem kalten Norden kaum, erwiederte Stephan.

— Und doch fühle ich eine unendliche Sehnsucht nach unserer Heimath und freue mich auf den Augenblick, wenn wir wieder durch unseren Park mit den alten Eichen und schwarzen Tannen in das Haus einfahren, in dem uns die alten bekannten Gesichter mit unverstellter Freude willkommen heißen, sagte Josepha innig. Dann

werde ich wieder viel in meinem Garten zu thun haben, denn fremde Hände pflegen meine Lieblinge, die Blumen, doch nicht so sorgsam, wie ich es selbst thun kann. Und wenn dann der Herbst kommt und Du den halben Tag auf der Jagd umherstreifst, dann bereite ich alles vor, daß Du es bei der Rückkehr gemüthlich und bequem zu Hause findest und Dich nicht so oft nach dem Walde von Deiner Frau fortsehnst.

— Wirst Du mich nicht diesen Herbst zur Jagd begleiten? fragte ihr Mann. Sie war ja früher Deine Lieblingsneigung.

— Nein, Stephan, sagte Josepha plötzlich ernst, und mit einer bösen Erinnerung überflog sie ein leiser Schauder; ich rühre gewiß kein Gewehr mehr an, seitdem ich es das letzte Mal thun mußte.

Stephan zog sie an sich und küßte sie schweigend mit einem Blick innigster Liebe.

— Sind wir bald in Marseille? fragte sie nach einer Weile, in der sie ihre Heiterkeit wiedergefunden hatte. Ich kann die Zeit bis dahin gar nicht erwarten, hoffe ich doch, dort einen Brief vom Vater zu finden, wie er es uns versprochen hatte.

— Wir müssen in einer halben Stunde dort

eintreffen, meinte ihr Mann, nach der Uhr sehend. Was beginnen wir aber heute Abend, denn es wird zu spät sein, den Tag zu einem weiteren Ausfluge zu benutzen?

Man beschloß nach einer kurzen Unterhandlung übereinstimmend, in das Theater zu gehen.

Wie Stephan es gesagt hatte, war man bald in der Stadt angekommen und in einem der ersten mit allen Bequemlichkeiten versehenen Hotels abgestiegen. Die jungen Gatten brachten ihren Entschluß zur Ausführung und begaben sich nach dem überaus gefüllten Theater, in dessen Logen sich die elegante Welt der Stadt und Umgegend in reicher Toilette versammelt fand.

Die Vorstellung, ein leichtes Lustspiel nach französischem Geschmack, das Josepha manches heitere Gelächter ablockte, hatte schon begonnen, als sich an der ihnen gegenüberliegenden Seite die Thür einer Loge öffnete und zwei Damen eintraten, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen schienen. Man fand leicht eine Erklärung hierfür, wenn man neben der reich gekleideten noch schönen älteren Dame das junge Mädchen von auffallender Schönheit erblickte, das allen künstlichen Schmuckes entbehrte und ein einfaches, aber elegantes schwarzes Seidenkleid mit

schmalem weißen Bandbesatz trug, das bekannte Zeichen der tiefsten Trauer bei den Polinnen.

Aller Augen waren auf diese Damen gerichtet, und als auch Stephan und seine Gattin dem allgemeinen Zuge folgten, bebten Beide leise zusammen, denn sie erkannten die Gräfin Ostrowska und Xaviera, die sie schon lange in Brüssel glaubten. Xaviera sah sehr leidend und schwach aus; aus dem bleichen, regelmäßig schönen Gesicht blickten die einst so strahlenden blauen Augen mit einem matten, leblosen Glanze, der ihre innere Seelenpein errathen ließ; gleichgültig, als sei sie es schon gewöhnt und kümmere sich nicht darum, schweiften diese über die neugierigen Blicke der Menge, die sich auf sie geheftet hatten. Ruhig nahm sie neben der Gräfin ihren Platz ein und sah mit dem Ausdruck vollständiger Theilnahmlosigkeit auf die Bühne; man konnte deutlich bemerken, daß ihre Gedanken an einem andern Orte als diesem für die Freude bestimmten seien.

— Xaviera noch hier? fragte Josepha bestürzt, und heimlich flog ihr Auge auf Stephans Gesicht, aber auf diesem ließ sich nur ein Ausdruck stiller Wehmuth wahrnehmen, die des jungen Mädchens leidendes Aussehen hervorgerufen hatte.

— Ich weiß nicht, ob ich wünschen soll, daß

sie uns bemerkt, fuhr sie leise zu ihrem Gatten fort; denn so sehr ich mich sehne, sie als alte Freundin an meine Brust zu drücken und ihr aus liebevollem Herzen Trost spenden möchte, dessen sie zu bedürfen scheint, fürchte ich doch, daß unser Anblick, vorzüglich der meinige, ihre bitteren und schmerzlichen Gefühle von Neuem erwecken wird, denn sie weiß ja durch des Vaters Mittheilung an die Gräfin, daß ich Deine Frau geworden bin.

Stephan erwiederte noch immer nichts, denn er war zu tief bewegt. Er bog sich zu einem in der Nebenloge sitzenden Herrn hinüber, der Xaviera ebenso eifrig wie die Uebrigen beobachtete, und sagte:

— Entschuldigen Sie meine Frage nach den beiden Damen in der gegenüberliegenden Loge damit, daß ich Bekannte in ihnen zu finden glaube. Wohnen sie hier am Orte oder sind sie Fremde?

— Sie haben vor etwa einem Jahre eine kleine Besitzung an der See in der Nähe der Stadt gekauft, gab Jener höflich Auskunft, leben aber trotz ihres, wie es den Anschein hat, sehr bedeutenden Vermögens vollständig eingezogen; es ist eine Gräfin Ostrowska mit ihrer Tochter, polnische Emigranten.

— Und sie sind öfter hier in der Stadt? fragte Stephan weiter.

— Nicht oft, erwiederte der Franzose. Man sieht sie an keinem andern Orte, als zuweilen hier im Theater, welches die junge Dame aber auch nur gezwungen zu besuchen scheint, denn ich habe sie stets so ernst und geistesabwesend gesehen, wie sie augenblicklich ist, und nie ein Lächeln auf ihrem Gesicht bemerkt, wenn auch das ganze Haus von frohem Gelächter erschüttert wurde. Man sagt, sie leide an einer unheilbaren Gemüthskrankheit, die eine Folge des Todes ihres Bruders und der Untreue ihres früheren Geliebten sein soll.

Stephan wollte sich eben von dem Erzähler abwenden, als Xaviera zufällig auf ihn sah, so daß er betroffen die Augen senkte. Sie mußte ihn bereits erkannt haben, denn ihr Auge starrte eine Zeit lang fest auf ihn und die neben ihm sitzende Josepha, und in ihre blassen Wangen stieg schnell eine matte Röthe auf. Nach einer Weile, in der sie wohl schwer mit ihren Gefühlen kämpfen mußte, wandte sie sich zur Gräfin Sophie und schien diese auf ihre Wahrnehmung aufmerksam zu machen, denn auch ihr Gesicht drückte eine plötzliche Ueberraschung aus.

Stephan und seine Gattin konnten bemerken, wie die Gräfin nach einer kurzen Unterredung mit ihrer Pflegetochter ihrem Diener einen Auftrag ertheilte, wobei ihre Blicke auf die ihr gegenüberliegende Loge gerichtet waren und gleich darauf erschien derselbe in dieser und übergab dem jungen Manne die Karte der Gräfin Ostrowska.

— Wir müssen uns hinüberbegeben, sagte Stephan zu seiner Frau, so peinlich mir das Wiedersehen auch in dieser Umgebung ist, wo sich alle Augen auf uns richten.

Beide erhoben sich und traten bald darauf in die Loge der Gräfin. Sie war herzlich und ungezwungen, als sie die jungen Leute begrüßte und ihnen zu ihrer Verbindung gratulirte; Xaviera behielt äußerlich auch ihre Fassung bei, aber man konnte deutlich den schweren Kampf bemerken, den sie dies kostete.

— Wenn Sie mit uns übereinstimmen, sagte Gräfin Sophie dann, so verlassen wir das Schauspiel und begleiten Sie nach Ihrer Wohnung, denn Sie haben uns noch viel von Ihrem Vater und unserer theuren Heimath zu erzählen. Morgen aber hoffen wir Sie jedenfalls auf unserer bescheidenen Besitzung zu sehen, die gar nicht weit von der Stadt entfernt liegt.

Der Vorschlag wurde angenommen, die Gesellschaft verließ das Theater und begab sich in das Hotel. Die geführte Unterhaltung bewegte sich hauptsächlich nur um Themata, die das tiefere Gefühl Xaviera's nicht anregen konnten, das Befinden des Herrn von Michalowski und allgemeine Verhältnisse jener Gegend, denn absichtlich vermied man sorgfältig jedes nähere Eingehen auf die frühere Zeit, die man zusammen verlebt hatte, oder auf Josepha's und ihres Gatten jetziges Leben. Xaviera selbst nahm wenig Theil an der Unterhaltung; während die Uebrigen sprachen, sah sie bald auf Stephan, bald auf seine junge Frau, und der Zwang, den sie sich anthun mußte, war ihr im höchsten Grade peinlich und beängstigend.

Als man sich trennte, mußte Stephan fest versprechen, die Gräfin am andern Tage mit seiner Frau zu besuchen. Nach der Entfernung der beiden Damen waren die beiden Gatten stiller als gewöhnlich, und Jeder überließ sich seinen eigenen Gedanken, die bei Beiden dem aufrichtigen Bedauern Xaviera's galten.

Am nächsten Tage fuhren sie nach dem Landhause der Gräfin, das in einer reizenden Gegend hart am Strande der See auf einer Anhöhe lag,

zu der durch die lieblichsten, im frischesten Grün prangenden Anlagen ein schmaler Gang führte. Leise umspielten die Wellen den Fuß des Hügels, und wenn man aus den Fenstern des freundlichen Hauses hinausblickte, lag das Meer in seiner ganzen großartigen Pracht vor den Blicken des Beschauers, den das eintönige Rauschen des Wassers in eine süße, weiche Träumerei wiegte.

Stephan und Josepha fanden die freundlichste Aufnahme, und selbst Xaviera schien heut ruhiger als gestern, denn sie hatte Zeit gehabt, sich zu fassen und auf den Besuch vorzubereiten.

— Hier in diesem kleinen Paradiese wohnen wir jetzt schon seit einem Jahre und vermissen die glanzvollen Gesellschaften Brüssels durchaus nicht, erzählte die Gräfin, als sie zusammen in dem reich ausgestatteten Gesellschaftszimmer saßen. Meine Xaviera hat diesen Platz selbst gewählt, und wir leben hier abgeschlossen von der Welt und erfreuen uns an der schönen Natur. Bis jetzt haben wir noch nicht das Bedürfniß gefühlt, in eine rauschendere Umgebung zurückzukehren, und ich habe es ganz Xaviera, in deren Wünsche ich mich gern füge, überlassen, den Tag zu bestimmen, an welchem wir diesen Wohnsitz mit einem andern vertauschen wollen.

— Ich bedaure meine gute Mutter, sagte Xaviera, daß sie sich meiner Neigung zu einem solchen ganz einsamen Leben, das meiner Gemüthsstimmung vollkommen entspricht, so bereitwillig fügt, während sie eine glänzendere Gesellschaft gewiß oft vermißt.

Die Gräfin wollte ihrer Annahme durchaus nicht beistimmen und versicherte, während ihr Blick mit inniger Zärtlichkeit auf ihrer Pflegetochter ruhte, sie habe dieser Einsamkeit schon solchen Geschmack abgewonnen, daß sie durchaus keine Lust habe, sie zu verlassen.

Xaviera hatte, während die Gräfin im Gespräch mit Stephan blieb, ihre Freundin in den übrigen Theilen ihrer Wohnung umhergeführt und ihr noch näher erzählt, wie sie ihre Tage hier bei dem Studium der Geschichte ihres Vaterlandes und bei weiblichen Handarbeiten, oft auch ihren Erinnerungen hingegeben, zubringe.

— Hier sitze ich oft halbe Tage lang, sagte sie wehmüthig, Josepha an ein auf die See hinausgehendes Fenster führend, und lasse die Hände im Schooße ruhen; das sind meine liebsten Stunden, denn die Erinnerung an frühere Zeiten füllt sie ungestört aus. Dann blicke ich auf das Meer

hinaus, das mir so unendlich groß wie die Sehnsucht meines Herzens und wie diese keine Grenzen zu haben scheint. Wenn es hier stürmt und die Wogen fast bis zum Fuße des Hauses hinaufschlagen, dann fühle ich mich am glücklichsten, denn die Aufregung des Elements sympathisirt mit dem Wehe in meiner Brust; aber dieses geht nicht vorüber, wie die Stürme da draußen, und wenn die See wieder ruhig und glatt ist und der blaue Himmel sich in ihr spiegelt, dann fühle ich den Schmerz in meinem Herzen noch brennender, denn der Friede senkt sich nimmer darauf, und dann werde ich noch trauriger.

Sie zog Josepha sanft auf den Sitz neben sich nieder, und ihre Arme um deren Hals schlingend, fuhr sie nach einer Weile mit mühsam erhaltener Fassung fort:

— Du bist jetzt glücklich in Stephans Besitz und wirst mir nicht zürnen, wenn mein schwaches Herz immer noch eine warme Theilnahme für den Mann meiner ersten Liebe hegt, brauchst Du doch nicht mehr zu fürchten, daß ich ihn Dir rauben will. Erzähle mir jetzt, wie Ihr in Eurer Häuslichkeit lebt; glaube nicht, daß die Schilderung Eures Glückes, das ich Euch von Herzen gönne und wofür ich stets gebetet habe, seitdem

ich Eure Verbindung erfuhr, meine Gefühle schmerzlich berührt und die Empfindung des Neides in mir wecke. Ich habe keine Wünsche für mich mehr in diesem Leben.

Durch ihre dringenden Bitten bewogen, entsprach Josepha ihren Wünschen, obgleich sie, vorsichtig ihre Freundin zu schonen bemüht, immer auf ihr Gesicht blickte, um an dessen Ausdruck zu sehen, wann sie schweigen müsse. Aber Xaviera blieb ruhig, und es zeigte sich in ihren Zügen nur eine stille Wehmuth und warme Theilnahme an dem Geschick der jungen Gatten.

Als Josepha geendet hatte, umschloß sie diese fest und sagte weich:

— Möge der Himmel Euch dies reine Glück erhalten und Eure fromme Liebe schützen. Ich fühle es jetzt selbst, daß ich Stephan Das nicht werden konnte, was Du ihm jetzt bist, lag dies doch nicht in meinem freien Willen. Ich muß Dir gestehen, Josepha, fuhr sie fort, daß ich jetzt viel ruhiger und zufriedener bin, seitdem ich Euch gesehen habe; ich glaubte früher, diesen Anblick nicht ertragen zu können, aber ich fühle jetzt, daß er mir einen Theil meines Friedens wiedergegeben hat, wollte ich doch immer nur aufrichtig Stephans Glück und habe ihm jetzt schon lange

mit so voller Ueberzeugung entsagt, daß ich Dich nicht mehr beneide.

Beide sprachen noch lange allein zusammen und schütteten sich offen ihre Herzen aus.

Xaviera bemerkte während der Unterredung plötzlich das kleine Crucifix, das einst Stephans Leben gerettet hatte und jetzt von Josepha getragen wurde. Heftig bat sie diese sogleich:

— Gieb mir dieses kleine Crucifix, theure Josepha, das Dir nicht von so hohem Werthe sein kann, wie mir; es wird mich nicht allein an meine unvergeßliche Mutter und den Bruder erinnern, dem es gehörte, sondern auch an die merkwürdigen Wege des Schicksals, die es eine so wichtige Rolle in dem Leben des Mannes spielen ließen, den ich einst lieben durfte.

Josepha erfüllte ihre Bitte bereitwillig, so ungern sie sich von diesem Talisman trennte, der Stephans Leben erhalten hatte.

Die jungen Eheleute verlängerten ihren Besuch in Marseille auf der Gräfin Bitten um mehrere Tage und kehrten oft in deren Haus zurück. Xaviera war sanft und still, aber Keinem konnte es entgehen, daß das Wiedersehen, für dessen Folgen man anfangs fürchtete, einen wohlthätigen Einfluß auf sie ausgeübt hatte und daß sie sich

durch die Ueberzeugung, Stephan sei glücklich, wirklich beruhigt fühlte. Selbst mit ihm sprach sie in der letzten Zeit ihres Zusammenseins häufiger und lebhafter, zuckte noch hin und wieder auch eine schmerzliche Empfindung über ihr Gesicht.

Der Abschiedstag kam heran; Stephan und Josepha waren das letzte Mal auf der Besitzung der Gräfin, und auf Allen lastete schwer das Gefühl der bevorstehenden Trennung, die diesmal eine lange, wenn nicht eine ewige, sein mußte.

Die jungen Gatten hatten sich von der Gräfin verabschiedet, die ihnen viele Grüße an den Herrn von Michalowski und andere Bekannte in ihrer Heimath auftrug; dann wandten sie sich zu Xaviera.

Das erste Mal seit länger als einem Jahre standen erleichternde Thränen in deren Augen, und als sie Josepha mit dem innigsten Freundschaftsgefühle an ihr Herz drückte, flüsterte sie leise:

— Vergeßt mich nicht in Eurem Glücke.

Dann reichte sie Stephan die kleine Hand, die er früher oft mit so ganz anderen Empfindungen an seine Lippen gedrückt hatte. Sie schieden ohne ein Wort, aber mit einem langen Blick, der ihre Gefühle deutlicher als Worte aussprach.

Als Stephan und Josepha das Haus verlassen hatten und ihr Wagen immer ferner fortrollte, blickte ihnen Xaviera nach, bis sie ihren Augen ganz entschwunden waren. Dann brachen ihre Thränen erst hervor und sie warf sich schluchzend an die Brust der Mutter mit den Worten:

— Wie schwer habe ich in dieser Zeit gelitten!

Die jungen Gatten befanden sich wieder in ihrer Heimath, nachdem sie auf ihrer Rückreise den Herrn von Michalowski besucht hatten. In ihrem glücklichen Familienleben vergaßen sie nicht Xaviera's, die sie seitdem nicht wiedersahen. Nur einmal ging nach mehreren Jahren ein Brief der Gräfin von demselben Landgute in Marseille ein, in dem sie erfreut schrieb, ihrer Pflegetochter trüber Gemüthszustand habe sich in letzter Zeit gebessert und sie hoffe, ihn allmälig ganz verschwinden zu sehen.

Auch Xaviera hatte ein kurzes Billet an Josepha beigefügt, in dem sie dieser von ihrer häuslichen, stillen Einsamkeit erzählte. Sie schrieb unter Anderem:

„Ich glaube nicht, meine gute Josepha, daß Du in mir noch dasselbe bleiche und elende Mädchen wiedererkennen würdest, das ich bei Eurer letzten Anwesenheit war. Die Zeit und die herrliche Natur um uns haben ihren segnenden Einfluß auch auf mich ausgeübt; ich fühle mich körperlich und geistig viel wohler und blicke mit größerem Vertrauen in meine Zukunft, als ich es damals zu hoffen vermochte. Die seligste Ruhe aber durchdringt mein ganzes Wesen, wenn ich für Dein und Deines Stephans Glück bete, was ich an keinem Tage unterlasse."

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10126969-1